Hans Sachs,

ein deutscher Handwerker und Dichter.

Hans Sachs,

ein deutscher Handwerker und Dichter.

Nach seinem Leben und nach seinen Dichtungen

für

das deutsche Volk dargestellt

von

Dr. G. Schumann.

Neuwied a/Rhein. 1890. Leipzig Thalstraße 2.

Heusers Verlag (Louis Heuser).

Vorrede.

Bei meinen Vorträgen, welche ich seit mehr als 25 Jahren in verschiedenen Jünglings-, Handwerker- und Arbeiter-Vereinen aus der deutschen Kirchen- und Litteraturgeschichte gehalten habe, bin ich gern immer wieder zu Meister Hans Sachs zurückgekehrt, weil mich selber des warmherzigen, frommen Mannes Art anzog, und weil ich merkte, daß auf ihn meine Zuhörer als auf einen Meister ihrer Art besonders achteten. Ich entschloß mich daher, das, was ich über ihn gesammelt und zu verschiedener Zeit behandelt habe, zusammenzustellen und weiteren Kreisen darzubieten. Ich zähle dabei vorzüglich auf die eigentlichen Volks- und Handwerkskreise, die in unserer durchwühlten Zeit Freude haben mögen an diesem echten deutschen Volks- und Handwerksmanne.

Es haben aber Bücher ihre Geschicke, und so ist es auch diesem Büchlein ergangen. Als nämlich eben die ersten Blätter als Anlage zum Rheinischen Schulmanne erschienen, gab Rudolph Genée sein Buch „Hans Sachs Leben und ausgewählte Dichtungen" heraus, und etwas später kam dann dazu, in mehr poetischem Gewande gehalten, Armin Steins „Hans Sachs".

Ich erkenne die Vorzüge dieser Schriften willig an und wünsche nur, daß mein Buch als das dritte im Bunde dem liebenswerten Dichter in weiteren Kreisen recht viele Freunde werben möge.

Trier, Pfingsten 1890.

Dr. G. Schumann.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Zur Erhaltung und Förderung der Volkswohlfahrt auf allen Gebieten des Lebens und in allen Schichten der Gesellschaft sind fromme und tüchtige Leute in allen Ständen und Berufsarten nötig. Darum liegt so viel daran, daß ein jeder den richtigen Beruf erwähle. Der richtige Beruf ist aber für einen Menschen derjenige, zu dem ihn in erster Linie Gott selber durch die ihm verliehenen geistigen und körperlichen Anlagen und äußeren Lebensgüter und Verhältnisse bestimmt hat; denn diese haben wir als Gottes Geschenke und Gaben zur Gestaltung unseres Lebens in verschiedener Weise empfangen. Und der rechte Beruf ist sodann für einen Menschen der, zu dem ihn auch seine recht verstandene Neigung, die in den einem jeden verliehenen Gaben Gottes ihre Wurzel hat, mit besonderer, nicht bloß vorübergehender, sondern anhaltender Kraft hinzieht. Es ist aber nicht genug, daß ein jeder den rechten Beruf wähle, sondern es ist auch nötig, daß er nach der Wahl sich fort und fort durch alle die Bildungsmittel, deren er in seinem Berufe habhaft werden kann, zu einem wackeren, kenntnisreichen und geschickten Berufsgenossen heranbildet. Und es ist endlich notwendig, daß er die erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten in treuer Berufsarbeit zu seinem eigenen Fortkommen im Leben und zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt in dem Kreise, den Gott ihm zugemessen hat, anwendet.

Darum ist jeder Stand und Beruf ehrenwert; denn nur durch das Zusammenwirken aller Stände kann des gesamten

Volkes und des einzelnen wahres Wohl gedeihen, wie die heilige Schrift es veranschaulicht an dem Dienste aller Glieder, welche zur Erhaltung des Leibes und für einander gleich sorgen, so daß wahr wird: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit.“ (1. Korinther 12, 26). Unser Dichter Schiller hat in seinem Liede von der Glocke die fröhliche Arbeit aller Stände an der gemeinsamen Wohlfahrt so geschildert:

„Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz;
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.“

Es steht darum den Gliedern höherer Stände und Berufsarten, mögen sie auch noch so vornehm, reich, gelehrt oder kunstverständig sein, übel an, wenn sie auf die niederen Stände und die breiten Volksschichten, auf Handwerker, Ackerbauer, Land-, Forst- und Fabrikarbeiter hochmütig und verächtlich herabblicken, da sie doch täglich erfahren, wie notwendig und ganz unentbehrlich die Dienste derselben auch für sie selber sind. Wiederum sind auch zur Erhaltung des Ganzen, auf daß auf Erden nichts versäumt werde, die oberen Stände nötig. Gott spricht daher in dem Spiel: „Wie Gott der Herr Adam und Eva ihre Kinder segnet“, bei Hans Sachs:

„Ich bin der allmächtige Herr,
Muß in der Welt weit und fern
Amtleut (Dienstleute) haben zu allen Dingen,
Daß einer den andern hin kann bringen[1]).

[1]) Hinbringen = erhalten, ernähren. Es kommt in dieser Bedeutung noch in den Dialekten vor.

Wenn sie all König und Fürsten wär'n,
Bürgermeister und groß Kaufherrn,
Müßten ob einander verschmorrn[1]).
Wer wollt ihn'n bauen Treid (Getreide) und Korn,
Wer wollt ihn'n zimmern, bauen und backen,
Weben, Hosen und Schuh machen,
Schmieden, drehen und Leder gerben,
Münzen, scheren und Tuch färben?
Dergleichen, wenn der g'meine Hauf
Kein Obrigkeit hätt, die ihm säh drauf
Und sie fürsichtiglich regiert,
Gemein Nutz schützet und ordiniert
Und thät den Bösen widerstehn,
Wie wird es über und übergehn?
Kein Stand kann ohn den andern sein."

Es ist aber auch für jeden um der eigenen Wohlfahrt willen besonders wichtig, daß er in seinem Berufe sich zufrieden und glücklich fühlt; denn in dieser Zufriedenheit wurzelt das Lebensglück und zugleich der Antrieb zu tüchtiger Entwickelung, um im Berufe und im sittlichen Leben vollkommen zu werden und zu allem guten Werk geschickt. Zu solcher Zufriedenheit kann uns wohl eine Betrachtung verhelfen, wie wir sie angestellt haben; denn wir erkennen, daß wir in unsern Beruf von Gott berufen sind, und daß er uns gegeben ist, um darin Gottes Ehre, des Nächsten und unser Bestes zu schaffen, damit auch durch unsern geringen Dienst alles in der Welt wohl erhalten werde. Zu solcher Zufriedenheit mit unserm Stande kann uns auch bringen ein unbefangener, nicht vom Neide getrübter Blick auf das Leben und das Glück, das Gott andern Ständen verliehen hat; denn wir werden erkennen: Ein jeder Stand hat seine Plage, ein jeder Stand hat seine Last. Bei Hans Sachs hat Gott der Vater selber in dem Spiel: „Wie Gott der Herr Adam und Eva ihre Kinder segnet", als Eva sich darüber beklagt, daß Gott vier ihrer Kinder zu Herren, vier aber zu Arbeitern

[1]) Verschmorrn = verschmoren, austrocknen, saft- und kraftlos werden.

gemacht hat, die hart arbeiten, übel essen, hart liegen und vor König, Adel und Bürger sich schmiegen müssen, dies so ausgedrückt:

„Eva, du thust nit recht verstahn.
Es ist ein Stand wie der ander,
Sie sind mühselig allesander (allesamt),
König, Ritter, Bürger und Kaufmann.
Gleich wol (obgleich sie) gar kein Handarbeit han,
Doch unter ihrer Pracht verborgen
Stecken sehr groß Müh, Angst und Sorgen
Von Krieg, Aufruhr und Rauberei,
Krankheit und Unglücks mancherlei,
So sich zuträgt im Regiment,
Des sind gefreit die andern Ständ,
Haben kein ander Sorg nit mehr,
Denn wie man Weib und Kind ernähr,
Die Handarbeit ist ihn'n gesund,
Macht süßen Schlaf, nüchtern und rund,
Ihn'n ist auch wohlschmach (wohlschmeckend)
Speiß und Trank,
Auch ist ihn'n die Weil nit so lang.
Zu Arbeit ich den Menschen klug
Beschuf wie den Vogel zum Flug;
Drum welcher Mensch ihm läßt genügen
An dem Stand, den ich ihm thu fügen,
Der hat genug bei all sein'n Jahren." —

Zur Dankbarkeit gegen Gott, der uns in unsern Stand gesetzet hat, zum Vertrauen auf seine Hülfe, zur Zufriedenheit mit unserm Berufe und zu einem fröhlichen Mute und freudigem Streben nach Vollkommenheit in unserer Arbeit kann uns auch die Betrachtung des Lebens hervorragender Männer erwecken, die, wenn sie vielleicht auch in einem niederen Berufe standen, in demselben sich wohl fühlten, Großes erreichten und den Besten ihrer Zeit und ihres Volkes zugerechnet werden. Darum will ich schlicht und einfach das Leben des ehrsamen Schuhmachermeisters und Dichters Hans Sachs erzählen.

Zweites Kapitel.

Hans Sachsens Kinderjahre.

Das Jahr 1494 war nicht gerade ein glückliches Jahr für das deutsche Vaterland. Der unthätige Kaiser Friedrich III. war zwar 1493 gestorben, und der rüstige Kaiser Maximilian war an seine Stelle getreten und hatte die Türken, welche 1493 ins Land gefallen waren, vertrieben, aber die Folgen des Einfalles wirkten noch nach, böse Krankheiten zeigten sich in verschiedenen Orten des Reiches, und zudem trieben die Beute suchenden und fehdelustigen Ritter noch immer ihr Unwesen, so daß schwerer Druck auf Handel und Wandel im Reiche lastete, und überall, besonders auch in geistlichen Angelegenheiten, Verwirrung zu Tage trat. Die Deutschen waren durch die Plackereien Roms „rommüde" geworden und ertrugen, wie Kaiser Maximilian sich Kaiser ohne Roms Zuthun nannte, die Lasten, welche Rom auflegte, nur noch mit äußerstem Widerwillen. Besonders schlimm war das Jahr für die gute freie Reichsstadt Nürnberg. Diese war, anmutig am Fuße der alten Burg und zu beiden Seiten der Pegnitz gelegen, bald ein Lieblingsort der deutschen Kaiser geworden, welche öfter ihr Hoflager in ihren Mauern aufschlugen und in ihr mehrere Reichstage abhielten, und sie war im Laufe der Jahrhunderte durch die Betriebsamkeit ihrer Bewohner, welche neben Augsburg den durch Venedig vermittelten Handel des Morgenlandes an sich gezogen hatten und die morgenländischen Waren mit gutem Gewinn nach dem Norden ausführten, herrlich aufgeblüht. Neben dem ausländischen Handel hatte sich eine tüchtige heimische Industrie entwickelt, welche ihre Erzeugnisse weithin absetzte, und der Wohlstand der Bürger — Papst Pius II. sagte, ein Nürnberger mittelmäßiger Bürger könne besser leben als ein schottischer König — hatte zugleich ein höheres geistiges Leben erzeugt, das sich besonders durch die Förderung der Künste offenbarte, so daß

Nürnberg in dieser Beziehung unter den deutschen Städten mit in erster Reihe stand, wenn es auch nur etwa 25000 Einwohner zählte. Die Zeit drückte aber schwer genug auch auf die mutigen Herzen der unternehmenden Bürger. Die Fehden der Ritter der Umgegend machten die Handelswege unsicher, so daß der Schutz der Handelszüge immer größere Opfer erforderte. Der Stadt selber drohten Verwickelungen ernsterer Art von den Hohenzollerschen Markgrafen wegen der alten Burg und deren Gerechtsamen, und dazu kam, daß in der Stadt und deren Umgebung eine bösartige Seuche herrschte, die geschwinde Krankheit, welche ein großes Sterben verursachte. Nach der Tucherschen Fortsetzung der Jahrbücher starben täglich 90 Menschen, nach Deichslers Chronik an einem Tage sogar 114 Menschen, so daß die Zahl der Toten bis Weihnacht 9780 betrug, und man des Sterbens wegen 1300 Bettler austrieb[1]). Auch der ehrsame Schneidermeister Georg (Jörg) Sachs in Nürnberg und seine Ehefrau, die guter Hoffnung war, erkrankten an der Seuche, kamen aber mit dem Leben davon und hatten am 5. November des Jahres 1494 die Freude, daß ihnen ein Sohn geboren wurde. Sie ließen ihn noch an demselben Tage taufen und ihn Johannes nennen, welcher Vorname in Hans verkürzt wurde.

Die frommen Eltern zogen ihr Kind mit Liebe und Ernst auf, hielten es zu allem Guten an und warnten es vor dem Bösen, so daß Hans Sachs noch als Mann es der guten Erziehung seiner Eltern zuschreibt, daß er schon in jugendlichen Jahren dem Schönen sich zugewandt und den Lastern der Hoffart, Buhlerei, des Spieles, der Völlerei und des Mutwillens, so viel er konnte, kräftig widerstanden habe. Er führt nämlich in dem Gedicht: „Zweierlei Belohnung, beide der Tugend und Laster" als Grund seines Abscheus gegen die Laster an:

---

[1]) Die Chroniken deutscher Städte. Band 11. Nürnberg, Band 5, S. 507 u. 577.

„Weil ich in meinen kindlichen Tagen
Hatt von meinen Eltern hören sagen,
Wie solche Laster wären unrecht.“

Als er sieben Jahre alt war, wurde er in eine der damals in Nürnberg bestehenden vier Lateinschulen, die vom neuem Spital zum heiligen Geist geschickt, in der er die Anfänge der Wissenschaften lernte, welche damals den Knaben gelehrt wurden, namentlich, wie er selbst sagt, Grammatik und Musik, d. h. Lesen, Schreiben, Lateinisch und Singen. An einer andern Stelle führt er Grammatik, Rhetorik, Logik, Musik, Arithmetik, Astronomie, Poesie und Philosophie als Unterrichtsgegenstände der Schule an und sagt:

„Da ich lehrt (lernte) Griechisch und Latein
Artlich wol reden, wahr und rein,
Rechnen lehrt ich auch mit Verstand,
Die Ausmessung mancherlei Land,
Auch lehrt ich die Kunst der Gestirn,
Der Menschen Geburt judicirn[1]),
Auch die Erkenntnis der Natur
Auf Erden mancher Kreatur
In Luft, Wasser, Feuer und Erden ꝛc.“

Indessen muß der Unterricht nicht sehr tiefgehend gewesen sein; denn er bekennt später, daß er sei ein „ungelehrter Mann, der weder Latein noch Griechisch kann.“

Aber wenn er auch erzählt, daß er diese Kindereien (Puerilia) wieder vergessen habe, und wenn er auch gewiß manches davon verschwitzt hat, sind doch diese Jugendkünste ihm behülflich gewesen, durch eigene Belehrung aus Büchern und durch den Umgang mit kenntnisreichen Leuten ziemlich umfangreiche Kenntnisse aus der alten und neueren Geschichte, Sage und Dichtung zu erwerben, und man ersieht es aus seinen Dichtungen, daß seine in der Schule erworbene Bildung ihm nicht bloß Hülfsmittel zur Erwerbung neuer Kenntnisse, sondern auch in ihren Elementen die Grundlage seiner reichen, in den späteren Jahren durch treuen Fleiß erworbenen

[1]) Bei der Geburt eines Menschen dessen Schicksal aus den Sternen verkündigen, das Geschäft der Astrologie, Sterndeuterei treiben.

Lebensbildung geworden ist. Er ist dadurch ein lebendiges Beispiel dafür, daß auch auf einer nur einfachen und dem Umfange nach nicht weitreichenden Schulbildung durch tüchtige Arbeit an der eigenen Fortbildung in den Jahren nach der Schulzeit eine tüchtige allgemeine und Fachbildung sich aufbauen läßt, und daß es besonders von der treuen Benutzung, Erweiterung und Vertiefung der Schulkenntnisse im späteren Leben abhängt, ob einer ein kenntnisreicher und verständiger Mann wird, oder ob einer zeitlebens ein Dummkopf bleibt, der immer nur klagt, daß man zu seiner Zeit in der Schule zu wenig gelernt habe, aber nichts thut, um zu den wenigen Kenntnissen weitere durch eigene Erfahrung, Belehrung und Umgang mit verständigen Leuten hinzuzuerwerben. Gerade auch auf dem Gebiete des Geistes gilt wie auf dem des Leiblichen für den, der reich werden will, das Wort des alten griechischen Dichters Hesiodus:

„Denn wenn noch so Geringes zu noch so Geringem du legest
Und dies häufiger thust, bald wird ein Großes auch hieraus."

Wer kenntnisreich werden will, muß treulich in der Jugend bis ins Alter Kenntnisse sammeln.

Nürnberg, welches man wohl das Vaterland der Klugheit und das Wohnhaus der Künstler nannte, und welches nach Luthers Wort an Lazarus Spengler „leuchtet in ganz Deutschland wie eine Sonne unter Mond und Sternen, und gar kräftiglich alle Städte beweget, was daselbst in Schwange geht," bot zwar einem aufgeweckten und lernbegierigen Knaben, wie Hans Sachs es war, manche geistige Anregung und mancherlei Gelegenheit, ausgebreitete Kenntnisse sich zu erwerben. Es waren da großartige Bauwerke: Die Lorenzkirche mit Adam Kraffts steinernem Sakramentshäuschen, die Frauenkirche mit der kunstreichen Uhr, die Sebalduskirche mit trefflichen Steinhauerarbeiten von Adam Krafft, Gemälden von Wohlgemuth und Dürer, Kruzifixen von Veit Stoß und Peter Vischers berühmtem Sebaldusgrabe, die Ägidienkirche, das Schloß mit dem Heidenturme, das Rathaus, das Nassauer

Haus, der schöne Brunnen, der Pfarrhof von St. Sebald, in dem Melchior Pfinzing den Theuerdank dichtete, die nach dem Muster des berühmten Ponte Rialto in Venedig erbaute Fleischbrücke, welche die Pegnitz mit einem Bogen überspannt u. a. m. Es waren da die Kunstwerkstätten der Goldschmiede und Maler, unter denen die von Michael Wohlgemuth und Albrecht Dürer zuerst zu nennen sind. Es gab da hervorragende Handwerksstätten, welche wie die der Kompaßmacher, die des Erzgießers Peter Vischer, in welcher man von 1506 bis 1519 das künstliche Sebaldusgrab konnte entstehen sehen, des Bildhauers Adam Krafft, des Holzschnitzers Veit Stoß, des Schlossers und Erfinders der Taschenuhren Peter Hele u. a. m. den Kunstwerkstätten gleich zu achten waren. Es gab allerhand Seltsames und Wunderbares zu schauen, das fahrende Leute in die Stadt brachten. So war 1496 für einen Pfennig am Heumarkt ein Drache zu sehen, „hieß Hydra, hatte drei Köpfe", Ostern zwei Säue, die aneinander gewachsen waren[1]); 1503 tanzten Seiltänzer vor sich und hinter sich auf dem Seile, machten den Affen-, Fisch- und Totensprung[2]). Es boten die feierlichen Besuche fürstlicher Herren allerhand Schaugepränge. So kam am 24. Oktober 1500 Kaiser Maximilian mit 400 Pferden; man holte ihn feierlich ein. Dazu erschien auch Herzog Friedrich, Kurfürst von Sachsen als Statthalter des Reichsregiments, desgleichen Herzog Albrecht von Sachsen, Bischof von Mainz; sie blieben längere Zeit da und feierten sehr festlich den Allerseelentag[3]). Schon das folgende Jahr am dritten Osterfeiertag (13. April) kam der Kaiser wieder und blieb mit dem Herzog Georg von Bayern, dem Landgrafen von Hessen u. a. 9 Tage da. Man schenkte ihm 6 Auerochsen von fremder Gestalt[4]). Zu sehen boten die städtischen Feste, das 1503 nach längerer Zeit wieder statt-

[1]) Die Chroniken deutscher Städte. Band 11. S. 605.
[2]) Die Chroniken &c. Band 11. S. 670.
[3]) Die Chroniken &c. Band 11. S. 623.
[4]) Siehe auch die Chroniken &c. Band 11. S. 643. Einzug des Bischofs von Bamberg.

findende Schönbartlaufen,[1]) der öffentliche Vollzug der richterlichen Strafen, wo Ohren abgeschnitten, Leute lebendig begraben, Frauen wegen Zauberei verbrannt, andere, Bettler oder Landstreicher, mit Gerten ausgehauen wurden ꝛc.[2]). Und der rege Geschäftsverkehr der Stadt mit dem Auslande weckte schon frühzeitig den Geist der städtischen Jugend. Aber es kommt dabei doch immer wieder darauf an, daß jemand sich wirklich anregen läßt und die Gelegenheit zur Bildung auch benutzt. Hans Sachs ließ sich davon anregen und gewann dadurch Sinn und Verständnis für höhere Güter und zugleich den heiteren und freien Blick in das praktische Leben und seine Verhältnisse, der ihn so auszeichnet. Er war dabei nicht ein Stubenhocker, sondern ein fröhlicher Knabe, der kräftig heranwuchs. Nur als er neun Jahre alt war, lag er 30 Tage am heißen Fieber. Daß er auch in sittlicher Beziehung gesund blieb, verdankte er der steten Hut seiner braven Eltern; denn die Schulen übten nicht gerade gute Zucht, und es muß in ihnen schlimm ausgesehen haben. Denn am 17. Juli 1500 entstand in einer derselben ein förmlicher Aufruhr, indem die Schüler dem Lehrer die Schule verschlossen, so daß dieser Hülfe bei den Stadtknechten suchen mußte, und eine förmliche Schlacht entstand[3]). Ein anderer ärgerlicher Zank erhob sich 1503 am 22. Januar zwischen den Poeten und dem Schulmeister, dem Leiter der Schule, weil ein Poet einen Schüler gehauen hatte, und der Magister (Rektor) dafür den Poeten wieder strafte und fünf Gerten an ihm zerschlug. Der Poet beklagte sich darüber bei dem Rat, der gegen den Rektor einschritt. Der Rektor aber erboste sich darüber so, daß er die Schüler bis Fastnacht beurlaubte, so daß der Magistrat sich genötigt sah, den Magister aus der Stadt zu weisen[4]).

Nachdem Hans Sachs bis zum fünfzehnten Jahre die

[1]) Die Chroniken ꝛc. Band 11. S. 647.
[2]) Die Chroniken ꝛc. Band 11. S. 659. 693.
[3]) Die Chroniken deutscher Städte. Band 11. S. 619.
[4]) Die Chroniken ꝛc. Band 11. S. 659.

Schule besucht hatte, verließ er dieselbe 1509 und wurde von seinen Eltern zu einem Schuhmacher in die Lehre gethan, um sich mit seiner Hände Arbeit zu ernähren. Er lernte zwei Jahre das Handwerk und nahm zugleich in seinen Freistunden als Lehrling an den Singeschulen der Meistersänger teil; denn ein innerer Drang trieb ihn zur Dichtkunst, welche in jenen Singeschulen, wenn auch in nur äußerlicher, handwerksmäßiger Weise gepflegt wurde. Noch mehr konnte er diesem Drange folgen, als er schon nach zweijähriger Lehrzeit, da er durch Fleiß, Rechtlichkeit, Bescheidenheit und Anstelligkeit nicht nur die Liebe seines Lehrmeisters, sondern auch der gesamten Schuhmacherzunft sich erworben hatte, in althergebrachter, feierlicher Weise losgesprochen und zum Gesellen gesprochen wurde. Er hatte zum Lehrmeister in der edlen Kunst des Meistergesanges, die damals in Nürnberg besonders blühte, den Leinweber Leonhard Nunnenbeck erwählt. Dieser unterwies ihn in den Kunstgriffen und Kunstregeln, welche die Tabulatur enthielt, so weit, daß Hans Sachs sagen konnte:

„Ich hatt' von Lionhardt Nunnenbecken
Erstlich der Kunst einen Anfang."

Drittes Kapitel.

Der deutsche Meistergesang.

Da Hans Sachs als Meistersänger alle seine Kunstgenossen an Bedeutung überragt, müssen wir hier über den Meistergesang selber in seiner geschichtlichen Entwickelung bis auf Hans Sachs etwas sagen. Der Meistergesang ist hervorgegangen aus dem Minnegesang, welchen die ritterlichen Herren des Mittelalters pflegten, an dem aber auch schon bürgerliche Meister, z. B. Meister Gottfried von Straßburg, teilhatten. Der Minnegesang verfiel mehr und mehr, als

die Ritter in den Wirren der Zeiten verwilderten, zu Wegelagerern wurden, die an den Straßen den Kaufleuten auflauerten und, wie man zu sagen pflegte, sich vom Sattel nährten und aus dem Stegreife lebten. Da traten an die Stelle der ritterlichen Sänger bürgerliche Handwerksmeister in den aufblühenden Städten. Sie vermochten freilich nicht, den Verfall der Dichtkunst aufzuhalten; denn sie achteten meist nur auf die äußere Form, behandelten die Dichtkunst wie ein Handwerk, das man nach festen Regeln schulmäßig oder handwerksmäßig erlernen und ausüben könne, und übersahen, daß zum Dichter mehr gehört als Fertigkeit im Reimen, daß der Dichter auch dichterische Anlage haben, geboren werden muß.

Da der Übergang vom Minnegesang zum Meistergesang sich nur allmählich vollzog, so weiß man keine bestimmte Zeit anzugeben, in der der Meistergesang und die Zünfte oder Gesellschaften der Meistersänger in den Städten entstanden sind. Heinrich Frauenlob, † 1318, galt als Stifter der Meistersängerschule zu Mainz, welche man für eine der ältesten hielt. Doch ist dies nur eine ungewisse Sage. Gewiß ist, daß die Gesellschaften der Meistersänger um die Mitte des 15. Jahrhunderts schon ziemlich verbreitet waren, und daß sie schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts bei den Meistersängern selbst als eine sehr alte, in der grauen Vorzeit entstandene Einrichtung galten. Es erzählt nämlich ein Meistergesang, daß zwölf große Meister, von denen keiner den andern kannte, die Erfinder des Meistergesanges und die Stifter der Meistersängergesellschaft gewesen seien. Es waren diese Meister Heinrich Frauenlob in Mainz, Heinrich Mügelich zu Prag, Nikolaus Klingsohr aus Ungarland, der starke Poppo, Walther von der Vogelweide, Wolfgang von Rohn oder Rahm (eigentlich Wolfram von Eschenbach), Hans Ludwig Marner, der Schmied Barthel Regenbogen, Sigmar der Weise, sonst der Römer von Zwickau genannt (eigentlich Reinmar von Zweter), der Musikant Konrad Geiger, auch Jäger genannt, aus Zwickau, Kanzler und

Stephan Stoll. Sie fingen zur Zeit Kaiser Ottos I. und des Pastes Leo VIII. im Jahre 962 in deutscher Sprache zu dichten und zu singen an. Der Anhang des Papstes bezichtigte aber diese Meister, weil sie das ärgerliche Leben des römischen Hofes und der Geistlichen in ihren Liedern gestraft hatten, der Ketzerei. Der Kaiser meinte auch anfänglich, es sei eine neue unreine Sekte, und beraumte einen Tag an, an welchem sie sich an der hohen Schule zu Pavia stellen sollten. Das geschah, und vor dem Kaiser, seinem ganzen Rate und vielen Doktoren und Magistern, auch päpstlichen Legaten wurden die zwölf Sänger nach Zahl, Maß und Wort genau abgehört. Der Eindruck war ein günstiger, alle hörten mit Wohlgefallen zu, und der Kaiser wie seine Begleiter überzeugten sich, daß diese zwölf Meister keine Rottengeister seien. Als dann auch Papst Leo vernommen hatte, wie die Lieder der Meister Gott nicht zuwider seien, erlaubte er den Meistergesang jedermann und ermahnte sonderlich die Deutschen, weil ihnen Gott die Kunst bekannt gemacht hatte, dieselbe auszubreiten. So erhielt Gott den Meistergesang über 600 Jahre bei gutem Klange.

Schon die Zusammenstellung von Meistern, die selber zu verschiedenen Zeiten lebten, mit dem Kaiser Otto I., von dem sie Jahrhunderte abstanden, zeigt, daß wir es in der Erzählung mit einer Handwerkssage zu thun haben, welche wie alle solche Handwerkssagen den Ursprung des Handwerkes oder der Kunst, welche man selbst pflegt, recht weit in die Anfänge des Menschengeschlechts zurückzuverlegen liebt, und die Versicherung der Meistersänger, daß Kaiser Otto I. die ihnen zu Pavia erteilten Freiheiten auf einem Reichstage zu Mainz bestätigt und vermehrt habe, ist hinfällig. Die älteste Urkunde, auf welche sie sich demnächst beriefen, stammte vom Jahre 1387. Es war ein Freibrief von Kaiser Karl IV., worin er den Meisterschulen das Wappenrecht bewilligte. Dieses Wappen ist ein gevierter Schild, der in zwei Feldern den schwarzen Reichsadler, in den beiden anderen den silbernen mit Gold

gekrönten böhmischen Löwen zeigt. Über dem Ganzen prangt ein blaues Schildlein mit einer goldenen Königskrone.

Die früheren Meistersinger betrieben die Kunst als ihren Beruf, wollten von ihr, wie z. B. Michel Beheim, leben und übten nur, weil sie durch die Poesie ihr Brot nicht sicher verdienen konnten, daneben das Handwerk. Die späteren Meistersänger betrachteten die Kunst als eine fromme Uebung und Unterhaltung und dachten nicht daran, durch etwas anderes als ihr Gewerbe und ihr Handwerk ihren Lebensunterhalt zu verdienen.*) Diese Wendung trat in deu letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts ein.

Seine Hauptsitze hatte der Meistergesang in den süddeutschen Städten, von denen Mainz, Augsburg, Nürnberg, Straßburg, Frankfurt, Memmingen, Kolmar und Ulm besonders zu nennen sind. Andere, auch kleinere Orte, in denen eine Meistersänger-Gesellschaft bestand, erwähnt Hans Sachs in dem Gedicht: „Summa all meiner Gedicht."

In diesen Städten bildeten teils die Genossen desselben Handwerks, z. B. in Ulm die Weber, in Kolmar die Schuhmacher, meist aber die sangeslustigen und die gesangkundigen Mitglieder verschiedener Zünfte eine Sängerzunft. Sie wollten aber nicht für eine eigentliche Zunft, sondern für eine freie Gesellschaft gehalten werden nnd nannten sich daher selber nicht Meistersänger, sondern Liebhaber des deutschen Meistergesanges. Diese Sängergesellschaften, Vereine rechtlicher Bürger zur Pflege der holdseligen Kunst der Poeterei, standen in guter Achtung bei ihren Mitbürgern. Denn wie die Handwerker nur bürgerlich unbescholtene Glieder der Gesellschaft in ihre Zünfte aufnahmen, so sahen die Meistersänger darauf, daß nur sittlich Unbescholtene in ihrer Gesellschaft Aufnahme fanden, und sie übten in ihren Gesellschaften in aller Ehrbarkeit und Frömmigkeit die Kunst als eine vorzugsweise heiligen Zwecken dienende zur gemeinsamen Erbauung und Belehrung,

*) Adolf Holtzmann, Meistergesänge des 15. Jahrhunderts. Pfeiffers Germania 2c. Bd. 3. S. 308 ff. Bd. 5. S. 210 ff.

„Gott und der Welt gefällig," weshalb auch nach der Reformation den Gesängen nur biblische Texte untergelegt werden durften. Es ist darum, wenn man auch nicht sagen kann, daß sie die Dichtkunst wesentlich gefördert haben, anzuerkennen, daß sie in erfreulicher Weise die Tugenden des bürgerlichen Lebens: Ehrbarkeit, Genügsamkeit, Zufriedenheit, Häuslichkeit, das feste Zusammenhalten und die treue Einigkeit des deutschen Bürgerstandes gepflegt und den Sinn für das Edle und Schöne zu einer Zeit erhalten haben, in der die höheren Stände, Adel und Geistlichkeit, vielfach in wüstes Leben ausarteten.

Wenn der Handwerker sein Webschifflein stille gestellt, oder Ahle und Pechdraht beiseite gelegt, oder die Nadel aufgesteckt und die Scheere an den Wandhaken gehängt hatte, dann übte er sich am Feierabende in der einsamen Stille seines Kämmerleins in der Nachbildung oder Erfindung künstlicher Gesänge. Gewiß eine Erholung, die aller Ehren wert ist und uns mit hoher Achtung vor der tüchtigen Gesinnung unserer Vorfahren erfüllt. Auch in der Herberge versammelte man sich an einem Wochentage oder auch an dem Sonntage zur Singschule, in der ein Meister nach den Regeln den Lehrlingen die Kunst des Meistergesanges lehrte; denn wie im Handwerke konnte man auch hierin nur auf den gewohnten Staffeln vom Lehrling (Schüler) zum Meister emporsteigen. Nach vollendeter Lehrzeit nämlich wurde der Lehrling einer Prüfung vor feierlich versammelter Singschule unterworfen, in der er zeigen mußte, ob er die Reimkunst genugsam erlernt habe und wisse, was es mit den Reinem nach Zahl, Maß und Bindung für eine Beschaffenheit habe u. s. w. Wußte er die Regeln der Kunst (die Tabulatur), so wurde er ein Schulfreund, d. h. aus dem Lehrlinge wurde ein Gesell. Aus dem Gesellen aber wurde erst ein Meister, wenn er ein Meisterstück gemacht, d. h. eine meisterliche Singweise, einen Ton, erfunden hatte. Sie handelten also nach dem Spruche: „Wer ist Lehrling? jedermann. Wer ein Geselle? der etwas kann. Wer ein Meister? der was ersann". In manchen Sing-

schulen gab es zwischen Lehrlingen, Schulfreunden oder Gesellen und Meistern auch noch einige Mittelstufen der Gesellschafter, so hießen die Mitglieder, nämlich ein Singer hieß der, welcher mehrere Töne singen konnte, ein Dichter derjenige, welcher nach anderen Tönen Lieder zu machen verstand.

Die Hauptversammlungen fanden Sonntags am Nachmittage nach den Gottesdiensten auf dem Rathause, später gewöhnlich in der Kirche, in Nürnberg in der Marthakirche nahe dem Frauenthore und später in der Katharinenkirche, statt, und zwar jeden Monat eine gemeine und an den drei hohen Festen, Ostern, Pfingsten und Weihnachten, eine Festschule. Dann wurde die mit bunten Schildereien gezierte Schultafel aufgehängt zur Ankündigung, daß Schule gesungen werden sollte. In Nürnberg war die 1581 von Franz Hein gemalte Schultafel mit der Darstellung des vor dem gekreuzigten Christus knieenden Königs David, mit dem Bildnisse einer Sängerschule und den Bildern von vier Meistersängern geschmückt. Auch wurde wohl noch wie zu Freiburg 1630 eine besondere Einladung hinzugefügt, in der es hieß:

„Kommt her, ihr Sänger allgemein!
Auf unsere Schul' sollt ihr geladen sein;
Und singet her all mit Fleiß
Dem Herren zu Lob, Ehr und Preis,
Und lobet Gott mit süßem Ton,
Wie auch der König David schon!
Der sang dem Herren schön Gedicht,
Also sollt ihr auch sein verpflich't."

Zu solchem Schulsingen versammelten sich dann — abgesehen von solchen Festschulen, denen große Herren, Fürsten oder Kaiser beiwohnten, und bei denen es dann noch herrlicher zuging — die Meister der Sängergesellschaft, die Singer und Dichter, die Schulfreunde und Schüler derselben und ein großer Kreis von Bürgern und Frauen; und es traten darin die Meister auf, um ihre neu erfundenen Töne, neue Gedichte in neuer künstlicher Reimverschlingung und künstlicher Weise vorzutragen. Die Singer und Dichter brachten ihre Nachdichtungen fremder

und berühmter Töne zu Gehör, und die Schulfreunde und Schüler ließen die Gesänge älterer und neuerer Meister, die sie zur eigenen Übung gelernt hatten, hören. Wie es den Gesellschaften mit ihren Vorträgen heiliger Ernst war, so horchten auch alle Anwesenden ernst und ehrerbietig auf die Gesänge.

Den Vorsitz dabei führte der Vorstand der Gesellschaft, das Gemerk. Es bestand aus dem Büchsenmeister, welcher die Kasse führte, dem Schlüsselmeister, welcher den Geräteschatz verwaltete, dem Merkmeister, welcher über die Beobachtung der Gesangregeln wachte, und dem Kronmeister, welcher die Kleinodien verwahrte und die gewinnenden Sieger krönte. Neben dem Merkmeister standen die Merker, d. h. die Richter, welche jeden Fehler, welcher gegen die Tabulatur begangen wurde, sorgfältig vermerkten und am Schlusse des Gesanges das Urteil über die Sänger sprachen, die Fehler rügten und die Strafe, auch den Lohn bestimmten..

Wer am besten gesungen hatte, das hieß in ihrer Sprache, „in der Kunst glatt" gewesen war, indem er alle Fehler vermieden und alle Gesetze der Tabulatur streng beobachtet hatte, erhielt von dem Kronmeister den Davidsgewinner, den David oder das Schulkleinod, eine silberne Kette, an der eine Münze hing, auf welcher der König David abgebildet war. Diese Kette gewann dem Preisträger für die nächste Schule den Sitz bei den Merkern. Der zweite Preis für den, welcher sodann am besten sang, war die Kranzgabe, ein kostbarer aus seidenen Blumen gefertigter Kranz, mit welchem der Kronmeister zur Anerkennung den Sänger krönte. Gekrönt und mit dem Schulkleinod versehen zu werden, war für den Gekrönten selbst, für Gattin und Kinder, für die Verwandtschaft und selbst für die Zunft, welcher der Meister angehörte, die höchste Freude und Ehre. Die vorzüglichsten Gedichte wurden dann in ein großes Buch zusammengeschrieben, welches der Schlüsselmeister sorgfältig aufbewahrte. Man findet in diesen Meisterbüchern allerhand Gedichte über die heilige

Dreifaltigkeit, über die Menschwerdung Christi, vom himmlischen Jerusalem, von der Schöpfung, aber man trifft selten auf einen glücklichen und wirklich dichterischen Gedanken, zumal die Meister solchen hohen Gegenständen nur höchst selten gewachsen waren.

Ich führe aus einer Handschrift der Trierischen Stadtbibliothek *), welche 37 Lieder im Tone bekannter Meister enthält, die Angabe des Tons und den Gegenstand, den einige besingen, an. In Frauenlobs grünem Ton mahnt das erste Lied, Gott zu danken, daß er für uns gelitten hat. Im Morgentone Konrads handelt das zweite Gedicht von der Menschwerdung des Wortes nach Ev. Johannis 1. Das achte Lied ist in demselben Tone ein Ave Maria, während das neunte in des Kanzlers goldenem Ton die Schöpfung besingt. Der zwanzigste Gesang in Frauenlobs langem Tone behandelt die Sakramente, und nachdem im grauen Tone Regenbogen sich im dreißigsten Gedichte mit Heinrich Frauenlob wegen seiner Kunst, in der er ihm nicht nachstehe, auseinandergesetzt hat, enthält das zweiunddreißigste Lied in Regenbogens langem Tone ein Loblied auf die Jungfrau Maria, indem der Dichter für sie ein köstliches Rosenkränzlein aus edlen Steinen bereitet, und das sechsunddreißigste Lied in der Morgenweise ist ein Liebeslied. Nur dies letzte Lied mag aus der Handschrift als Probe hier stehen:

„Got grüſs dich fraw zu aller stunde | do (thu) mir din fruntschaft kunde | drost mich zu aller zit | wan (denn) ich bin gar elende | du solt dich zu mir wenden | ach frewlin zart, daz ich mag freid entpfahen.

Zart fraw, du hast myn herz genzlich umbgeben | an dir so stat (steht) min leben | wobei ich werd gefryt | du machst mich wol erquicken | mit dinen augenblicken | darauf ich han (hab) dag vnde nacht gegangen (?).

Nun las mich nit verderben, du liebste frawe myn | durch dinen willen mag ich nit slapfen (schlafen) |

*) Cat. mss. 1032. Num. Loc. 1943.

myn herz schreit dick woffen (Waffen) | sol es nit by dir sin | daran solt fraw gedencken, wie sich myn herz dut krencken | ach frawlin zart, lass mich din huld erlangen.

Du bist myns herzen hochgeboren | ich han dich usserkoren | uss allen frawlin rein | han ich dich mir versehen | du solt mich nit verschmehen | und waz ich dir zu dienst erzeigen.

Nach dinem dienst will ich allzit streben | ich han mich dir ergeben | din diener will ich sin | so gar an allem orte | mit lieb und auch mit worte | so schrib ich mich dir ganz vereigen.

Daz las mich fraw genissen | waz lieb ich zu dir han | und lass mich fraw din steter diener bliben | mit dir myn zit verdriben | so gar on arge wan | in lieb und auch in eren | so wirt min freid sich meren | und mag mir heil gar wol gescheen (geschehen).

Wan daz geschech | so wer myn leid verswonden wan du hast auch gebunden | und auch din werde gut | zwinget ser uss der massen | von dir mag ich nit lasen | daz sach ich dir, ich wolt viel lieber sterben |

Wan daz ich mich zart lieb solt verwegen | got selber sol din phlegen, und dich vor lieb behut | und auch vor allen sorgen | fraw las mich nymer sorgen | und las mir nit myn herz verderben.

So mit wil ich es enden | got geb dir ein gute nacht | du solt auch an die grofs lieb gedencken | von mir auch nit wencken | du hast mit ganzer gar | myn herz krefftlich vmbfangen | ich mags nit driben lange | drumb hilff mir uss not hir vff erden*)."

Jahrhunderte lang ist der Meistergesang, dessen Blüte in das 16. Jahrhundert fällt, geübt worden und hat in Nürnberg, wo 1770 acht Tage nach Pfingsten in der Vorstadt

*) Eine große Anzahl Meistergesänge siehe in Franz Pfeiffers Germania. Dritter Jahrgang S. 307 ff. Fünfter Jahrgang S. 210. ff.

Wöhrd die letzte Singeschule gehalten wurde*), bis ins 18. Jahrhundert hineingetönt. In Straßburg erkannte 1781 die Gesellschaft der Meistersänger, daß ihr Institut nicht mehr weder für die Poesie überhaupt, noch für den Kirchengesang ein Bedürfnis sei. Deshalb überließ sie alle ihre Rechte und Kapitalien der neu errichteten Anstalt zur Erziehung der Waisen, hielt noch eine öffentliche Sitzung und empfahl ihr Andenken der Bürgerschaft und den versammelten Waisenkindern**). In Ulm erhielt sich der Meistergesang bis in unser Jahrhundert. Es waren aber daselbst 1839 nur noch vier Meister, das Gemerk, übrig, und diese haben am 31. Oktober 1839 den alten Meistergesang feierlich beschlossen und bestattet. Ihre Lade, ihre Schultafel mit den Gemälden, ihre Tabulatur, ihre Sing- und Liederbücher nebst der Fahne vererbten sie durch eine förmliche Urkunde dem Ulmer Liederkranze als dem natürlichen Nachfolger und Stellvertreter des alten Meistersängertums in der neuen Zeit zu einem freien Geschenk mit der Bitte, die Fahne bei Festzügen, getragen von einem von ihnen, so lange noch einer am Leben, neben der seinigen zu führen, und mit dem Wunsche, daß, gleichwie der Meistersänger Tafel Jahrhunderte herab die frommen Väter zum Hören ihrer Weisen lud, so Jahrhunderte hinab die Banner des Liederkranzes wehen und seine Lieder späten Enkeln tönen mögen. So endete der edle Meistergesang in einer seinem gut bürgerlichen Streben würdigen Weise.

Die Dichtkunst der Meistersänger war selten mehr als eine bloße Reimkunst in strengen Formen nach unverbrüchlichen Regeln, in welchen eine freie Bewegung des dichtenten Geistes kaum möglich war. Sie war mehr Handwerk als Kunst, und recht handwerksmäßig legten die Meister weniger Gewicht auf den poetischen Gehalt der Dichtungen als auf die äußere Form, auf die Worte und Silben. Aber auch dieses äußere Regelwerk ist interessant.

[1]) Ranisch, Hans Sachs. S. 28.

[2]) Alemannia, Zeitschrift für Sprache rc. von Birlinger. Bonn. 1873 ff. Band 1. S. 289.

Der Strophenbau eines Gedichtes war noch der der Minnesänger, der dreiteilige, so daß noch ebenso wie früher ein schulgerechter Meistergesang, den man einen Bar nannte, aus einem Gesätz oder Aufgesang mit etlichen Stollen, einem Abgesang und einem oder mehrern Schlußstollen bestand. Die Strophen wurden aber oft ins Ungeheuerliche, bis zu einhundert Reimen die Strophe ausgedehnt. Die Stollen bestanden aus etlichen Zeilen, die eine gleiche Silbenzahl haben mußten. Sie wurden gewöhnlich am Ende mit einem Kreuze bezeichnet. Die Versart, in welcher ein solcher Bar abgefaßt war, hieß das Gebäude, und mit der Melodie, nach welcher der Bar in der Schule gesungen wurde, der Ton oder die Weise. Solcher Weisen von berühmten Meistern gab es über zweihundert. Am Ende des 17. Jahrhunderts waren solcher verschiedener Bauarten der Singstrophe, Töne oder Weisen, in Nürnberg 227 in voller Ubung. Sie hatten ganz eigene Benennungen der wunderlichsten Art. Es gab einen feinen Ton Walthers von der Vogelweide, eine schwarze Tintenweise, abgeschiedene Vielfraßweise, Hageblütweise, die Cupidinis Handbogenweise, gelb Veieleinweise, rote Nußblütweise, gestreifte Safranblümleinweise, warme Winterweise, englische Zinnweise, gelbe Löwenhautweise, kurze Affenweise, fette Dachsweise, die überkurze Senfkörnleinweise, die irrgängige Labyrinthweise, die Angstweise, die Trommetenweise, hohe güldin Weise ꝛc.

Zur Veranschaulichung möge hier ein schulmäßiger Meistergesang, Bar, von Hans Sachs stehen, den er im feinen Tone Walthers von der Vogelweide gedichtet hat: „Unterschied der Kleider.“

Gesätz oder Aufgesang.

Es beschreibt uns Plutarchus,
Wie der göttlich Philosophus
Plato gekleidet ging ehrlich und sauber, †
Aber Diogenes, der Weis',
Hätt' zu der Kleidung gar kein Fleiß,
Ging unflätig beschmutzt wie ein halb Tauber.

Einsmals sie beid zusammen kamen
In eines reichen Mannes Haus,
Der sie allbeide hätt' zu Gast geladen.
Diogenes, der wollt' beschamen
Platonem, sam mit einem Strauß
Nahm er ihm seinen Mantel mit Ungnaden —

Abgesang.

Und warf den nieder auf die Erd
Und ihn mit großer Ungeberd
Mit seinen Füßen hin und wieder trate †
Und sprach: „Plato, versteh' hiemit,
Dein Stolz ich jetzt mit Füßen tritt,
Welcher Stolz dich lang aufgeblasen hatte. †"
Plato sprach: „Du bist aufgeblasen
Viel größer, denn ich selber bin;
Mein' Stolz trittst du mit dei'm Stolz, sollt du wissen!"
Zeiget ihm das an solcher Maßen,
Daß er hätt' einen stolzen Sinn,
Ob er gleich unsauber und zerrissen. †

Schlußstollen.

Also trägt noch mancher Mann
Sammet, Damast und Seiden an
Nach seinem Stand, ist doch dabei demütig. †
Dagegen auch wohl mancher Gast
Im Kittel oder schlechter Wat
Und treibet damit sein Hoffart ungütig. †
Die Hoffart liegt nicht an dem Kleide,
Sondern im Herzen, Sinn und Mut,
Man thut oft Hoffart mit der Demut treiben.
Darum so ist kein Unterscheide,
Man trag Kleider bös oder gut,
Wenn nur das Herz will fein demütig bleiben. †

Der Inbegriff aller Regeln und Ordnungen, nach denen die Liebhaber des Meistergesanges sich richten mußten, hieß Tabulatur. Sie betraf teils den Inhalt eines schulgerechten Meistergesanges, teils die Form desselben und war mehr ein Register von Fehlern, die man vermeiden mußte, als eine Anweisung zur Dichtkunst. Sie sagt nur immer, was verboten ist, und bestimmt die Strafe für jeden Fehler. Nach ihr waren verboten:

1. falsche Meinungen, mit denen die Meistersänger alles bezeichneten, was wider die Rechtgläubigkeit, die bürgerliche Verfassung und die guten Sitten war. Wer in einem Gesang gemeine Gesinnungen offenbarte, über die bürgerliche Verfassung spottete und die Sittlichkeit beleidigte durch abergläubische, unchristliche, schwärmerische Lehren, Geschichten, Beispiele und unzüchtige Wörter und sich dadurch, wie man es nannte „versungen hatte", wurde aus der Schule gewiesen. Es geschah aber nicht so leicht, da in dieser Beziehung die Zeit mehr als die heutige vertragen konnte.

2. Verboten sind falsche Namen und falsches Latein. Lateinische Namen sollen immer richtig dekliniert werden, lateinische Worte nicht ohne Not gebraucht werden, auch darf man nicht eine kurze Silbe lang (Carōlus statt Carŏlus) und eine lange kurz aussprechen (Cupĭdo statt cupīdo). Fehler hiegegen hießen Incongrua (unpassend) und wurden nach der Zahl der Silben bestraft.

3. Man muß bloße, ungebundene Reime, die keine Waisen sind, vermeiden. Waisen aber waren die Verse, welche in der Mitte oder am Ende einer Strophe (eines Gesätzes oder Stollens) reimlos stehen. Ein in andrer Weise reimloses Gesätz oder Stollen wurde für vier Silben gestraft.

4. Fehlerhaft sind und werden gestraft Aequivoca (mehrdeutige Wörter), ganze und halbe. Ein ganzes Aequivocum findet statt, wenn zwei ganz gleichlautende Wörter, die aber der Bedeutung nach unterschieden sind, gereimt werden z. B.

Er blieb mit seinem Wanderstecken
In einem tiefen Sumpfe stecken.

Ein halbes Aequivocum entsteht, wenn die erste Silbe eines klingenden Reimes am Ende der folgenden Zeile wiederholt wird, z. B.

Sie geben, was sie haben,
Ich gebe, was ich hab.

5. Verboten sind die Milben, d. h. Worte, die um des Reimes willen verstümmelt werden, z. B.:

Von diesem Dinge
Will ich singe.

6. Nicht erlaubt sind die Klebsilben oder gezwungenen Reime, bei denen man aus zwei Worten eins macht und Silben zusammenzieht, z. B. zum statt zu dem, g'sprochen, g'schlagen statt gesprochen, geschlagen.

7. Ebenso strafbar sind schnurrende Reime wie Feur, Vatr, geborn, statt Feuer, Vater, geboren.

8. Unzulässig sind rührende Reime, sowohl die klingenden wie: verständlich, schändlich, redlich, als auch die stumpfen wie: elend, ernennt, verbrennt.

9. Zu meiden sind schillernde Reime, welche ungleiche Vokale haben, als:

Unfall thut mich verstricken,
Daß mir nicht möchte glücken.
Ich hab von dem gehört,
Er sei gar sehr geehrt.
Gute neue Mär,
Eine gute Lehr.

10. Verboten sind blinde (unverständliche) Meinungen, d. h. Sätze, welche sprachlich nicht richtig sind; denn als oberste Regel der Tabulatur gilt mit: reine hochdeutsche Sprache! Eine blinde Meinung ist z. B.:

Und Jesus nahm an Alter und Weisheite
Und des Geistes Gnad gegen Gott
Und der Menschen die Zeite.

Es ist da das Wort zu ausgelassen.

11. Unzulässig ist ein halbes Wort, d. h. der Fehler, daß man die Mittelsilbe eines Wortes zum Reime macht, z. B.:

Der Türke reitet froh
Auf einem Konstantinopo-
litanischen Hengst herbei.

Mit Unrecht hat man in dieser Weise Hans Sachs mit den Versen verspottet: Hans Sachs war ein Schuh-macher und Poet dazu.

12. Verboten sind die Differenzen, d. h. die Wiederholungen des Reimwortes im Anfange der folgenden Zeile, z. B.:

Drum, Israel, will ich wohl dich,
Dich und dein Unrecht plagen.

Andere Verbote betrafen die blinden d. h. unverständ-

lichen Wörter, die Laster d. i. die willkürlichen Veränderungen eines Vokals, um ein Wort in den Reim zu bringen, ferner die Anhänge, die willkürlichen Verlängerungen der Wörter. Besondere Regeln galten für das öffentliche Vortragen der Meistergesänge in der Schule oder in der Kirche. Da war verboten das Stutzen oder Zucken. Dies fand statt, wenn man im Singen still hielt, wo man nicht sollte, wenn man zwei Reime in einem Atem sang oder aus dem einen Tone in einen andern irrtümlich geriet. In allen diesen Fällen wurde gestraft. Darum singt Michel Beheim:

„Mein Silbenzahl, die sein doch wohl gesetzet
Nach rechter Breit und nit zu schmal; und was ich Dichtens hie begonnen,
Des darf ich mich nit schämen vor allen Sängern überall.
Ich tar (ich darf, ich wage) wol kommen für die Merker."

Um die Regeln recht geläufig zu machen, hatte man die Tabulatur in folgende Reime gebracht:

Eine Schulkunst in des Römers Gesangweis.

Welcher meisterlich singen will, derselb hab acht,
Daß von ihm all Latein in Congrua werd bracht,
Es sei ein Wort oder ein Eigennamen. †
Auch hab er acht, daß er kein' bloßen Reimen bring,
Oder kein' schillerten Reimen auch nit sing,
Einer Equivoca soll er sich schämen,
Und eine halbe steht auch nit wohl,
Und eine Differenz, die soll er ausscheiden,
Und blinde Meinung gar nit soll,
Und blinde Wort, dieselben soll er meiden,
Laß keins aus deinem Munde gahn,
Kein' rührenden Reim laß er einreißen,
Kein' schnurrenden soll er nit han,
Und ganzer Wort, der soll er sich thun fleißen;
Das ist ein Schand kurz und auch lang,
Der Stutz thu er sich maßen,
Er vergreif sich nit im Gesang
Falschen Anhang,
Geb jedem Ton sein' rechten Klang
Bleib auf der rechten Straßen. †

Bringt er Latein, die nit in Congrua ist stahn,
Es sei gleich ein Wort oder mehr, die er ist han,
Für jede Silb thut man ein Silben merken †
Und für einen bloßen Reimen vier Silben weiß
Und für ein Equivoca auch vier Silben ist,
Für eine halbe zween Silben ist Kunst stärken. †
Ein' schillerten Reimen soll
Man mit zweien Silben strafen am Singen,
Ein' Differenz mit zweien wohl
Zu strafen ist, wer dieselben ist bringen;
Blinde Meinung zween Silben hat
Zu Straf; welcher ein blindes Wort ist führen,
Ein Silben ihm dafür abgaht;
Rührende Reimen, wo man die thut spüren,
Schreibt man dafür ein Silben dar,
Für schnurrend Reimen eben,
Ein' halben Silben nehmet wahr,
Ein Wort, das gar
Dreisilbig ist und in ein Schar
Zwingt, muß ein Silben geben. †

Ein' halben Silben nehmet man für ein halb Wort,
Lind und auch hart ein' Silben hat an allem Ort
Für jede Silb ein' Silb zu kurz und lange. †
Welcher ein' Stutz thut, derselbig ein' Silben hat,
Vergriff er sich, hin für oder hinter sich gaht,
Für jede Silb ein' Silb in dem Gesange
Zween klingende Reimen, die da n
Am End des Reimens von Natur begehren
Und mit bracht werden zu verstehn,
Versingt ein' Silben halb, thu ich erklären;
Übel steht Reimen zwingen.
O Gott im allerhöchsten Thron,
Thu uns nit lan (lassen)
Und gieb uns dein Wort zu verstahn,
Daß wir zu Lob dir singen. †

Wenn nun auch die allermeisten Gesänge der Meistersänger sehr wenig dichterischen Wert haben, so dürfen wir trotzdem den Meistersängern ein Verdienst um die Dichtkunst und eine geistige Einwirkung auf die Entwickelung unseres Volkes nicht absprechen. Sie erhielten, wie schon gesagt ist,

als die Dichtkunst von den Fürstenhöfen und Ritterburgen vor der zunehmenden Roheit floh, die Liebe zu ihr und den Sinn für sie wach. Außerdem stärkte die Beschäftigung mit den Heldengeschichten unseres Volkes die Erinnerung an die glanzvolle Hohenstaufenzeit, und die Versenkung in die Geschichte der eigenen aufblühenden Stadt, welcher sich die Meistersänger in den Mußestunden des Werkeltages und des Sonntags nach der Kirchzeit widmeten, hielt in ihnen vaterländischen Sinn lebendig und ermunterte sie, an der Besserung der Verhältnisse, zunächst in den engen Schranken ihrer Stadt mitzuhelfen. Dann aber wurde durch die Beschäftigung mit der heiligen Schrift und geistlichen Büchern das Nachdenken über Gegenstände des Glaubens und der Kirche auch in Laienkreisen angeregt, und die Ergebnisse dieses Nachdenkens kamen in den öffentlichen Singschulen freimütig zur Sprache. Die Bibel, welche auf dem Pulte der Merker offen lag, förderte das selbständige Nachdenken; denn sie forderte zur Vergleichung ihres Inhaltes mit den Lehren der Kirche und mit den eingerissenen Mißbräuchen auf. So arbeiteten die Singschulen dem Werke der Reformation in den Kreisen des Bürgerstandes vor. Endlich ist aber auch nicht zu übersehen, daß eine ganze Anzahl von Meistersängern über die engen Schranken der Singschule hinausstrebten und, indem sie sich in verschiedenen von der Tabulatur unabhängigen Dichtungsformen versuchten, sich als wirkliche Dichter erwiesen. Als solche hervorragende Meistersänger sind zu nennen zuerst der Schmied Barthel Regenbogen, welcher um 1300 in Mainz lebte, von den Meistersängern zu den Gründern des Meistergesanges gerechnet wurde und die Zeit bezeichnet, in der die Dichtkunst meist in die Hände bürgerlicher Sänger kam. Er nahm sich Heinrich Frauenlob zum Vorbilde, wurde aber durch dessen Übermut, der ihm seine Überlegenheit oft in bösen Ausdrücken fühlen ließ, so verletzt, daß er sich von ihm frei machte. Trotz einer gewissen Unbeholfenheit in der Form zeichnen sich seine Gedichte durch Innigkeit und Tiefe des

Gefühls aus. Er ist ziemlich fruchtbar, durchaus patriotisch und in echter Weise fromm, so daß er des Vaterlandes und der Kirche Schäden tief empfindet und für beide eine Besserung erhofft dadurch, daß die drei Stände Ritter, Geistliche und Bauern, die einander feind sind, zu rechter Eintracht kommen. Ich gebe zuerst aus der schon oben Seite 18 erwähnten Trierischen Handschrift, da sie von andern Ausgaben abweicht, ein Lied von ihm, in dem er sich mit Frauenlob auseinander setzt. Er singt darin im „grauen Ton“:

Ich Regenbogen,
Ich war ein Schmied
Auf hartem Amboß,
Gar kümmerlich[1]) gewann ich mein Brot.
Armut hat mich besessen;
Es ward nicht länger aufgezogen,
Gar schier zur Hand griff ich ein anderes an.

Nach Sanges Gier
So führ ich weit,
Hätt ich die rechten Maß,
An Reimen leid ich keine Not,
Die Silben kann ich messen,
Das sollt ihr alle glauben mir,
Da würd ich dichten als ein Künstler (eig. künstlich)=Mann.

Es reut' mich seither oft und dick, daß ich es hat gethan.
Noch ziemt mir (stehen wohl an) wohl zwei Händlein weiß, ein müßiggeh'ndes Leben,
Das macht, daß ich davon nicht lan (lasse),
Ich hab mein Herz in solche Kunst gegeben.

Es ist verloren groß Arbeit,
Da ich soll schmieden ihr Gebäud.
Noch will ich's nicht verreden,
Thät es manchem noch so Zorn,
Gesanges will ich wohl ein Meister sein.

Ich sing' offenbar, und wär' es Frauenlob leid,
Auf dieser Fahrt,

---

[1]) kumiglich = mit Mühe.

Aus mir macht er sein' Spott;
Damit will ich ihn schädigen,
Ich sag ihm sicherlichen zwar (in Wahrheit),
Von ihm so will ich leiden keine Pein.

Ich sing vor König, Kaiser und edlen Fürsten reich,
Herr Frauenlob, da merkt ihr meinen Mut,
Mit Gesang seid ihr mir nicht geleich,
Ich singe schön vor einer Herrin gut.

Fahr (verg) mein Gesang zu rechtem Ziel,
Als ich ihn hab gemessen,
Ich will ungestrafet sein, Herr Frauenlob besonders,
Mit Gesang seid ihr mir nicht geleich,
Mir blüht mein Herz mit Künsten wie der Zweig.

Ich wohl getrau der Gnaden viel,
Die den Himmel hat besessen,
Sie löst uns aus der Hölle Pein·
Und nimmt dem Teufel seine Stärk.
Auf ihre Gnad ich immer bau,
Sie hat uns erworben der Selden (des Heiles) Steg

Und nimmt uns von den Feinden hier
Und führt uns in den Himmel oben;
Selig ist, der hier lebt ohne argen Neid,
Der mag wohl dort in Freuden loben,
Herr Frauenlob, drum lasset euren Streit."

Ein anderes Gedicht von ihm „die drei Stände" lautet so:

„Ihr Pfaffen und ihr Ritter, treibt von euch den Neid,
Ihr spüret anders großer Ungnade Zeit!
Ihr sollt gedenken rechte, wie es um euch liegt,
Der Pfaffe, Ritter, Bauer, die drei, die sollten sein Gesellen.

Der Bauer soll den Pfaffen und den Ritter ehren,
So soll der Pfaffe den Bauer und den Ritter nähren (retten)
Vor der Hölle, und soll der werte Ritter wehren
Dem Pfaffen und dem Bauer, die etwas thun ihm wollen.

Nun da, ihr edlen werten drei Gesellen:
Stol(a) und Schwert, wollt ihr einander helfen wohl,
So wird die Christenheit von euch (an) Gnade voll,
Stol(a) und Schwert, der Pflug thut alles, das er soll;
Steht ihr mit Treu einander bei, so kann euch niemand fällen."

Gar sinnig besingt Regenbogen in einem Gedichte die „Eigenschaften eines biederen Weibes“ so:

„Fünf Hände (Fünferlei) Tugend soll eine reine Fraue pflegen,
Will sie behalten fröhlichen Weibes Segen.
Die erste Tugend soll sie nimmer unterwegen
Von sich mit Treuen, das rat ich, eines Fußes Länge lassen:

Die erste Tugend das soll weiblich' Ehre sein,
Die andre Zucht, so wird ihr Lob der Welte sein,
Bescheidenheit soll in ihrem Herzen ohn' arge Pein
Gar stete dort Del (Wohnung) halten wohl
Im Feld, in der Stadt, auf Straßen.

Die vierte soll sein Keuschheit zu allen Stunden,
Die Milde mit der Keuschheit soll gemischelt (gemischt) sein,
So mag sie wohl geheißen (des) Mannes Kaiserin;
Sie wird versiegelt in der hohen Engel Schrein:
Viel selig Weib, die Würdigkeit wird dort in Freuden funden.“

Nach Regenbogen ist zu nennen Michael Beheim aus Sulzbach bei Weinsberg, ein Weber, von dem wir eine ziemliche Anzahl Lieder und erzählender Gedichte in freilich ziemlich unbeholfener Sprache besitzen. In der Trommetenweise besang er, „wie Michel Beham zuerst seine Kunst hat funden.“

Ich kam auf ein Gefilde,
Ich Michel Beham von Weinsberg Sulzbach,
In ein Gebirg, was wilde,
Da war viel wunderlichs Gefährts,
Da stund ein Silbergrube,
Mein Herz war froh, da ich sie ansah,
Darein ich mich nun hube
Und wollt da suchen Silbererz.

Ich spürt' viel Gräber, die da waren gewesen
Und vor mir hatten gegraben
Das Oberst, das gut war zu gewinnen, das war als dahin,
Ich konnt' nichts finden mehr
Das mußt ich Armer lang Zeit schnaben.
Die ersten funden Erz gar mancherlei,
Wie sie es wollten haben,
Darum war groß da ihr Gewinn.

Wenn sie nun gruben dessen,
So fuhren sie denn hin und schlugen Geld
Dort in der Künsten Essen:
Sie schlugen mancher Hande (mancherlei) Brech (Gepräg),
Die in den Landen gingen,
Wann (denn) sie gaben sie aus in all die Welt;
Man hört sie noch erklingen,
Reichlichen schallen ihr Gespräch.

Nu stellt' ich mich gar emsiglichen da zum Werk,
Ich sprach: „Der Abenteuer,
Der will ich han, oder ich will graben bis an mein End."
Ich grub mit ganzer Stärk
Durch harten Fels und Steingemäuer;
Da ich lang Zeit und tief grub in den Berg,
Da gab mir Gott sein Steuer,
Daß ich fand Erz wohl neuner Hand.

Davon so will ich münzen
Das Brech (Gepräg), das mir niemand verschlagen kann;
Mein Hammer, der muß klünzen (hauen),
Ob mir nun Gott das Leben frist't.
Wollt ich noch tiefer hauen,
Ich fänd ihr leichter mehr, käm ich daran,
Ich seufzt, es sollt mir zauen (vorwärts kommen),
Wann (denn) der Berg nicht zu leeren ist.

Das Graben ist Geticht (Dichtung), das Herz bedeutet Tön'
Die Münz geleichet Singen,
Den Berg zähl ich zur Musika, der edlen Kunst viel hehr.
Manch Tummer (Einfältiger) hat die Wön (den Wahn),
Man könne keinen Ton nicht mehr vollbringen;
Ihrer sind noch viel ohn Zahl manigfaltig schön,
Die nimmer gar entspringen,
Wann (denn) Musika, die wird nit leer".

Zum Wettgesang fordert er andere Meistersänger auf mit den Worten:

„Ich Michel Behn — laß mich hie sehn — ist kein Geselle
Herkommen irn (irgend), — der jubilieren — kurzweilen wölle.
Ohn allen Zorn
Soll das beschehn — mit hübschen Zirn (Zieren, Zierden).
Soll man uns hie verhör'n".

Als einer der vorzüglichsten Meistersänger ist aber zu nennen Hans Rosenplut (Rosenblüt), genannt der Schnepperer (d. h. der lustige Schwätzer), welcher um 1460 in Nürnberg als Wappenmaler lebte und dichtete, und den jedenfalls Hans Sachs kannte und benutzte. Er hat einen weitern Gesichtskreis als die gewöhnlichen Meistersänger, zeigt sich aber in seinen lustigen Weingrüßen zu mutwillig, in seinen Wappengedichten (Wappenreden), in denen er die großen Herren übermäßig lobte, zu überschwänglich, erkannte jedoch mit scharfem Blicke die Erbärmlichkeit der Zeit, die Verkommenheit der Fürsten, des Adels und der Geistlichkeit und geißelte dieselbe in vielen seiner Schwänke und Fastnachtsspiele in sehr ausgelassen mutwilliger Weise, aber es tritt auch in vielen Gedichten warme Vaterlandsliebe und religiöser Sinn zu Tage, so die erstere in dem Gedichte „vom Kriege zu Nürnberg 1450“, welches anschaulich die Energie und den Gemeingeist der Bürger und den Kulturzustand der Stadt schildert, und der letztere in mehreren seiner Dichtungen, z. B. der kluge Staar, der König im Bade. Besonders dies letztere Gedicht zeigt, welcher tüchtige Sinn dem Manne einwohnte. Es lautet:

Der an ihm selber nit nimmet wahr,
Wie er sein Leben führet über Jahr
In Hoffart und in Übermut,
Damit man hier wider Gott thut,
Das rächet Gott an ihm dort oder hie.
Nun höret was und merket, wie
Es einem König einstmals erging,
Den große Hoffart umbefing
Darum, daß er reich was (war) und gewaltig
Mit Landen und Leuten mannigfaltig;
Alle deutsche Zungen und welsche Land,
Die stunden gewaltig in seiner Hand.
Desselben er sich übernahm (überhob),
Daß große Hoffart in sein Herz kam.
Darum, daß er mächtig was und reich,
Da meint er, ihm wäre niemand gleich
In Himmeln noch in aller der Welt,
Das (welches) er oft mit Worten meld't.

Eines Tags er bei einer Vesper was,
Da hört er, daß man sang und las,
Wie daß man Gott sollte allzeit ehren,
Wann (denn) er ein Herr wäre ob allen Herren,
Was (wie viele) ihrer auf Erden lebendig wären,
Dasselbe das hörte der König nicht geren (gerne);
Auch hört er an derselben Statt
Da singen das Magnificat.[1])
Darinnen da steht ein solches Wort,
Daß Gott will alle die höhern (erhöhen) dort,
Die sich hier demütigen und niedern
Und sich klein schätzen an ihren Gliedern,
Und die Hoffärtigen dort schwerlich letzen
Und die Gewaltigen von ihren Stühlen setzen.
Da dies der König singen hört,
Die Vesper er balde da zerstört,
Daß man mußt aufhören mit Singen,
Und ward die Priesterschaft bezwungen (gezwungen),
Daß sie das nimmer sollten lesen,
Wollten sie vor dem Tode genesen.
Ein alter Priester sich vor ihm neigt
Und in seinem Betbuch er ihm zeigt
Und exponieret (auseinandersetzt) offenbar
Und sagt ihm, daß es alles wär wahr,
Was man da singe und lese von Gott.
Noch treibt der König daraus sein' Spott,
Und wurde sein Zorn da offenbarn,
Und sprach zu allen, die da waren,
Wer nicht den Vers fürbas (künftig) wollt' meiden,
Der müßte einen unrechten Tod darum leiden.
Da fürchteten sie den König seer (mehr) denn Gott
Und wurden halten sein Gebot
Und lasen den Vers lang nit mehr,
Damit (womit) sie verschwiegen Gottes Ehr.
Eines Tags da ging der König in ein Bad.
Da saße ein Engel hin an Statt
Mit solcher Form und mit Gebäre (Gebärde),
Recht gleichsam (als ob) er der König wäre,
Den Engel man für den König ersach (ansah),
Was er begehrt', dasselb geschach.

---

[1]) Lobgesang der Maria. Lukas 1 V. 46 — 55.

Der König saß (setzte sich) neben den Engel auf die Bank,
Der Bader balde hin zu ihm drang
Und sprach zu dem König: „Bist du bei Witzen,
Daß du so nahe zu dem König darfst sitzen?
Steh auf und setze dich hinter die Thür,
Da andere Buben sehen herfür,
Willst du haben gut Gemach.“
Der König wider üppiglich (hochmütig) zum Bader sprach:
„Du magst wohl selbst nit haben weisen Sinn,
Siehst du nit, daß ich der König bin?“
Der Bader ward eine Gelte (Wassergefäß) nehmen
Und wurde dem König zum Kopfe da remen,
Da fiel der König mit ihm zu Haufen,
Da kam das Badgesinde gelaufen
Und schlugen ihn zu seinem Kopf
Und hingen ihm vorne in seinem Schopf,
Sie zogen ihn hin, sie zogen ihn her,
Noch schrie er, daß er der König wär;
Erst rauften sie ihm also hart
Das Haar wohl halb aus seiner Schwart,
Wann sie ihm darinnen hingen,
Die Schefflein (Waschkübel) ihm um seine Ohren gingen,
Und daß die Reife davon sprungen,
Gar oft ward er danieder gerungen
Und wider die Erde da gestaucht,
Bis daß dem Engel des Schimpfs genug daucht.
Der Engel trat zu dem Gesinde und wehrt,
Damit er den armen König ernährt,
Daß sie aufhörten und von ihm ließen
Und ihn da zur Thür hinausstießen
Und legten ihm ein altes Röcklein an
Und hießen ihn balde laufen davon,
Eh daß der König auch werde verheyt.

Da nun der Engel gebadet seine Zeit,
Da ging er aus, die Diener mit,
Als unter den Fürsten dann ist Sitt',
Und that an des Königs Gewand,
Dem Bader er da ehrlich lohnt'
Und kam zu der Königin hin in den Saal,
Da was bereitet das Nachtmahl.
Der Engel da Wasser zu den Händen nahm

Und saß zu der Königin an die Tafel ram,
Und konnte so adelig gebaren,
Daß alle die meinten, die da waren,
Daß er der rechte König wär.
Darnach da kommen andre mehr.
Der arme König klopfet an der Pforten
Und sagt dem Thorwärter da mit Worten,
Wie er sein Herr der König wäre.
Hinein an den Tisch bracht er die Märe.
Da hieß ihn der Engel bald lassen ein,
Das deucht' der Königin gar seltsam sein.
Der Thorwärter that, was man ihn hieß,
Den armen König er da einließ.

Da ihn der Engel ansach,
Da führt' er ihn bald in sein Gemach,
In sein Schlafgaden (Schlafkammer) zu seinem Bett,
Gar schärflich er da zu ihm red't:
„Wiss', daß Gott alle die niedern will,
Die sich aufwerfen dick und viel
Und Gott seine Ehre nit wollen lassen,
Die werden von ihrem Reich gestoßen
Und von ihrer hohen Gewalt entsetzt
Und also schwerlich darum geletzt,
Daß ihnen viel weger (lieber) wäre der Tod;
Darum wisse, was geschrieben stoht,
Daß du dasselbe läßt für sich gehn,
Wann (denn) Gott läßt dich hier verstehn,
Daß er ein Herr aller Herren ist;
Wo man das fürbas singt oder liest,
So gedenke, daß du nit hinderst mehr,
Folge Priester Mund, laß Gott seine Ehr;
Eh' muß zergehn Hölle, Himmel und Erden,
Eh' Gott sein Ehre sollt' gemindert werden."
Mit dem der Engel da verschwand.
Da legt der König an sein Gewand
Und kam wieder zu seiner königlichen Ehren
Und ließ fürbas Gott loben und ehren
Und kam zu einem seligen Ende. Und drum
Gott mach uns auch am letzten frumm,
Daß wir sein' göttlich Huld gewinnen,
Wenn wir uns sollen scheiden von hinnen

Aus diesem wüsten, wilden Grund;
Wenn unsre Seel scheidet von dem Mund,
Daß sie mit Gnaden werde begossen,
Daß ihr das Reich werde aufgeschlossen,
Darin der König der Ehren wohnet,
Da man den Frommen so reichlich lohnet.
Das helf uns Gott mit seinem Gut!
Das hat gedicht der Rosenplut."

Einer seiner „Weingrüße" lautet:

„Nu grüß dich Gott, du edels Getrank!
Frisch mir mein Leber, sie ist krank,
Mit deinen gesunden heilsamen Tropfen,
Du kannst mir all mein Trauer verstopfen.
Selig sei der Hacker, der um dich hackt;
Selig sei der Leser, der dich abzwackt
Und dich in ein Kübel legt;
Selig sei der, der dich in die Keltern trägt;
Selig sei der Büttner und die Hand,
Die dich mit Reifen umband
Und dir da macht ein hölzern Haus;
Selig sei der, der dich rufet aus;
Selig sei der Wirt, der Schenken erdacht;
Selig sei der Bot, der dich hergebracht;
Selig sei der, der dich hat eingeschenkt;
Unselig sei der, der ein solches erdenkt,
Daß man die Maß soll machen klein.
Nu behüt dich Gott vor dem Hagelstein
Und vor des kalten Reifes Frost,
Du ganze Labung, du halbe Kost!
Nu müssen alle die selig sein,
Die da gern trinken Wein,
Den muß Gott allzeit Wein bescheren
Und Speise, damit sie den Leib ernähren.
So will ich der erst sein, der anfecht (anfängt),
Und will einen Trunk wohl thun und recht."

Von Rosenblüts Komödien oder Fastnachtsspielen, weil sie in der Fastnacht, d. h. Spielnacht, zur Belustigung des Volkes aufgeführt wurden, und die wir oben als sehr ausgelassen bezeichneten, ist eine als ein politisches Stück, welches

die elenden Zustände im 15. Jahrhundert beleuchtet, besonders wichtig, Es heißt: „Des Türken Fassnachtspiel“ und ist 1454 nach der Eroberung von Konstantinopel geschrieben.

Dem Großtürken, so verkündet der Herold, der so eben Griechenland besiegt und Konstantinopel gewonnen hat, sind große Klagen über die üblen Zustände der Christenheit zugekommen,

„Die Klagen der Bauern und der Kaufmann,
Die können nirgends keinen Frieden gehan
Bei Nacht, bei Tag, auf Wasser und auf Lande;
Das ist dem Adel eine große Schande,
Daß sie ein solches nicht können wenden,
Man sollt' die Straßenräuber pfänden
Und an die Bauer mit Stricken binden,
So ließen sie auf der Straße ihr Schinden.
Man fängt ein wildes Thier im Walde,
Man fing einen Räuber gleich so balde,
Wenn man ernstlicher nach ihm stellt.“

Der Türke ist darum nach Nürnberg gekommen, um die Schäden abzustellen und Friede und Ordnung wieder herzustellen. Ein Nürnberger wirft ihm aber vor, daß er die Deutschen täuschen und sich zu ihrem Herrn machen wolle, daß er ein Feind der Priester, ein Ungläubiger sei, dessen Gott des Teufels Bruder ist, so daß:

„Wer an dich und an ihn glaubt,
Der ist des Himmelreichs beraubt.“

Dagegen rühmt ein Türke, wie andächtig und darum reich und mächtig sein Herr sei, der große Länder erobert habe. Ein Nürnberger Bürger erwidert aber dem „großen Türken aus der Türkei“, daß er umsonst gekommen sei:

„Es soll kein Heide in Christenlanden
Nicht nisten noch kein Junge ausbrüten,
Davor soll uns unser Gott behüten.“

Und dieser Gott hat den Türkengott herabgestoßen. Da diese Rede den Großtürken verletzt, ermahnt ihn ein Türke zur Sanftmut, denn sie hätten ja sicheres Gebiet von der

Stadt, und zeigt, daß der Christengott wohl stark sei und den Christen zum Siege verhelfen könne, wenn sie nur seine Gebote hielten. Diesen Rat befolgt der Großtürke und redet den Christen zu:

„Wir sind nicht hergekommen, daß wir wollen kriegen,
So wollen wir niemans hier betriegen,
So wollen wir unser Heil versuchen.
Wir haben gelesen in den alten Buchen,
Wenn der Reiche den Armen beugt,
Und wenn der Weise dem Narren sein Gut abtreugt,
Und der Volle den Hungrigen will nicht speisen,
Und wenn die Gelehrten und Schriftweisen
Den Laien böse Ebenbild (Vorbilder) vortragen,
Und wenn der Vater über das Kind wird klagen,
Und wenn der Herr nicht befriedet (schützt) seinen Bauersmann,
So hebt sich dann der Christen Unglück an.
Die Stück hören wir alle in ihrem (der Christen) Lande klagen,
Das sie uns selber haben vorgetragen,
So wird sich dann selbst ihr Gott von ihnen wenden
Und darum (sie) schwerlich plagen und pfänden.
Neun Stück will er an ihnen rächen,
Ihr Hoffart, Wuchern und Ehebrechen,
Das viert Stück ist Meineid schwören,
Das sollten die obersten Haupt ihnen wehren;
Das fünft ist, von ihrem Glauben abtreten,
Das sollten ihr Papst und Bischöf' ausjäten;
Das sechst Hehlkuchen und Handsalben vor Gericht (Bestechung),
Damit man oft einem Armen sein Recht zupricht (zerbricht);
Das siebent Stück ist Simonei (Simonie, Kauf geistlicher Ämter),
Das wohnt dem geistlichen Stande sehr bei,
Das acht neu Zoll und schwere neu Tetz (Zehnte, Abgabe),
Davon man sammet (sammelt) heimlich Schätz.
Das neunt, die Hohen die Niedern verschmähen,
Das will ihnen ihr Gott je nicht übersehen
Und will sein Zorn gegen sie aufschließen
Mit Hunger, mit Sterben, mit Blutvergießen." —

Der Großtürke will nun mit „Weisheit und List" die Christen dazu bringen, daß sie sich an ihn „verherren," ihn zum Herrn machen, und er will dann die Übel durch seines Gottes Gnade von ihnen nehmen.

Ihn unterbricht in seiner Rede des Papstes Bote, der ihm sagen soll, daß die Christenheit über ihn klage, weil er die römische Kirche wolle zerbrechen, und daß der heilige Vater es an ihm mit dem Banne und harten Strafen rächen werde, wie in dem Briefe stehe.

Ein Türke weist diese Anklage zurück. Der Großtürke sei nicht gekommen, die römische Kirche zu zerstören, sondern er habe vorher schon gesagt, weshalb er gekommen sei, und er sage es ihnen nun noch einmal:

— „Ihr seid alle ungetreu an einander
Und habt böse Münz, das ist das ander,
Und falsche Richter und ungetreue Amtleut;
Wo lebt einer, der ein solches ausreut (ausrodet)?
Ihr habt Juden, die euch mit Wucher fressen,
Die gar lang in gutem Frieden sein gesessen,
Und habt Pfaffen, die hohe Ross' reiten,
Die man selten um den Glauben sieht streiten,
Und böse Gericht und ungetreu Herren,
Die müßt ihr alle mit eurer Arbeit ernähren,
Und habt große Beschwerung und klein Fried'.
Wo ist einer, der das alles abschnitt?
Das soll unser Fürst alles recht reformieren!"

Dazu habe Gott selber ihn durch die Gestirne berufen, darum sollten sie ihn nicht so gering schätzen.

Da tritt aber des Kaisers Bote zu dem „ungläubigen Weitreiser" und verkündigt ihm, daß der Kaiser sich gegen ihn rüsten, ihn strafen und leibeigen machen wolle. Auch andere Strafen droht er ihm an:

„Dein Bart wird dir mit Sicheln abgeschoren,
Und wird dir dein Antlitz mit Essig gewaschen,
Und darein gesäet Salz, Kalk und Aschen,
Das Loch dir dein Gott nicht mag verstopfen,
Dein Haupt muß dir über ein Schwertsklingen abhupfen." —

Dazu möge er des Kaisers Brief lesen und sich bedenken, wie er ihm wolle Antwort geben.

Der türkische Kaiser trägt dem Boten auf, er möge dem Kaiser sagen:

„Ihm sei recht und unrecht erlaubt,
Wolle er hageln, so wollen wir schauern,
Und wolle er weinen, so wollen wir trauern,
Wolle er sauern, so wollen wir bittern,
Und wolle er lachen, so wollen wir kittern." —

Aber ein Gebot wolle der Türke dem Kaiser auch thun:

„Wenn dann ein Fuchs wird fliehen ein Huhn,
Und wenn ein Hund ein' Hasen fleucht,
Und wenn ein Einfältiger ein listigen Juden betreugt,
Und wenn ein Frosch einen Storchen verslickt (verschluckt),
Und wenn der Bettler nie mehr an seinen Kleidern flickt,
Und wenn eine Gems einen Wolf wird jagen,
Und wenn die Frauen nicht mehr Kinder tragen,
Wenn ihm das alles geschieht, erst wollen wir fliehen
Und mit Schanden wieder heimziehen.
Die Antwort sollst du dem Kaiser eben sagen,
Daß wir nicht fliehen, man werd uns dann jagen."

Es tritt noch ein dritter Bote auf, den die Kurfürsten, welche am Rhein versammelt sind, gesandt haben, um dem türkischen Kaiser zu sagen, daß sie ihm die Eroberung Konstantinopels und die greulichen Mordthaten, die er dort begangen hat an Priestern und Frauen, nicht verzeihen, sondern das an ihm und seinem eigenen Leibe rächen werden.

Der Türke läßt aber den Fürsten sagen, daß sie nicht prahlen sollen; denn sie schinden die Bauern. Und der Bürgermeister von Nürnberg erklärt dem „höchsten Rex, alleroberſten Imperator und aller Türken und Heiden Gubernator," daß der Rat gegen Fürsten, Herren, Bürger und Bauern, auch gegen den Kaiser im Occident das Geleit ihm halten wolle. Dafür verspricht der türkische Kaiser den Nürnberger Bürgern, so „weit als alle Heidenschaft sei," freies sicheres Geleit und Ehre und Würde. Damit geht er ab, das Spiel ist aus. Der Herold aber zieht die Moral aus der Geschichte und ermahnt zu einem rechten Leben im Hause, daß sie das Vieh wohl warten, gutes Gesinde behalten und auf das böse wohl acht haben.

„Hütet euch vor ungesottener Speise,
Und geht an hoher Stiege leise,
Und rennt nicht sehre an bösem Wege,
Ob euch etwas unter den Füßen läge.
Wollt ihr ein frommer Ehmann bleiben,
So zechet nicht mit Winkelweiben,
Und wollt ihr getreu sein Weib und Kinden,
So laßt euch ob (über) keinem Spiel finden,
Und wollt ihr sein ein geistlich Mann,
So blickt die schönen Fräulein nicht viel an."

Das Ganze ist eine der derben Satiren auf die damaligen elenden Zustände des deutschen Reiches und der Christenheit, wie sich dergleichen häufig in der Zeit finden, und wie Rosenblüt selber noch eine solche liefert in dem Gedichte „vom Einsiedel."

Zu nennen ist auch noch als hervorragender Meistersänger Hans Folz, ein Bartscherer aus Worms, welcher in Nürnberg nicht lange nach Rosenblüt lebte und dichtete. Er übte wahrscheinlich auch die Wundarzneikunst; denn er zeigt in seinen Gedichten manche ärztliche Kenntnisse. Besonders zu komischer und derber Darstellung aufgelegt, in welcher er die Gebrechen der Zeit, das Treiben der „armen Frauen", die Zuchtlosigkeit der Geistlichen u. s. w. schildert, geben doch manche seiner Gedichte von edler sittlicher Gesinnung Zeugnis. So singt er von dem Glück der Ehe:

„Ob ihm Gott Kindelein beschert,
Die ein solch reine Mutter nährt
Aus ihren zarten Brüsten,
Da jedes seine Lust an sieht;
Wie wohl ihn'n beiden da geschieht,
Was möcht Höhers er lüsten!
Denn wo also gedreifacht wird
Die Lieb, so sie fort (fortab) haben,
Was Lieb und Gegenlieb gebiert,
Thut Lieb in Lieb vergraben,
Damit Vater, Mutter und Kind
In ein geliebt werden also,
Daß größer Lieb niemand empfind't."

Von den wenigen uns erhaltenen Fastnachtsspielen desselben behandelt „die alt und neue Ee" (d. h. der alte und neue Bund) den Streit der Rabbiner und christlichen Doktoren über die Vorzüge ihrer Religion und „Salomon und Markolf" in derber Weise die bekannte Volkserzählung zum Teil nach dem Gedichte „Salomon und Morolt", das sich leicht in ein Gespräch umsetzen ließ. Der Inhalt dieses letzteren Gespräches läßt sich kurz so wiedergeben:

Markolf kommt an Salomons Hof, und im Gespräch mit dem Könige verspottet er dessen weise Sprüche in oft unflätiger Weise. Da treten gerade zwei Frauen, eine gute und eine böse, zum Könige, damit er ihren Streit wegen des toten und lebenden Kindes schlichte. Die gute Frau spricht:

„Herr König, nu gieb uns Urteil darum!
Die Frau bracht heint (heute Nacht) ihr Kindlein um
Und leget es tot zu mir verholn (heimlich),
Hat mir mein lebendigs Kind gestoln.
In einer Kammer was unser Ruh.

Salomon: Fräulein, was sagt ihr dazu?

Die böse Frau: Herr König, sie leugt, mein Kind das lebt;
Darum ihr mir das nit vergebt (weggebt)!
Laßt ihr ihr totes Kindelein!

Salomon: So tragt mir bald ein Schwert herein!
Das lebendig Kind ich teilen will,
So werden wir des Krieges still.

Die gute Frau: O König, gieb ihr das Kind allein hin!
Meines Teils ich gern geraten (entbehren) will:
Das bitt' ich dich durch all dein Ehr,
Sollt' ich es sehen nimmermehr.

Die böse Frau: Herr König, dein Urteil halt fest,
Als du erkannt hast zuletzt,
Acht nit, ob sie fast klag und wein!

Salomon: Hör, Weib, reich ihr das Kind allein,
Denn sie des Kinds rechte Mutter ist.

Die gute Frau: O König, zu loben du des bist!
Du bist allzeit gerecht und weis',
Des ich dich fürbaß ewig preis.

Salomon: Markolf, sag mir, warum dein Kopf sich senk!

Markolf: Ich schlaf nit, sondern ich gedenk,
Wie keinem Weib zu trauen sei.
Salomon: Es sei denn, daß du es bringest bei,
Sonst soll man dir dein Recht darum thun,
Seit du die Frauen schändest (schmähest) nun.
Markolf (zu seiner Schwester): Hör, Fusita, traut Schwester mein,
Der König will mir je abhold sein:
Ihm gefällt ganz nichts, was ich thu.
Mein Schwester, rat mir selbst dazu!
Wollt'st du sein still und nit sein schwätzig,
So wär ich an mir selbst so tretzig (zornig),
Ich dorst (dürfte, wagte) ihm darum sein Hals abstechen,
Ob ich mich an ihm möcht gerächen;
Darum ich das Messer zu mir thu.
Mein Schwester, nu schweig still dazu!
Fusita: Seh hin, mein Treu und mein Eid,
Von mir wird niemand nichts gesait (gesagt),
Zu keinem Menschen jung noch alt.
Thu es auf mich und nit verhalt (zögere),
Seit wir ihm nit gut genug sein,
Laß sehen, wer sich misch darein!
Salomon: Wo mag Markolfus hinkommen sein?
Markolf: Hie bin ich und die Schwester mein,
Die ist ein Hur und wil doch je
Geleichen Erbteil haben hie,
Die billig abgeschieden ist
Um ihr' Hurerei und falsche List,
Fusita: Du Schalk, dein Müh, die ist verlorn,
Hat mich nicht auch Markolf geborn?
Markolf: Ja, gleich als wohl, als g'bar er mich;
Aber all dein Schuld verdammen dich.
Fusita: Nu dar, ich will dir nit mehr fluchen;
König, laßt ihm in sein'm Stifel suchen!
Darein er heut ein Messer stieß,
Damit er bei seiner Treu gehieß (versprach),
Euch eures Lebens damit remen (nachtrachten).
Find't ihr das nit, so laßt mir nehmen
Mein Erbteil und alles, das ich hab.
Find't ihr's aber, so thut ihn ab (tötet ihn),
Eh daß euch, Herr, der Schalk erfahr.
Der Ritter, der das Schwert trägt: Markolf, leih bald das Messer her!
Wollt'st du ein solcher Mörder sein?

Find ich es in dem Stifel dein,
So musst du sterben in schneller Eil.
Markolf: Such an und nimm dir wohl die Weil!
Die Hur hat's auf mich erdicht.
Ritter: Herr König, ich find kein Messer nicht.
Markolf: Herr König, sagt ich dir nit von Frauen,
Wie daß kein'm Weib nit wär zu trauen?
Darum so wundert mich gar fast,
Wobei du vor erkennet hast,
Welchs Weibs vor das Kindlein wär.
Salomon: Das haben uns verkündt ihr Zähr
Und Verwandlung an ihrem Angesicht,
Die uns mochten betrügen nicht.
Markolf: Welcher König Frauenzähren gelaubt,
Der wird wahrlich von ihn'n betaubt,
Sie wein'n mit Augen und mit Mund
Und lachen in ihres Herzens Grund,
Beweisen mit dem Angesicht
Viel anders, denn ihr Mut vergicht (bekennt).
Die Frauen haben Kunst ohn Ziel.
Salomon: Ja zwar sie haben Liste viel,
Dawider sie auch Frumkeit, (Trefflichkeit) haben.
Ein Weib thut Mannes Mut oft laben
Und sein ihr rechten Treuen pieglich.
Markolf: Ja, König, du sprichst halt wohl betrieglich.
Salomon: Wir sprechen, wer Frauen schänd't all Frist,
Daß der keins Weibs nit würdig ist.
Was nutzt Gold, Silber und edel Gestein,
Wären uns die Frauen nit gemein (verbunden)?
Ich sprich: der ist der Welt wohl tot,
Der nit Freundschaft zu Frauen hat.
Die Frau ein Haus regieren kann
Und ist sorgfältig auf ihren Mann,
Denn sie gebiert Kind und nährt die,
Ein Freud und Lust des Manns ist sie,
Ein Zier dem Tag und Lust der Nacht.
Markolf: Ja, König, das hab ich auch gedacht.
Dein Adel, Schön, Reichtum, Weisheit
Steht wohl bei Weibes Fröhlichkeit.
Es ziemt nit auszuspeien drat (schnell),
Was man gern lang im Munde hat.
Du thust ihn'n billig übersehen,

Dir ist viel Guts von ihn'n geschehen.
Aber eins merk auch dabei hie;
Als fast du jetzund lobest sie,
Noch fester wirst du sie heint schänden.
Salomon: Geh, daß dich der Teufel muß pfänden,
Von mein' Augen und komm nit mehr,
Du unverschämter Lügner!"

Es gelingt aber Markolf, die Frauen gegen den König aufzuwiegeln, so daß Salomon in große Wut gerät und ausruft, es gebe nichts Böseres als ein Weib. Als er jedoch erfährt, wie der ganze Aufruhr entstanden ist, verurteilt er den Markolf wegen seiner Bosheit zum Tode, gewährt ihm aber auf seine Bitte die Erlaubnis, sich den Baum auszusuchen, an dem er gehängt werden soll. Markolf geht mit dem Henker, um einen passenden Baum zu suchen, benutzt aber eine günstige Gelegenheit und entflieht.

Manche Gedichte von Hans Folz sind freilich bloße Reimereien, und so hat er z. B. in spießbürgerlicher Weise wie später auch Hans Sachs von allem Hausrat recht hausbacken gereimt, um dadurch erkennen zu lassen, wie viel zur Einrichtung und Führung eines ordentlichen Haushalts gehört, uud hat daran für den Gesellen, der in die Ehe treten will, die Lehre geknüpft, daß er

— — „lerne zuvoran
Schreiben und lesen; wer das kann,
Dem geht viel Sach dest' leichter zu.
Dann lern ein Handwerk, was er thu (übe),
Damit man sich begehr mit Ehr'n
Und Weib und Kind mit wiss' zu näh'rn,
Und dien getreulich, wo er sei,
Ihm wohnt der Nutz zuletzt selbst bei,
Und wie es geh auf oder ab,
Daß er ein Weil gewandert hab,
Und daß er etwas bring zu Land,
Das sonst daheim ist unbekannt;
Denn mancher mit ein'm Stück aufkommt,
Das ihm hiefür sein Lebtag frommt."

Darnach aber rät er den Dirnen desgleichen,

„Woll'n sie Armut und Schand entweichen,
So haben (sie) allweg ihr Zuflucht
Zu wahrer Scham und steter Zucht.
Gewöhn sich nit bei Zeit an Wein
Noch zu Genäsch, wie das mög sein,
Zieh sich nit schlüchtisch (schmutzig), sei nit faul
Und laß kein bös Wort aus dem Maul,
Flieh Spottred und all bös Nachkläng,
Daß man nit Ärgers auf sie denk,
Und fleiß (befleißige) zu kochen sich all Tag,
Daß nicht der Schauer (Abscheu, Schreck) beim Herd erschlag.
Denn welche wohl einkaufen kann
Und kocht, daß man genug hat dran,
Und ordnet all Sach wohl im Haus
Und trägt nit Märlein ein und aus,
Die folgen meiner treuen Lehr
Und danken Hans Folz Barbirer."

Viertes Kapitel.

Hans Sachsens Wanderschaft und Gründung des eigenen Hausstandes.

In den Kreis dieser Meistersänger war Hans Sachs als Lehrling des Meisters Leonhard Nunnenbeck, eines Leinwebers, eingetreten. Er übte sich lustig in den künstlichen Weisen, da ihn sein Herz mächtig zur Dichtkunst zog, und allerlei Geschichten und Bilder in ihm zur Darstellung in Gedichten drängten. Auch als er Gesell geworden war, hielt er sich zu den heimischen Sängern. Um aber sein Handwerk gründlich zu erlernen, begab er sich nach einiger Zeit dem Handwerksgebrauch gemäß auf die Wanderschaft, auf der er fünf Jahre zugebracht und ein gut Stück deutschen Landes und Lebens gesehen hat.

Die Wanderzeit ist für den leichtfertigen Burschen eine gefährliche Zeit; er verlumpt leicht in schlechter Gesellschaft.

Sie ist aber auch für den, welcher einen hellen Kopf und ein festes Herz hat, eine hohe Schule, in der er an Geschicklichkeit in seinem Handwerk und an Gewandtheit, Klugheit und Menschenkenntnis heranreift. Für Hans Sachs war sie zugleich die Hochschule seines Dichterberufs; denn er hat fremder Stämme Städte gesehen und Sitten gelernt, hat die verschiedenen Stände, namentlich auch das mancherlei fahrende Volk, das er dann in seinen Fastnachtsspielen so treffend geschildert hat, kennen gelernt und sich durch die Fremde allseitig anregen lassen.

Die Hauptorte, in denen er als Handwerksbursch gewesen ist, zählt er selber in der Summe seiner Gedichte auf:

„Ich thät meinem Handwerk nachwandern
Von einer Stadte zu der andern,
Erstlich gen Regensburg und Passau,
Gen Salzburg, Hall und Braunau,
Gen Wels, München und gen Landshut,
Gen Ötting und Burghausen gut,
Gen Würzburg und Frankfurt darnach,
Gen Koblenz, Kölen (Köln) und gen Ach (Aachen);
Arbeit also das Handwerk mein
In Bayern, Franken und am Rhein.
Fünf ganze Jahr ich wandern thät
In diese und viel andere Städt'."

Zu den andern Städten, in denen er auch gewesen ist, gehören nach seinen Gedichten Leipzig, Annaberg, Wien, Erfurt, Lübeck und Osnabrück, doch bleibt der Besuch der beiden letzten Städte zweifelhaft, da er selbst nur Bayern, Franken und den Rhein als die Landschaften bezeichnet, in denen er gewandert sei. Nach Erfurt scheint er, wenn die Erzählung, welche er über ein Begegnis daselbst verfaßt hat, auf Wirklichkeit beruht, schon vor seiner eigentlichen mehrjährigen Wanderschaft gekommen zu sein. Er erzählt nämlich, daß er, als er zum ersten Male ausgezogen sei, keinen Pfennig baren Geldes mit sich getragen und einfältigen Sinnes gemeint habe, er werde schon das Nötige durch sein Handwerk ge-

winnen. Da habe er sich eines Abends in Erfurt, wenn auch mit beklommenem Herzen, doch mit den andern Gästen zu Tische gesetzt und, als es ans Bezahlen ging, gesagt, er habe seinen Beutel daheim vergessen. Der Wirt habe ihn darob sehr gescholten, sei, als alles zu Bette ging, mit seinem Knechte gekommen, habe einen Mühlsack gebracht, in den habe er ihn steigen lassen, dann den Sack ihm über dem Kopfe zugebunden und dann sich lachend entfernt. Er habe aber eine angstvolle Nacht in dem Sacke zugebracht. Am Morgen wünschte ihm der Wirt guten Tag.

„Fragt, wie ich sanft geschlafen hätt,
Und ließ mich aus dem Sack allein,
Sprach: „Laß dir das ein Warnung sein,
Sitz fort nit mehr zu den Nachtmaln,
Wo Du die gar nicht hast zu zahln.
Ich nahm mein G'rätlich, zog darvon."

Auf seiner Wanderschaft arbeitete er auf seinem Handwerk, schaute sich aber auch mit frischem Sinne nicht nur nach der Leute Thun und Treiben, sondern auch nach den Merkwürdigkeiten der Orte und der Gegenden um, was wir daraus schließen können, daß er hier und da ein Gedicht mit der Beschreibung dessen einleitet, was er an fremden Orten gesehen hatte. Er wurde so nicht nur ein gewanderter, sondern auch ein kenntnisreicher Gesell. In Salzburg fand er Zutritt zu einer Buchdruckerei und lernte die Handgriffe dieser löblichen Kunst kennen, wie er in dem Gedichte „Lobspruch der Stadt Salzburg" erzählt. Besondere Bedeutung aber schreibt er seinem Aufenthalte in Wels zu, indem ihm dort, wie er in einem Gedichte erzählt, die neun Musen erschienen und ihn ermunterten, sich der Dichtkunst zuzuwenden. In diese Zeit fällt auch das älteste von ihm in seinen handschriftlichen Liedersammlungen noch erhaltene Gedicht. Es ist ein „Buhlscheidlied" aus dem Jahre 1513, in dem er schmerzvollen Abschied von seinem Liebchen nimmt und in wirklich dichterischer Weise den Schmerz der Trennung und das vor ihm liegende

freudlose Leben schildert. Da das Gedicht aber kein Meistergesang ist, sowohl seines weltlichen Inhaltes als seiner Sangweise wegen, die eine beliebte Volksweise war, so hat Hans Sachs selber es nicht als ältestes seiner Meisterlieder bezeichnet. Auch andere Lieder sang er, aber manche damals gemachten Versuche, nach den Mustern alter Meister Meisterlieder zu dichten, ließ er, weil sie ihm mißlungen erschienen, unvollendet. Dagegen erweiterte er auch aus Büchern seine Kenntnisse, studierte neben Schedels Chronik, die er schon in Nürnberg benutzte, Ovid'sche Geschichten in Übersetzungen und schaffte sich den Augsburger Druck von der Steinhövelschen Verdeutschung des Boccaccio an.

Um Erfahrungen zu machen in Lebenskreisen außerhalb seines Handwerks, wurde er zu Innsbruck, wie man erzählt, für einige Zeit Weidmann beim Kaiser Maximilian, dem mutigen Jäger, für den er zeitlebens eine besondere Ehrfurcht bewahrte und von dem er rühmte, daß er sonderliche Liebe und Gunst zu allerlei sinnreicher Kunst hegte. Er sagt von ihm:

„That auch kein Kost, Müh und Fleiß sparen,
Artliche Künste zu erfahren,
Hatt auch mancherlei Künst Verstand,
Die er auch übt mit Mund und Hand,
Darauf hat er viel größer Acht
Denn sonst auf allen Pomp und Pracht,
Hielt Künst und Weisheit für ein' Schatz,
Derhalb hatten auch bei ihm Platz
Allerlei Künstler, so hinkamen
Gen Hof mit was Titel und Namen,
Die hatten all Futter und Mahl
Zu Hof im kaiserlichen Saal."

An diese Weidmannszeit klingt auch an „die kurze Lehre einem Weidmanne," in der er singt:

„Einem jungen adeligen Mann
Dem steht gar wohl und höflich an,
Daß er im Weidwerk sei erfahren,
Mit dem Windspiel, Netzen und Garn
Im Wald die Lücken könnt' verstellen."

So verwandte er überall die schöne Mußezeit, die ihm auf der Wanderung sein Handwerk frei ließ, nicht auf elenden und verderblichen Zeitvertreib, sondern zu einer wirklich edlen Erholung, zu seiner weiteren Ausbildung und betrieb besonders die edle Gesangskunst, der er sich, wie er zu Wels in Österreich den Entschluß gefaßt hatte, statt aller Vergnügungen widmete. Er sagt selbst:

„Spiel, Trunkenheit und Buhlerei
Und ander Thorheit mancherlei
Ich mich in meiner Wanderschaft
Entschlug und war allein behaft'
Mit herzenlicher Lieb und Gunst
Zum Meistergesang, der löblichen Kunst,
Für all Kurzweil thät mich aufwecken.
Ich hatt' von Lienhard Nunnenbecken
Erstlich der Kunst einen Anfang.
Wo ich im Land hört' Meistergesang,
Da lernet' ich in schneller Eil
Der Bar und Tön ein großen Teil,
Und als ich meines Alters war
Fast eben im zwanzigsten Jahr,
That ich mich erstlich unterstahn,
Mit Gottes Hülf zu dichten an
Mein erst Bar im langen Marner:
Gloria patri (Preis dem Vater), Lob und Ehr,
Zu München, als man zählt zwar
Fünfzehnhundert vierzehn Jahr,
Half auch daselbst die Schul (Singeschule) verwalten,
That danach auch selber Schule halten
In den Städten, wo ich hin kam,
Hielt die erst zu Frankfurt mit Nam."

In München also dichtete er seinen ersten wirklichen Meistergesang: Gloria patri, auch „das Geheimnis Gottes" genannt. Er ist nach dem langen Ton Marners in drei Gesätzen oder Strophen geschrieben. Aus dem Schüler war dadurch ein Sänger und Dichter, der nach überlieferten Tönen singen konnte, geworden. Aber Hans Sachs wurde auch Meister der edlen Singekunst in München; denn er erfand eine eigene

Melodie mit dem Versbau, einen neuen Ton, der den Beifall der Meister fand. Er nannte diesen seinen ersten eigenen Ton — er hat dreizehn Töne erfunden — die „Silberweis.“ Sie zeichnet sich durch verhältnismäßig leichten Versbau aus, wird aber durch die Melodie mit ihren schwerfälligen Kadenzen und Figuren, den sogenannten Blumen (Fiorituren) überladen und etwas geschmacklos verkünstelt. Hans Sachs hat nun zwar bis an sein Ende fleißig in der Schulkunst Meisterlieder (über 4000 zählt er selber auf) geschrieben, aber seine echte Dichternatur führte ihn auch bald zu freieren, natürlicheren Formen, und so fing er schon in München an, „Spruchgedichte“, d. h. solche, die nicht gesungen, sondern gesprochen werden sollten, in altdeutschen Reimpaaren zu schreiben, und er hat dieselben als die angemessenste und bequemste Form bei allen seinen Spruchgedichten festgehalten.

Sein erstes Spruchgedicht, in dem er so die Fesseln der Meistersängerschule abstreifte, ist das Gedicht „Der ermört (ermordete) Lorenz“ 1515 (am 5. Tage des Ostermonds), „eine klägliche Geschichte von zwei Liebhabenden,“ zu der er den Stoff aus Boccaccio genommen hat. Der Inhalt ist kurz dieser: Lisabetha, die Schwester dreier Kaufleute, hat ein heimliches Liebesverhältnis mit Lorenzo, dem Geschäftsführer ihrer Brüder. Diese kommen hinter das Geheimnis und töten ihn im Walde, sagen aber ihrer Schwester, er sei ihnen heimlich mit vielem Gute entflohen. Sie glaubt es nicht, grämt sich, sieht ihres Geliebten Geist, der ihr sein Grab zeigt; sie gräbt den Leichnam aus, thut den Kopf in einen Blumenscherben und pflanzt darin Blumen. Da sie nun in ihrer Trauer immer nur für den Scherben sich bemüht, glauben ihre Brüder, sie habe darin einen Schatz verborgen, nehmen ihn weg und fliehen, als sie darin des Lorenzo Haupt finden, aus dem Lande, weil sie fürchten, ihre Unthat sei entdeckt. Lisabetha aber stirbt aus Gram, daß sie das Haupt des Geliebten nicht mehr hat. Hans Sachs hat darunter bemerkt:

„Der Spruch der ist mein erst Gedicht,
Den ich spruchweis hab zugericht.“

Es zeigen sich darin manche Unbehülflichkeiten auch im Reime, aber es herrscht doch in ihm eine große Frische und Lebendigkeit, und es ist bezeichnend, daß der junge Dichter, wie er später jede Geschichte zu einer sittlichen Lehre wendet, schon aus dieser Geschichte die Moral zieht, daß, weil die Liebe oft Schmerz und Unglück bringt, Jungfrauen ihre Liebe bis zur Ehe sparen sollen; denn:

„die ist mit Ehren.
Aus ehlich Lieb thut sich mehren
Heil und Glück allhie auf Erd,
Ist bei Gott und den Menschen wert.“

Eine gleiche Lehre zieht er in einem bald darauf (1515 den 1. Wonnemond) verfaßten Spruchgedichte „Kampfgespräch von der Lieb,“ in dem er sich nicht an eine gegebene Erzählung anschließt, sondern, wie es scheint, ganz aus seinem Innern schöpft. Die Erfindung ist zwar nicht großartig, aber anmutig und frisch, so daß wir dem Kampfgespräch des alten Mannes und des Ritters bei dem Rauschen des Waldes und dem Gemurmel des Waldbrünnleins gern lauschen. Den Inhalt des Kampfgespräches giebt der Dichter gleich in den ersten Versen so an:

„Ich bin genannt der Liebe Streit,
Sag von der Liebe Wonn und Freud,
Dazu von Schmerz und Traurigkeit,
So in der Lieb verborgen leit (liegt),“

und dabei entwickelt der jugendliche Sänger eine erstaunliche Masse Kenntnisse aus Ovid und andern Schriftstellern, er redet von Achilles (dem Ritter) und Polixena, von Samson und Delila, von Jason und Medea, von Pyramus und Thisbe, David und Versaba (Bathseba), Guisgardo und Gismunda, von Tristan, Leander und Hero, Ritter Florio und der schönen Bianceffora, von Lukrezia und Eurialus, Paris

und Helena und ihrer unglücklichen Liebe, um daraus die Lehre zu ziehen:

„Auf daß, wer Lieb im Herzen hab,
Der laß zu rechter Zeit auch ab
Und spar sein Lieb bis in die Eh',
Dann halt ein Lieb und keine meh,
Daraus ihm Heil und Glück erwachs,
Den treuen Rat giebt ihm Hans Sachs."

Da Hans Sachs in München Meister der Meistersängerkunst geworden war und schon mit die Singeschule verwaltet hatte, so fand er auf seiner weiteren Wanderschaft über Würzburg nach den Rheinstädten bei seinen Gesangesgenossen freundliches Entgegenkommen und hielt, wie er selbst wieder erzählt, auch in Frankfurt Schule, indem er als Meistersänger andere anleitete und zum Vorstande der Singeschule gehörte. An solchem auf das Schöne und Gute gerichtete Leben eines wandernden Handwerkers kann man seine Freude haben, und es nimmt uns nicht wunder, daß er dabei gesund blieb an Leib und Seele auch in der Fremde. Er war sittlich erstarkt und in Versuchung erprobt; denn er hatte, wie er selbst sagt, zu seinem Glück auch der Verachtung der Leichtfertigen, deren Treiben er nicht mitmachte, widerstanden und sich nicht in ein rohes Leben wie andere Gesellen begeben. Aus solcher Erinnerung heraus sang er in dem Gedicht von „zweierlei Belohnung beide der Tugend und Laster:"

„O Jüngling, thu dich bas umschauen
Und folg nicht diesen falschen Frauen.
Kennst dn sie nicht? Es sind die Laster,
Auf Erd alles Unglücks Ziehpflaster —
Die verführen die ganze Menig (Menge),
Verheißen viel und halten wenig,
Wann bald sie's in die Laster bringen,
Endlich sie auch mit Gewalt sie dringen
In Sorg, Angst, Unruh, Straf und Rach,
In Leid, Verachtung, Schand und Schmach,
In Armut, Krankheit und den Tod,
In Feindschaft bei der Welt und Gott." —

Dagegen die edlen Tugenden geben dem Menschen ein „sittlich Leben,“

„Machen ihn freundlich und holdselig,
Gott, Freunden und Feinden gefällig;
Er wird sicher, fröhlich und adlig,
Glück nach Unglück macht ihn untadlig,
Sam (als) sei er schon selig auf Erd,
Daß auch nach diesem Leben werd,
Daß sein gut Gerücht bleibt untötlich
Ob andern Mensch', gleichsam göttlich.
Schau zu, bei der Tugend Beiwohnung
Hast du die herrliche Belohnung,
Die dir ewig mag niemand nehmen,
Der Laster aber musst dich schämen.“

Zwar blieb auch er auf der Wanderschaft nicht unberührt von Frauenliebe, wie schon sein Abschiedslied von 1513 zeigt. Mehrere Male wurde sein Herz gefesselt; so in München ein ganzes Jahr lang von einem Mädchen, das weder sanft noch schön, sondern trotziger Art war und ihm nicht viel schmeichelte, das er aber innig lieb hatte; und noch ein ander Mal trug er heimliche Liebe zu einem Mädchen und empfand bittern Schmerz, als er erfuhr, daß sie schon einem andern verlobt sei. Solche Erlebnisse, in denen er der Liebe Leid erfuhr, die ihn aber der Tugend nicht abwendig machten, vertieften sein Gemütsleben, erweckten in ihm immer mehr die dichterischen Anlagen und befestigten durch die innern Kämpfe, die er im Widerstreit der Gefühle und Pflichten zu bestehen hatte, seinen sittlichen Charakter.

Darum mahnt er mit dem Prediger Salomonis in dem Gedichte „von dem menschlichen Alter“:

„— Jüngling, in der Jugend dein
Laß dein Herz gar guter Ding sein,
Freu dich deiner blühenden Jugend,
Doch befleiß dich der edlen Tugend
Und thu, was gelüstet dein Herz
Und deinen Augen gefällt einwärts,

Doch denk in allem, was du thust,
Daß du auch für den Richter mußt
Und ihm davon musst Rechnung geben."

Bis zum Jahre 1516 war er auf der Wanderschaft gewesen, dann kehrte er auf Bitten seines alten Vaters heim. Er brachte einen reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen mit, und sein Vater mochte wohl staunen über das umfassende Wissen und das sichere Urteil des Sohnes, und seinem Lehrer in der Singekunst, dem Weber Nunnenbeck, bereitete es große Freude, daß sein ehemaliger Schüler, nunmehr ein Meister des edlen Meistergesanges, ihm zwei selbst erfundene Töne die „Silberweis" und den „neuen Ton" vorlegen konnte. An der Silberweise fand Nunnenbeck solches Gefallen, daß er selbst einige Gesänge in derselben dichtete.

In der Nürnberger Meistersingerschule war, als Sachs heimkehrte, wie wir in einem seiner Meisterlieder aus der Zeit erfahren, in dem er die „Schulkunst" in Nürnberg besingt, Parteisucht und Streit ausgebrochen. In den ruhmvollen Garten, welcher mit fruchtbaren Bäumen, mit Blumen und Reben wohlgezieret ist, und in dem „mancher Vogel schön quintieret," ist, wie er sagt, ein wildes Tier eingedrungen, der Neid, der ihn verwüstet. Er ermahnt deshalb die Singer, fernerhin für den Ruhm des Gartens Sorge zu tragen und in Einigkeit zu verharren, daß keiner vor dem andern sich rühme, und daß kein Neid und Haß mehr aufkomme. Er selber hat diese Mahnung treulich befolgt, hat eifrig in der Singeschule geschafft und an ihrem weiteren Aufblühen gearbeitet, er mußte aber noch öfter gegen Friedensstörer sich wenden.

Aber neben der Lust zum Dichten beseelte ihn auch der Trieb, in seinem Handwerk Meister zu werden. Er machte daher sein Meisterstück. Nach Handwerksbrauch durfte er aber nicht eher von seinem Meisterrecht Gebrauch machen, als bis er der Zunft auch ein ihm angetrautes Gemahl vorstellen konnte. Wir merken es an seinen Dichtungen aus dieser

Zeit, daß er sich mit Liebes- und Heiratsgedanken trug, denn sie handeln meist von der Liebe. So sein erstes Fastnachtsspiel „das Hofgesind Veneris (der Liebesgöttin)“ 1517, für welches er die Sage vom Venusberge und vom getreuen Eckart benutzte, und sein zweites Fastnachtsspiel „Eigenschaft der Lieb,“ 1518, in welchem er sein schon erwähntes Kampfgespräch von der Liebe von 1515 umgearbeitet hat. Er hat in ihnen die Derbheiten und Roheiten eines Rosenblüt und Folz vermieden und strebt in lehrhaftem Tone nach Sittlichlichkeit in der Weise des schweizerischen Dichters Gengenbach, dessen moralisierende Spiele damals viel verbreitet waren; aber sie entbehren auch sehr des Witzes und leiden an Trockenheit, so daß zwischen ihnen und dem kräftigen Humor seiner späteren Fastnachtsspiele, durch welchen er ein fast unerreichter Meister dieser Dichtungsart geworden, ein großer Fortschritt augenfällig zu bemerken ist.

Vielleicht hinderte gerade die Umschau unter den Töchtern des Landes, damit er eine züchtige und wirtliche Jungfrau zum Ehegemahl gewänne, die volle Entfaltung seiner dichterischen Kraft; denn Verstand und Herz kamen bei der Wahl öfter in Widerspruch und machten den jungen Meister unruhig. Endlich aber fand er, was er suchte. Nicht nur der überlegende Verstand, sondern auch die Liebe zog ihn zu Kunigunde Kreuzer, der einzigen Tochter und Erbin des verstorbenen Peter Kreuzer in dem Nürnberg benachbarten Flecken Wendelstein am Berge. Er selber sagt, daß er auch im Spital der Liebe, welche alles wagt, „bis Lieb mit Lieb in Lieb mag leben,“ krank gelegen, verliebt gewesen, der Allerliebsten vor die Thür geschlichen sei und sich auf die Stunde gefreut habe, da er sie sehen sollte. Er mußte sich, so erzählt er, wegen seiner Verliebtheit von seinem alten Meister hänseln lassen, aber er nahm es zu Herzen und bedachte, daß es ein „leichnam langer“ (sehr langer) Kauf ist, sein Lebenlang verbunden sein, und daß die Ehe nicht lauter „Küchlein essen“ ist, sondern daß es darin Süßes und Saures

giebt, „täglich gemischt von Freud und Leid.“ In anschaulicher Weise schildert er selbst, um junge Gesellen vor Übereilung zu warnen, aus eigener Erfahrung heraus, das bittersüße eheliche Leben, das ihm einst sein alter Meister vor die Augen gestellt habe, um ihn vor übereiltem Zufahren zu bewahren. Der alte Meister habe zu ihm gesprochen:

„Mein Frau ist mein Paradies teuer,
Dabei mein tägliches Fegefeuer,
Sie ist ein Himmel meiner Seel,
Sie ist auch oft mein Pein und Höll,
Sie ist mein Engel auserkoren
Und ist oft mein Fegteufel worden,
Sie ist mein Wünschelrut und Segen,
Ist oft mein Schauer und Platzregen,
Sie ist mein Mai und Rosenhag
Und oft mein Blitz und Donnerschlag,
Mein Frau ist oft mein Schimpf (Spiel) und Scherz,
Ist oft mein Jammer, Angst und Schmerz.“ —
„Derhalben wer heiraten woll’,
Derselbig vor betrachten soll
Den Ehling Stand nach Gottes Lehr,
Anfang in Gottes Furcht und Ehr.“

Am Sankt Ägidientage 1519 führte Hans Sachs seine Braut, welche keine Eltern mehr hatte, heim und hielt nach damaligem Brauche am neunten Tage Hochzeit. Er hatte gut gewählt; denn seine junge Frau war, wie er selbst nach einundvierzigjähriger Ehe bekennt, lieb und treu, ganz ehrenwert und häuslich und eifrig im Haushalt, so daß er, wenn sie auch „etwan heftig war in Worten bei dem Gesind,“ nicht den essigen, bittern, sauern, bisselnden Geschmack der „neun Geschmäck in dem ehelichen Stand“ erfahren hat. Er wohnte längere Zeit in Wöhrd, einer der Vorstädte Nürnbergs, erst 1540 zog er in die Stadt in die Nähe der Lorenzkirche und endlich in ein Haus im Mehlgäßlein am Spitalkirchhof, welches später das Gasthaus zum goldenen Bären wurde.

Die jungen Eheleute strebten rüstig vorwärts. Hans Sachs arbeitete fleißig auf seinem Handwerk und hielt einen

kleinen Kramladen, er machte, um das Geschäft zu heben, mancherlei Geschäftsreisen und gelangte, da seine Kunigunde alle Dinge zu Rate hielt und er selbst ein guter Haushalter war, zu einem erfreulichen Wohlstande. Auch dadurch wurde sein Haus gemehrt, daß ihm Kunigunde in 12 Jahren sieben Kinder, zwei Söhne und fünf Töchter gebar, welche sie beide in Zucht und Frömmigkeit aufzogen. Sie starben aber fast alle in noch jugendlichen Jahren, so daß er nur von seiner ersten Tochter, welche er in Nürnberg verheiratete, 4 Enkel sah, die wenigstens, wie wir wissen, 1560 noch am Leben waren, während auch diese Tochter ihm damals schon durch den Tod entrissen war. Alle diese Freuden und Leiden des häuslichen Lebens spiegeln sich in seinen Gedichten, die er nach Feierabend in der Woche und am Sonntag dichtete, wieder. Er bewahrte jedoch in allem Leid ein kindliches Gottvertrauen, das sich besonders in seinen geistlichen Liedern, deren er 22 gedichtet hat, ausspricht. Unter diesen geistlichen Liedern, welche meist aus den ersten Jahren der Reformation stammen, schon 1526 in zwei Sammlungen erschienen und 1527 in das Nürnberger Gesangbuch aufgenommen wurden, sind 13 Umarbeitungen von Psalmen, bei denen er Luthers Übersetzung der Bibel folgte, dann eine Anzahl geistlicher Umdichtungen (Contrafakte) bekannter Volksgesänge, z. B. Christe, du anfänglichen bist 2c., nach: Anna, du anfänglich bist 2c., ferner: O Gott Vater, du hast Gewalt 2c. nach: Ach Jupiter, hättst du's Gewalt; sie sind aber alle volkstümlich und der Ausdruck eines kindlich frommen Gemüts, welches die religiösen Wahrheiten unbefangen und treuherzig im Glauben auffaßt und, wes das Herz voll ist, mit liebenswürdiger Einfalt wiedergiebt. Unter diesen Liedern der ersten Reformationszeit ist eins der schönsten die Umarbeitung des fünften Psalms. Es führt die Überschrift: Der fünfte Psalm Davids, im Ton: Nun freut euch liebe Christen gemein 2c. und lautet:

„Herr hör mein Wort,
Merk auf mein Not,

Vernimm mein Red gar eben,
Mein König und mein starker Gott,
Von dir hab ich das Leben;
Drum will ich vor dir beten recht,
Früh wollest hören deinen Knecht,
Wann er früh zu dir komme.

Du hassest Herr, was übel thut,
Die Lügner wirst umbringen,
Was schalkhaft ist und dürst' nach Blut,
Denen wird vor dir mißlingen;
Ich aber will in dein Haus gehn,
Mit Furcht in deinem Tempel stehn,
Auf dein Gnad, Herr, zu beten.

Herr, leit mich gar in deinem Wort,
Um meiner Freude willen
Richt' deine Weg an allen Ort
Und steck mir selbst das Ziele;
Ihr Mund und Herz kein Recht's je gab,
Ihr Rachen ist ein offnes Grab,
Ihr Schlund auch voller Gallen.

Laß freuen sich all, die auf dich
Trauen und sich berühmen,
Beschirme sie, Herr, kräftiglich
Gleichwie die Sommerblumen;
Die Gerechten du gesegnest, Herr,
Die deinen Namen lieben sehr,
Du krönest sie mit Gnaden.

Späterhin hat er noch mehr biblische und geistliche Gesänge überhaupt gedichtet. So hat er den ganzen Psalter, das Buch Jesus Sirach, die Sprüche Salomonis und größere und kleinere Abschnitte biblischer Bücher, in denen er fort und fort zu seiner Erbauung las und zur Befestigung seines evangelischen Glaubens forschte, in Reime gesetzt, auch geistliche Lieder in freierer Weise gedichtet, die wir noch erwähnen werden. Bis in unsere Tage betrachtete man auch Hans Sachs als den Dichter des schönen Liedes: „Warum betrübst du dich mein Herz ꝛc.;“ aber es findet sich nicht in seinen

Gesamtwerken und auch nicht unter seinem Namen in einem Einzeldrucke. Deshalb hat es Ph. Wackernagel ihm abgesprochen[1]). Gleichwohl erwähnen wir es hier, weil es ganz den Charakter unseres Dichters an sich trägt, und weil in ihm, wie es in schwerer Zeit aus dem Vertrauen auf Gottes Hülfe entsprungen ist und den Sänger selbst in der Not erhoben hat, das lebendige Gottvertrauen von Strophe zu Strophe immer stärker und ergreifender uns entgegentritt, bis am Ende wir mit dem Sänger alle Not vergessen und mit ihm Gott für alle seine Güte preisen. Man hat es, weil es zum Troste betrübter Seelen recht geeignet ist, schön und bezeichnend „der alten Leute Trostpredigt" genannt und es durch Übersetzungen schon frühzeitig weithin auch ins Ausland verbreitet. Ich selber lese einzelne Strophen dieses Liedes stets mit tiefer Rührung und zu großer Erbauung, da ich sie als Kind bei Notzeiten der Familie oder des Landes von meiner frommen Großmutter in herzlicher Weise habe beten hören, und vielen Tausenden ist das Lied schon zum Segen geworden. Es lautet:

„Warum betrübst du dich, mein Herz,
Bekümmerst dich und trägest Schmerz
Nur um das zeitlich Gut?
Vertrau du deinem Herren Gott,
Der alle Ding erschaffen hat.

Er kann und will dich lassen nicht,
Er weiß gar wohl, was dir gebricht,
Himmel und Erd ist sein.
Mein Vater und mein Herre Gott,
Der mir beisteht in aller Not.

Weil du mein Gott und Vater bist,
Dein Kind wirst du verlassen nicht,
Du väterliches Herz!
Ich bin ein armer Erdenkloß,
Auf Erden weiß ich keinen Trost.

---

[1]) Kirchenlied IV, S. 129.

Der Reich' verläßt sich auf sein Gut;
Ich aber will vertrauen meinem Gott,
Ob ich gleich werd veracht';
So weiß ich und glaub festiglich:
Wer Gott vertraut, dem mangelt nicht.

Elia! wer ernähret dich,
Da es so lange regnet nicht
In so schwer teurer Zeit?
Ein Witwe aus Sidonier Land,
Zu welcher du von Gott warst gesandt.

Da er lag unterm Wachholderbaum,
Ein Engel Gottes vom Himmel kam
Und bracht ihm Speiß und Trank;
Er ging gar einen weiten Gang
Bis zu dem Berg, Horeb genannt.

Des Daniel Gott nicht vergaß,
Da er unter den Löwen saß,
Sein'n Engel sandt er hin
Und ließ ihm Speise bringen gut
Durch seinen Diener Habakuk.

Joseph in Ägypten verkaufet ward,
Vom König Pharao gefangen hart
Um seiner Gott'sfürchtigkeit;
Gott macht ihn zu einem großen Herrn,
Daß er konnt Vater und Brüder ernäh'rn.

Es verließ auch nicht der getreue Gott
Die drei Männer im Feuerofen rot,
Sein'n Engel sandt er hin,
Bewahrt sie vor des Feuers Glut
Und half ihnen aus aller Not.

Ach Gott! du bist noch heut so reich,
Als du bist gewesen ewiglich;
Mein Vertrauen steht zu dir.
Mach mich an meiner Seelen reich,
So hab ich genug hie und ewiglich.

Der zeitlichen Ehr will ich gern entbehrn,
Du wollest mich nur des Ewigen gewährn,
Das du erworben hast

Durch deinen herben, bittern Tod,
Das bitt' ich dich, mein Herr und Gott!

Alles, was ist auf dieser Welt,
Es sei Silber, Gold oder Geld,
Reichtum und zeitlich Gut,
Das währt nur eine kleine Zeit
Und hilft doch nichts zur Seligkeit.

Ich dank dir, Christe, Gottes Sohn!
Daß du mich solchs hast erkennen lan
Durch dein göttliches Wort;
Verleih mir auch Beständigkeit
Zu meiner Seelen Seligkeit.

Lob, Ehr und Preis sei dir gesagt
Für alle dein erzeigte Wohlthat
Und bitt demütiglich:
Laß mich nicht von dein'm Angesicht
Verstoßen werden ewiglich."

Wir müssen aber hier zu den ersten Ehejahren des Meisters zurückkehren.

Fünftes Kapitel.

Hans Sachsens Teilnahme an dem Werke der Reformation.

Die Zeit, in welcher Hans Sachs in die Ehe trat, war eine unruhige Zeit. Nicht nur regte allerhand fahrendes Volk, Schüler und Studenten, Spielleute und Landsknechte das Volk auf, nicht nur kämpften die Vertreter der neu aufblühenden Sprachstudien, die Humanisten, mit den Vorkämpfern der althergebrachten Lehrweise, nicht nur gärte es in den Kreisen des Volkes gegen den Druck des Adels, sondern eine noch viel großartigere Bewegung war seit 1517 von Wittenberg durch Dr. Martin Luther ausgegangen und ergriff alles Volk. Luthers Schriften verbreiteten sich wie ein Lauffeuer und fanden überall Anklang, auch in Nürnberg, wo Luther auf seiner Reise zur Verantwortung vor Cajetan in Augsburg durchgekommen war. Ob ihn bei dieser Ge-

legenheit oder, wie man sagt, zu Augsburg Hans Sachs gesehen und kennen gelernt hat, bleibt ungewiß. Jedenfalls blieb er von der allgemeinen Bewegung nicht unberührt, aber er schwieg über das, was in seinem Herzen sich regte, weil er sowohl selber in der Sache erst gewiß zu werden suchte, als auch weil die Einrichtung seines neuen Hausstandes ihn viel beschäftigte. In Nürnberg, wo besonders durch den fein gebildeten Patrizier Willibald Pirkheimer die humanistische Bewegung den Boden für die Reformation vorbereitet hatte, fand Luthers Lehre nicht nur bei Laien, ich nenne hier nur den berühmten Maler Albrecht Dürer, sondern auch bei den Geistlichen und zwar zunächst bei den Augustinern, deren Prior Wolfgang Volprecht schon 1518 Luthers Protest gegen den Ablaß bei dem Nürnberger Buchdrucker Peipus hatte abdrucken lassen, offenen Anhang. Auch der Abt zu St. Egidien und die Pröpste von St. Lorenz und St. Sebald erklärten bald ihre Zustimmung zu Luthers Lehre. Im Rate zeigten Hieronymus Ebner, Christoph Scheurl, Willibald Pirkheimer, Veit Dietrich, Kaspar Nützel und Christoph Fürer der neuen Lehre am eifrigsten sich geneigt, vor allem aber wurde Lazarus Spengler, geboren 1479 zu Nürnberg, ein gewandter Jurist und schon seit 1507 Ratsschreiber in seiner Vaterstadt, der eigentliche Leiter der Reformation und, nachdem er als Gesandter der Stadt auf dem Reichstage zu Worms Luther persönlich kennen gelernt hatte, ein eifriger Förderer der Verbesserung des Nürnberger Schulwesens. Trotz dieser Freunde der Reformation aber im eigenen Kollegium ließ der Rat in kluger Weise sich nicht zu Überstürzungen hinreißen, sondern versuchte es, nachdem sowohl gegen Spengler wie gegen Pirkheimer der päpstliche Bann ausgesprochen war, auf alle Weise, die allzuhitzigen Anhänger der Reformation zu beschwichtigen und alle Ausschreitungen zu verhindern, und verstand sich nach vielem Drängen sogar dazu, die im Jahre 1521 gegen Luther erlassene Achterklärung am Rathause anschlagen zu lassen. Dagegen weigerte er sich

in ebenso kluger Weise, die aus den Klöstern entwichenen Ordensleute und die Luthers Lehre anhängenden Prediger gefänglich einziehen zu lassen, und begnügte sich damit, gegen den Mutwillen des Volkes, der sich an Klöstern und Kirchen vergriff, scharfe Maßregeln zu ergreifen. Die hitzigsten Vorkämpfer der neuen Lehre waren die Prediger Andreas Osiander bei St. Lorenz, Dominikus Schleupner bei St. Sebaldus, Thomas Jäger (Venatorius) im Spital und Karl Neß, der Selsorger bei den Augustinern. Sie bekämpften offen die alten Mißbräuche und schwiegen auch während des Reichstages 1523 und 1524 nicht. Die Pröpste zu St. Lorenz und St. Sebald führten statt des lateinischen den deutschen Kirchengesang ein und stellten allerlei Mißbräuche ab. Um Ostern 1524 genossen bereits über 3000 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Die Klöster, namentlich auch die Frauenklöster, gegen die in Nürnberg die Frauen besonders feindlich gesinnt waren, suchte man erst besser zu gestalten, dann ganz umzuwandeln. Dem aber widersetzte sich die fein gebildete und treffliche Äbtissin des St. Klarenklosters, Charitas Pirkheimer, die Schwester Willibald Pirkheimers. Sie wollte zwar die Mißbräuche abstellen, wollte aber sonst frei sein und meinte, daß „der Rat sich auf die Regierung des Klosters ebenso wenig verstehe als sie auf die Regierung der Häuser der Ratsherrn.“ Erst durch die Dazwischenkunft Philipp Melanchthons, den Charitas „für einen durchaus gerechten, untadeligen, aufrichtigen und Gerechtigkeit liebenden Mann“ erklärte, gelang es, daß nach Durchführung einzelner Reformen das Kloster einstweilen erhalten blieb. Der Streit aber, wegen der Klöster wurde für die Stellung Willibald Pirkheimers zur Reformation verhängnisvoll. Er unterstützte nämlich, da er das stürmische Drängen der Reformationsfreunde gegen die Klöster mißbilligte, seine Schwester kräftig und kam so, da diese an Hieronymus Emser, Luthers Gegner sich anschloß und durch ein vertrauliches Schreiben, das sie 1522 an diesen gerichtet und das Emser mit den Angriffen

auf den Stadtrat, die es enthielt, vielfach prahlerisch vorgelesen und mitgeteilt hatte, selbst in den Verdacht, ein Dunkelmann zu sein. Er sah daher, als Emsers Gegner der Felicitas Brief mit spöttischen Bemerkungen auf diese und Emser veröffentlichten, in dieser Schrift auch einen Angriff auf sich selber und fühlte sich tief verletzt. Er zürnte, da er, wie er sagt, „gut lutherisch ist,“ zwar dem ruhmredigen Emser, grollte aber auch über das Vorgehen der Gegner. „Ich bin nicht so verblendet,“ schreibt er, „daß ich alles, was in Klöstern getrieben wird, für recht und lobenswert halte, indem es bekannt genug ist, daß in den meisten menschliche Satzungen den Vorschriften Gottes vorgezogen werden, so zwar, daß man häufiger den Werken und Verdiensten der Menschen Kraft beimißt als der Gnade und Gerechtigkeit, welche durch den Glauben an Jesus Christus gewonnen wird.“ Aber er billigte nicht, daß man die Nonnen nötigte, aus den Klöstern zu laufen, denn er sah in diesen Versorgungsstätten für die Töchter vornehmer Familien. So kam es, daß er, allerdings durch Familieninteresse geleitet, nach und nach wieder der alten Kirche zugeführt wurde und sich mehr und mehr von seinen alten Freunden, Lazarus Spengler und Christoph Scheurl, welche der Reformation treu blieben, trennte.

Mitten in diesen Bewegungen saß, wie gesagt, Hans Sachs zunächst ganz still; es könnte scheinen, als ob er über seinem Handwerk und der Sorge für seinen jungen Ehestand die Stadt- und Welthändel und auch die Poesie ganz vergessen hätte; denn nicht einen Vers ließ er hören vier Jahre lang. Heimlich aber gärte es in ihm ebenso stark als in der unruhig gewordenen Stadt und in der Welt. Luthers Auftreten bewegte seine Seele gar mächtig, so daß er die Sache Tag und Nacht nicht aus den Gedanken brachte. Er studierte eifrig die Schriften des kühnen Mönches, wurde dabei wohl öfters stutzig, forschte dann aber in der Bibel, ob es sich also verhielte, und gewann so nach gewissenhafter Prüfung die feste Überzeugung, daß Luthers Lehre mit der Schrift über-

einstimme. Bis 1522 hatte er sich 40 Stück von Luthers Schriften zusammengekauft, sie eifrig studiert und hin und her erwogen. Er ließ sie zusammenbinden und schrieb vorn in den Band: „Diese Büchlein habe ich, Hans Sachs, also gesammelt, Gott und seinem Wort zu Ehren, und den Nächsten zu gut einbinden lassen, als man zählt nach Christi Geburt 1522. Die Wahrheit bleibt ewiglich.“ Auch in der Bibel, die nach und nach, von Luther verdeutscht, erschien, forschte er fleißig immer weiter und wurde darin so bewandert, als ob er ein Pfarrherr oder Professor wäre. Es ist somit leicht begreiflich, daß er bei solch ernster Beschäftigung nicht Zeit und Lust fand, weltliche Lieder und Spiele zu dichten. Als er aber seines Glaubens gewiß geworden war, drängte es ihn, das Werk der Reformation auch mit seinen Gaben zu fördern und in dem Streite, den bisher nur die Geistlichen und Gelehrten führten, auch die Meinung des Volkes hören zu lassen. Er fand den rechten Ton und Ausdruck in seinem begeisterten Liede:

Die Wittenbergisch Nachtigal,
Die man jetzt höret überall. 1523.

Es lautet:

„Wach auff, es nahend gen dem Tag,
Ich hör singen im grünen Hag
Ein wunnigliche Nachtigal,
Ihr Stimb durchklinget Berg und Thal,
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auff von Orient,
Die rotbrünstige Morgenröt
Her durch die trüben Wolcken geht,
Darauß die lichte Sonn thut plicken,
Des Mondes Schein thut sich verdrücken,
Der ist jetzt worden bleich und finster,
Der vor mit seinem falschen Glinster (Glanz),
Die gantze Herd Schaf hat geblend,
Daß sie sich haben abgewend
Von ihrem Hirten und der Weyd
Und haben sie verlassen beyd,
Sind gangen nach des Mondes Schein

In die Wildnuß den Holtzweg ein,
Haben gehört des Löwen Stimb
Und sind auch nachgefolget ihm,
Der sie geführt hat mit Liste
Gantz weit abwegs tieff in die Wüste,
Da habens ihr süß Weyd verlorn,
Hant gessen (gegessen) Unkraut, Distel, Dorn,
Auch leget ihn (ihnen) der Löw Strick verborgen (heimlich),
Darein die Schaf fielen mit Sorgen;
Da sie der Löw dann fand verstricket,
Zuriß (zerriß) er sie, darnach verschlicket (verschlucket).
Zu solcher Hut haben geholffen,
Ein gantzer Hauff reissender Wolffen,
Haben die elende Herd besessen
Mit scheren, melcken, schinden, fressen,
Auch lagen viel Schlangen im Graß,
Sogen die Schaf ohn Unterlaß
Durch alle Gelid (Glieder) bis auff das Marck,
Deß (davon) wurden die Schaf dürr und argk (verderbt)
Durchauß und auß die lange Nacht
Und sind auch allererst erwacht,
So die Nachtigal so hell singet,
Und des Tages Gelentz (Glanz) herdringet,
Der den Löwen zu kennen geit (giebt),
Die Wölff und auch ihr falsche Weyd,
Deß ist der grimmig Löw erwacht,
Er lauret und ist ungeschlacht (ungehalten, grimmig)
Über der Nachtigal Gesang,
Daß sie melt (meldet) der Sonnen Auffgang,
Davon sein Königreich End nimbt,
Deß ist der grimmig Löw ergrimbt,
Stellt der Nachtigal nach dem Leben
Mit List vor ihr, hinten und neben,
Aber ihr kan er nit ergreiffen,
Im Tag kan sie sich wol verschleiffen (verstecken)
Und singet frölich für und für.
Nun hat der Löw viel wilder Thier,
Die wider die Nachtigal blecken (erscheinen, die Zähne blecken = die Zähne zeigen),
Waldesel, Schwein, Böck, Katz und Schnecken,
Aber ihr Heulen ist alles fehl,
Die Nachtigal singt ihn (ihnen) zu hell

Und thut sie all ernider (darnieder) legen,
Auch thut das Schlangenzucht (Schlangengezücht) sich regen,
Es wispelt sehr nnd widersicht
Und fürchtet sehr des Tages Licht,
Ihn will entgehn die elend Herd,
Darvon sie sich haben genehrt
Die lange Nacht und wol gemäst,
Loben, der Löw sey noch der best,
Sein Wayd sey süsse unde gut,
Wünschen der Nachtigal die Glut;
Deßgeleichen die Frösch auch quacken
Hin und wider in ihren Lacken (Lachen)
Über der Nachtigal Gedön (Getön),
Wann (denn) ihr Wasser will ihn entgehn,
Die Wildgens (Wildgänse) schreyen auch gagag
Wider den hellen lichten Tag,
Und schreyen in gemeyne all:
„Was singet Neus die Nachtigal?
Verkündet uns des Tages Wunn (Wonne),
Samb (als) macht (machte) allein fruchtbar die Sunn,
Und verachtet des Mondes Glest (Glanz),
Sie schwieg wol still in ihrem Nest,
Macht (machte) kein Auffruhr unter den Schafen,
Man sollte sie mit Feur straffen!“
Doch ist dies Mordgeschrey alls umbsunst,
Es leuchtet her des Tages Brunst,
Und singt die Nachtigal so klar,
Und sehr viel Schaf an dieser Schar
Kehren wider auß dieser Wild (Wildnis)
Zu ihrer Weyd und Hirten mild,
Etlich melden den Tag mit Schall
In maß recht (in der Weise gerade) wie die Nachtigal,
Gegen den (die) die Wölff ihr Zähn thun blecken,
Jagen sie ein (in) die Dorenhecken (Dornenhecken)
Und martern sie biß auff das Blut
Und drowen ihn bey Feuers Glut,
Sie sollen von dem Tage schweigen,
So thun sie ihn die Sonnen zeigen,
Der (deren) Schein niemand verbergen kann.

Nun daß ihr klärer möcht verstan,
Wer die lieblich Nachtigal sey,

Die uns den hellen Tag ausschrey:
Ist (Es ist) Doctor Martinus Luther
Zu Wittenberg Augustiner,
Der uns auffwecket von der Nacht,
Darein der Monschein (Mondschein) uns hat bracht.
Der Monschein deut die Menschen Lehr
Der Sophisten hin unde her
Innerhalb der vierhundert Jaren (seit Gregor VII.),
Die sind nach ihr Vernunfft gefaren
Und hant uns abgeführet ferr (fern)
Von der Evangelischen Lehr
Unseres Hirten Jesu Christ
Hin zu dem Löwen in die Wüst.
Der Löwe wird der Bapst genannt,
Die Wüst das geistlich Regiment,
Darinn er uns hat weit verfürt
Auff Menschenfünd, als man jetzt spürt.
Damit er uns gewendet hat,
Deut den Gottesdienst der jetzund gaht
In vollem Schwanck auff gantzer Erden
Mit Mönnich, Nonnen, Pfaffen werden,
Mit Kutten tragen, Kopf bescheren,
Tag unde Nacht in Kirchen plerren (schreien, singen)
Metten, Prim, Tertz, Vesper, Complet,
Mit wachen, fasten, langen bett (Gebet),
Mit Gerten hauen, kreutzweiß liegen,
Mit knieen, neigen, bücken, biegen,
Mit Glockenleuten, Orgelschlagen,
Mit Heyltum, Kertzen, Fanen tragen,
Mit räuchern und mit Glockentauffen,
Mit Lampenschüren, Gnad verkauffen,
Mit Kirchen, Wachs, Saltz, Wasser weyen (weihen)
Und deßgleichen auch die Leyen
Mit Opffern und den Lichtlein brennen,
Mit Walfart und den Heyling (Heiligen) denen (dienen),
Den Abend fasten, den Tag feyern
Und beichten nach der alten Leyern,
Mit Bruderschafft und Rosenkrentzen,
Mit Ablaslesen, Kirchen schwentzen (Kirchen bei den Prozessionen durchziehen),
Mit Pacem küssen, Heyltumb schauen,
Mit Meß stifften und Kirchen bauen,

Mit großem Kost die Altar zieren,
Taffel auff die Welschen Monieren (Manieren, Weisen),
Sammate Meßgwand, Kellich gülden,
Mit Monstrantzen und silbern Bilden,
In Klöster schaffen Rendt (Rente) und Zinst (Zins),
Dies alles heißt der Bapst Gottsdienst,
Spricht: „Man verdient damit den Himel
Und löst mit ab der Sünden Schimel."
Ist doch alls in der Schrift ungründ (ungegründet),
Eytel Gedicht und Menschensünd,
Darinn Gott kein Gefallen hat.
Matthei am funffzehenden stat:
„Vergebenlich dienen sie mir
In der Menschen Gesetzen ihr (in ihren Menschengesetzen).
Auch so wird ein jegliche Pflantz
Vertilgt und ausgereuttet gantz,
Die mein Vatter nit pflantzet hat."
Hör zu, du gantz geistlicher Stat (Staat):
Wo bleibst mit dein ertichten Wercken?
Nu laßt uns auff die Mordstrick mercken;
Bedeuten uns des Bapstes Netz,
Sein Decretal, Gebot und Gsetz,
Damit er die Schaf Christi zwinget,
Mit Bann er zu der Beicht uns dringet,
All Jar zum Sacrament zu gan,
Verbeut das Blut Christi beim Bann,
Gebeut beim Bann, alle Jar
Zu fasten viertzig Tag fürwar,
Sonst viel Tag und vier Quatemer (Quatember),
Auch zu meyden Fleisch und Eyer,
Zu feyern viel Tag er gebeut,
Verbeut etlich Tag die Hochzeit,
Gefatterschafft und etlich Grad,
Zu heyraten er verboten hat
Mönnich und Pfaffen bey dem Bann,
Doch mögen sie wol Huren han,
Frommen Leuten ihr Kinder letzen (verletzen)
Und frembde Ehweiber einsetzen.
Unzal hat der Bapst solcher Bot (Gebot),
Der doch keins hat gebotten Gott,
Jagt die Leut in Abgrund der Hell
Zu dem Teuffel mit Leib und Seel.

Paulus hat ihr gezeyget an
Am vierten zu Thimotean (Timotheus)
Und spricht: „Der Geist saget deutlich,
Daß zu den letzten Zeyten sich
Etlich vom Glauben werden tretten
Und anhangen des Teuffels Reten (Räten),
Werden Leuten die Eh verbieten
Und etlich Speiß, die Gott durch Güten
Beschaffen hat mit Danksagung."
Ich meyn, das sey ja klar genung.
Nun lasst uns schauen nach den Wolffen,
Die dem Bapst han darzu geholffen,
Zu führen solche Tyranney:
Bischoff, Probst, Pfarrherr und Abtey,
All Prelaten und Seelsorger,
Die uns vorsagen Menschen Lehr
Und das Wort Gottes unterdrucken,
Kommen mit vorgemelten Stucken,
Und wenn mans bei dem Licht besicht,
Ist es alls auff das Gelt gericht.
Man muß Gelt geben von dem Tauffen,
Die Firmung muß man von ihn kauffen,
Zu beichten muß man geben Gelt,
Die Meß man auch umb Gelt bestellt,
Das Sakrament muß man ihn zahlen,
Hat man Hochzeit, man geit (giebt) ihn allen,
Stirbt eins, umb Gelt sie es besingen,
Wers nit will thun, den thun sie zwingen,
Und sollt er einen Rock verkauffen.
Also sie uns die Woll ausrauffen,
Und was sie lang ersimoneyen (durch Simonie erwerben),
Sie wieder umb Wucher hinleyhen,
Von zweintzig Gulden ein Malter Koren, (Korn),
Ich meyn, das heißt die Schaf geschoren;
Auch wie hart sie das Volck maulbanden (das Maul verbinden, plagen)
Mit den Zehenden auf den Landen,
Da man mit ihn des Herr Gotts spielt,
Wie man sie bannet umb die Gült (Wert des Geldes)
Und sie mit Liechten thut verschüssen (verschießen, aus der kirchlichen Gemeinschaft ausschließen),
Die armen Bauern fronen müssen,

Daß die starken Schindfessel (Schinder, Plagegeister) feyern,
Halb Zeit in dem Wirtshauß umbleyern.
Vier Opffer muß man ihn auch reichen
Und den Meßpfenning desgleichen,
Und darzu an den Feyertagen
Lant (lassen) sie Gelttäfelein rumb tragen.
All Kirchweyh sie nach Gelt auch tichten,
Ein Jarmarck (Jahrmarkt) mit Heyltumb auffrichten,
Darbey sie Ablaßbullen haben,
Geltstöck lant sie in die Kirchen graben,
Also richt man dem armen Volcke;
Das heißt die Schaf Christi gemolcke (gemolken).
Auch kommen Stationirer,
Antonier, Valentiner,
Die sagen viel erlogner Wort,
Das sey geschehen hie und dort,
Bestreichen Frauen unde Mann
Mit eim vergülten (vergoldeten) Eselszan
Und erschinden auch Geltes Krafft,
Schreiben Leut in ihr Bruderschafft.
Holen die Zinß alljährlich Jar;
Darnach kempt (kommt) ein ersame Schar,
Heißt man zu teutsch die Romanisten,
Mit großen Ablas, Bullen, Kisten,
Richten auff rote Creutz mit Fannen (Fahnen)
Und schreyen zu Frauen und Mannen:
„Legt ein, gebt euer Hülff und Steuer
Und löst die Seel auß dem Fegfeuer.
Bald (sobald) der Gülden im Kasten klinget,
Die Seel sich auff gen Himmel schwinget!"
Wer unrecht Gut hat in sein Gewalt,
Dem helffen sie es ab gar bald,
Auch gebens Brief für Schuld und Pein,
Da legt man ihn zu Gulden ein.
Der Schalckstrick sein ihr mancherley,
Das heißt mir römisch Schinderey
Fürbaß mercket von den Bischöffen,
Wie es zugeh an ihren Höfen
Mit Notari, Officiäln,
Mit Citatzschreibern und Pedeln
An ihrem falschen geistlichen Recht,
Wie man da schindet Meyd (Magd) und Knecht,

Auch wie man da zureiß die Eh
Und nimmet Geld und anders meh (mehr)
Und nöt' (nötigt) sie auch, zusamb zu g'loben (geloben),
Auch wie sie mit den Leuten toben,
Die man zu ihn jagt in der Beicht,
Die etwan gessen (gegessen) hant villeicht
Fleisch oder Eyer in der Fasten,
Das thnnd sie also scharpff antasten,
Als hett einer ein Mordt gethan,
Auch wie sie umbgehen mit dem Bann,
Wie sie ihn beschwern uud verneuern,
Auch wie das arme Volck sie steuern (besteuern).
Auch mit dem Wild und dem Gejeid (Jagd)
Thund sie ihn Schaden am Getreid,
Halten Räuber in ihren Flecken,
Die rauben, morden, stöcken, plecken (pflöcken),
Auch führen Bischoff Krieg mit Trutz,
Vergissen vil christliches Bluts,
Machen elend Wittwen und Waysen,
Dörffer verbrennen, Stätt (Städte) zureissen,
Die Leut verderben, schätzen, pressen,
Ich meyn, das heiß die Schaf gefressen.
Christus solch Wölff verkündet hat,
Matthei am sibenden es stat:
„Seht euch für vor falschen Propheten,
Die in Schafkleidern herein tretten!"
Inwendig reissend Wölff er's nennet,
An ihren Früchten sie erkennet.
Marci am zwölften er's erklerten (erkläret),
Spricht: „Habt acht auf die Schriftgelerten,
Die gern gehn in langen Kleydern
Und lassen sich auch grüßen gern
Am Marck (Markt) und Gassen, wo sie stan,
Und sitzen gern oben an
In Schulen und auch ob (über) dem Essen,
Den Wittwen sie ihr Häuser fressen.
Und wenden für lange Gebet,
Darumb so werden sie, versteht,
Desto mehr in Verdammnuß fallen."
O, wie thut hie Christus abmalen
Unser Geistlicher gottlos Wesen,
Samb (als) wer (wär) er jetzt bey ihn gewesen,

Darbey kennt man sie unter Augen.
Die Schlangen, so die Schäflein saugen,
Sind Mönnich, Nonnen, der faul Hauffen,
Die ihre gute Werck verkauffen
Umb Gelt, Käß, Eyer, Licht und Schmaltz,
Umb Hüner, Fleisch, Wein, Koren, Saltz,
Damit sie in dem Vollen leben
Und sammeln auch groß Schätz darneben,
Vil neuer Fund sie stets ertichten,
Vil Bet- und Bruderschafft auffrichten,
Vil Träum, Geschicht und kindisch Fet (Wesen),
Das ihn der Bapst dann alls bestet (bestätigt),
Nimbt Gelt und geit (giebt) Ablas darzu,
Das schreyens dann auß spat und fru (früh),
Mit solcher Fabel und Abweiß (irrige Weise)
Hant sie uns geführt auf das Eiß,
Daß wir das Wort Gottes verliessen
Und nur theten, was sie uns hiessen,
Vil Werck, der Gott doch keins begert,
Hant uns den Glauben nie erklert
In Christo (an Christus), der uns selig macht.
Dieser Mangel bedeut die Nacht
Darin wir alle irr sind gangen,
Also hant uns die Wölff und Schlangen
Biß in die vierdehalb hundert Jar
Behalten in ihr Hut fürwar
Und mit des Bapstes G'walt umbtrieben,
Biß Doctor Martin hat geschrieben
Wider der Geistlichen Mißbrauch
Und wiederumb auffdecket auch
Das Wort Gottes: die heylig Schrifft
Er mündlich und schrifftlich ausrifft (ausruft)
In vier Jaren bey hundert Stucken
In teutscher Sprach und last sie drucken.
Daß man versteh, was er thu lehren,
Will ich kürtzlich ein wenig erkleren.
Gottes Gesetz und die Propheten
Bedeuten uns die Morgenröten,
Darin zeigt Luther, daß wir all
Miterben seind Adams Fall
In böser Begier nnd Neygung,
Deßhalb kein Mensch dem G'setz thut g'nung.

Halt (halten) wir's schon außwendig im Schein,
So ist doch unser Hertz unrein
Und zu allen Sünden geneiget,
Das Moses gantz klerlich anzeiget.
Nun seit (da) das Herz dann ist vermeilet (voller Fehler und Flecken),
Und Gott nach dem Hertzen urteilet,
So seyn wir alle Kinder des Zoren (Zornes),
Verflucht, verdammet und verloren.
Wer solches im Hertzen empfind,
Den nagen und beissen sein Sünd
Mit Trauern, Angst, Forcht, Schrecken, Leid
Und erkent sein Unmöglichkeit (Unvermögen, Ohnmacht),
Dann wird der Mensch demütig gantz.
So dringet her des Tages Glantz,
Bedeut das Evangelium,
Das zeiget dem Menschen Christum,
Den eingebornen Gottessohn,
Der alle Ding für uns hat thon (gethan)
Das Gesetz erfüllt mit eigner G'walt,
Den Fluch vertilgt, die Sünd bezalt
Und den ewigen Tod überwunden,
Die Hell zerstört, den Teuffel bunden (gebunden)
Und uns bey Gott erworben Gnad,
Als Johannes gezeyget hat
Und Christum ein Lamb Gotts verkünd (verkündet),
Das hinnimpt aller Welte Sünd.
Auch spricht Christus, er sey nit kommen
Auff Erd den Gerechten und Frommen,
Sondern den Sündern. Er auch spricht,
Der G'sund bedörff (bedürfe) keines Artztes nicht.
Auch Johannes am dritten melt (meldet):
„Gott hat so lieb gehabt die Welt,
Daß er gab sein einigen Sun
All'n, die an ihn glauben thun;
Dieselben sollen nit verderben,
Noch deß ewigen Todes sterben,
Sonder(n) haben das ewig Leben."
Auch spricht Christus am eylften eben:
„Welcher gelaubet in mich,
Der wird nicht sterben ewiglich."
So nun der Mensch solch tröstlich Wort

Von Jesu Christo sagen hort
Und das gelaubt und darauff baut
Und den Worten von Hertzen traut,
Die ihm Christus hat zugesagt,
Und sich ohn Zweyffel darauff wagt,
Derselb Mensch neu geboren heisst
Auß dem Feuer und heyling Geist
Und wird von allen Sünden rein,
Lebt in dem Wort Gottes allein,
Von dem ihn auch nit reissen künde (könnte)
Weder Hell, Teuffel, Tod noch Sünde.
Wer also ist im Geist verneyt (verneut),
Der dient Gott im Geist und Warheit,
Das ist, daß er Gott hertzlich liebt
Und sich ihm gantz und gar ergibt,
Hält ihn für ein gnedigen Gott;
In Trübsal, Leid, in Angst und Not
Er sich all's Guts zu ihm versicht,
Gott geb, Gott nemb (nehm), und was geschicht,
Ist er willig und Trostes vol
Und zweyffelt nit, Gott wöll (wolle) ihm wol,
Durch Christum Jesum seinen Sun,
Der ist sein Fried, Ruh, Freud und Wunn
Und bleibt auch sein einiger Trost.
Wem solcher Glaube ist genost (zugestellt, zum Genossen gegeben),
Derselbig Mensch der ist schon selig,
All seine Werck sind Gott gefellig,
Er schlaff, er trinck, oder arbeit,
Welcher Gelaub sich dann außbreit
Zu dem Nechsten mit warer Liebe,
Daß er kein Menschen thut betriebe (betrüben),
Sonder(n) übt sich zu aller Zeit
In Wercken der Barmhertzigkeit,
Thut jedermann hertzlich alls Guts
Aus freyer Lieb, sucht keinen Nutz
Mit Raten, Helffen, Geben, Leyhen,
Mit Lehren, Straffen, Schuld verzeyhen,
Thut jedem, wir er selbst auch wollt,
Als das von ihm geschehen sollt.
Solchs würckt in ihm der heylig Geist,
Also das Gsetz erfüllet heißt
Christus Mathei am siebenden.

Die merck, daß dises allein sey (sind)
Die waren, christlich guten Werck,
Daß man sie aber fleißig merck,
Daß sie zur Seligkeit nit dien (dienen);
Die Seligkeit hat man vorhin,
Durch den Gelauben in Christum.
Dies ist die Lehr kurtz in der Sumb (Summe),
Die Luther hat an Tag gebracht,
Deß ist Leo der Bapst erwacht
Und schmecket (riecht) gar bald diesen Braten,
Förcht (fürchtet), ihm entgingen die Annaten,
Und würd ihm das (der) Bapst=Monat lohm (lahm),
Darin er zeucht die Pfründ gen Rom,
Auch würd man sein Ablas nit kauffen,
Auch niemand gen Rom Walfart lauffen,
Würd nimmer können schetzen (schatzen) Gelt,
Würd auch nimmer seyn Herr der Welt,
Man würd nimm (nimmer) halten sein Gebot,
Sein Regiment würd ab und todt,
So man die rechte Warheit wist (wüßt'),
Darumb brauchet er schwinder (geschwinder) List,
Hett die Warheit geren vertrücket
Und bald zu Hertzog Friderich (von Sachsen) schicket,
Daß er die Bücher brennt mit Nom (Namen)
Und ihm den Luther schickt gen Rom.
Jedoch sein Churfürstlich Genad,
Christus ob ihm gehalten hat,
Zu beschützen das Gottes Wort,
Das er denn merckt', prüfet und hort.
Da dem Bapst dieser Griff was fehl,
Schickt er nach ihm gen Augsburg schnell.
Der Cardinal bot ihm zu schweigen,
Und kundt ihm doch mit Schrifft nit zeigen
Klerlich, daß Luther hett geirrt.
Da dem Bapst dies auch nit gieng fürt (fort),
That er den Luther in den Bann
Und alle, die ihm hingen an,
Ohn all Verhör, Schrifft und Probier (Untersuchung);
Doch schrieb Luther für und für
Und ließ sich diese Bull nit irren.
Erst thet ihn der Keyser citieren
Auff den Reichstag hinab gen Wormbs;

Da erlitt Luther vil des Sturms,
Kurtzumb er solt nun revocirn (widerrufen),
Und wolt doch niemand disputirn
Mit ihm und ihn zum Ketzer machen,
Deß (deshalb) blieb er b'stendig in sein Sachen
Und gar kein Wort nit widerrifft (widerruft),
Wann (denn) es war je all sein Geschrifft
Evangelisch, apostolisch,
Deß (deshalb) schied er ab frölich und frisch
Und ließ sich kein Mandat abschrecken.
Das wilde Schwein deut Doctor Ecken,
Der vor zu Leipzig wider ihn facht (focht)
Und vil grober Säu davon bracht.
Der Bock bedeutet den Emser,
Der ist aller Nonnen Tröster (Anspielung auf Emsers Verhältnis zu Charitas Pirkheimer).
So deutet die Katz den Murner,
Des Bapstes Mäuser, Wächter, Turner;
Der Waldesel den Barfüßer
Zu Leipzig, den groben Leßmeister.
So deut der Schneck den Cocleum (Cochläus);
Die fünff und sonst vil in der Sumb
Hant lang wider Lutherum geschrieben,
Die hat er alle von ihm trieben,
Wann (denn) ihr Schreiben hett (hatte) keinen Grund,
Nur auff langer Gewonheit stund,
Und kundten nichts mit Schrifft probieren (beweisen),
So thet Luther stets Schrifft einführen,
Daß es ein Bauer mercken mecht (möcht'),
Daß Luthers Lehr sey gut und g'recht,
Deß wurden sie gloß (wild) und unsinnig.
Nun die Schlangen, Nonnen und Mönnich,
Wöllen ihr Menschenfünd verteiding (verteidigen)
Und schreyen laut an ihrem Preding (Predigen):
„Luther sagt's Evangelium,
Hat er auch Brieff und Sigel drumb,
Daß Evangelium wahr sey.
Luther richt auff neu Ketzerey,
O liebs Volck, lasst euch nit verfüren,
Die römisch Kirch die kan nit irren,
Thut gute Werck, halt bäpstlich Bott (Gebote),
Stifft und opffert, es gefellt Gott,

Lasst Meß lesen, es kompt zu Steuer
Den armen Seelen im Fegfeuer,
Dient den Heyling (Heiligen) und rufft sie an,
Thut fleißig gen Vesper, Complet gan,
Die Zeit ist kurtz, ein jeder mercke,
Macht euch teilhafftig unser Wercke,
Wir singen, schreyen offt mit Krafft,
So ihr daheimen liegt und schlafft."
Deß waren Gottsdienst thun sie schweigen,
Tantzen nach ihrer alten Geigen
Und thund sich schmeicheln um die Leyen,
Ihr Weinkeller will ihn verseyen (versiegen),
Ihr Korenböden werden leer,
Man will ihn nimmer tragen her,
Haben doch willig Armut g'lobt,
Jetzt sicht man, wie ihr Hauffen tobt,
So ihn abgeht in ihren Kuchen (Küchen),
Wie sie den Luther schmehen, fluchen
Ein Ertzketzer, Schalck und Bößwicht,
Geit (giebt) sich doch keiner an das Liecht,
Thund nur unter den Hütlein stechen,
Schreyen, samb (als) wöllen sie zubrechen,
Wo sie bey ihren Nonnen sitzen,
Und machen auch, daß sie erhitzen
Wider das Evangelium,
Wie man jetzt spüret umb und umb.
Die Frösch quacken in ihren Dulen (Pfuhlen),
Bedeuten etlich hohe Schulen,
Die auch wider Lutherum plerren
Und das ohn all Geschrifft beweren,
Das Evangelium thut ihn weh,
Ihr heydnisch Kunst gilt nit all's eh,
Damit all Doctor sind gelehrt,
Die uns die Schrifft haben verkehrt
Mit ihrer heydnischen Kunst,
Auch tragen dem Luther Ungunst
Die Wildgens, deuten uns die Leyen,
Die ihn verfluchen und verspeyen:
„Was will der Mönnich Neues lehren
Und die gantz Christenheit verkehren,
Unser gut Werck thut er verhienen (verhöhnen),
Will, man soll den Heyligen nit dienen,

Zu Gott allein sollen wir gelffen (gellen, schreien),
Kein Creatur mög uns gehelffen,
Unser Walfart er auch abstellt,
Von Fasten, Feyern er nit viel hält,
Wie wir's lang hant gehabt im Brauch,
Deßgleichen von Kirchen stifften auch.
Die Orden heißt er Menschenfünd;
Auch schreibt Luther, es sey kein Sünd,
Dann (denn) was uns hab verbotten Gott,
Veracht damit des Bapstes Gebot,
Römischen Ablas auch veracht,
Spricht, Christus hab uns selig g'macht,
Wer das glaubt, und der hab gnug.
Ich meyn, der Mönnich sey nit klug,
Denckt nit, es sein vor (vorher) Leut gewesen,
Die auch haben die Schrifft gelesen.
Unser Eltern, die vor uns waren,
Sind je auch nit gewesen Narren,
Die solliche Ding uns han gelehrt,
Hat etlich hundert Jar gewehrt,
Sollten die alle han geirret
Und uns mit sampt ihn han verwirret?
Das wöll Gott nit, das will ich treiben
Und in mei'm alten Glauben bleiben.
Luther schribt seltzam Abentheuer,
Man solt ihn werffen in ein Feuer,
Ihn und all sein Anhang vertreiben."
Diß hört man vil von alten Weiben,
Von Zöpf-Nonnen und alten Mannen,
Die das Evangelium anzannen (anfeinden),
Verachten es in tollem Sinn,
Und steht doch unser Heyl darinn.
Doch hilfft alls Widerbellen nicht,
Die Warheit ist kommen ans Licht
Deßhalb die Christen wider kehren
Zu den evangelischen Lehren
Unseres Hirten Jesu Christ,
Der unser aller Löser (Erlöser) ist,
Deß Glaub allein uns selig macht,
Deß (deshalb) sind all Menschen Fünd veracht
Und die bäpstling (päpstlichen) Gebot vernicht
Für Lügen und Menschen Getícht

Und hangen nur an Gottes Wort,
Das man jetzt hört an manchem Ort
Von manchem christenlichen Mann.
Nun nehmen (es) sich die Bischoff an
Mit sampt etlich weltlichen Fürsten,
Die auch nach Christen Blut thut dürsten,
Lassen sollich Prediger fahen,
In Gefengknuß und Eysen schlahen
Und sie zu widerruffen dringen,
Ihn' auch ein Lied vom Feuer singen,
Daß sie möchten an Gott verzagen.
Das heißt, die Schaf int (in die) Hecken jagen,
Der thut man viel heimlich verlieren,
So sie gleich ihre Lehr probieren (bewähren).
Eins theils bleiben im Eysenband,
Eins theils verjagt man aus dem Land;
Luthers Schrifft man auch verbrent
Und verbeut sie an manchem Endt
Bey Leib und Gut und bei dem Kopff,
Wen man ergreifft, der lest (läßt) den Schopff,
Oder jagt ihn von Weib und Kind,
Das ist deß Endchrists (Antichrists) Hofgesind.
Christus das alls verkündet hat,
Matthei am zehenten es stat (stehet):
„Nehmbt war, ich send euch wie Schaf auff
Mitten unter der Wölffe Hauff,
Darumb seyt wie die Schlange klug
Und wie die Tauben ohn Betrug
Und hüt euch vor den Menschen, die
Wern (werden) euch überantworten hie
Für (vor) ihre Ratheuser und denn
Euch geisseln in ihren Schulen
Und werden euch vor Fürsten, Küngen (Königen)
Umb mein willen gefangen bringen.
Dann sorgt nichts, was ihr reden wolt,
Es wird euch geben (gegeben), was ihr solt
Reden, durch eures Vaters Geist.
Ein Freund gem (gegen den) andern wird erpreist (erbittert)
Und ihm den Tod anhelffen than,
Ihr werd' gehasst von jedermann
Umb willen meines Namens heilig,
Wer an das End verharrt wird selig.

Verfolgt man euch von einer Stadt,
So ziehet in eine andre drat (schnell),
Auch kombt die Zeit, und wer euch töd't,
Wird meyn, er diene damit Gott,
Förcht die nit, die euch den Leib tödten,
Der Seel können sie nit genöten (Not anthun)."
Ihr Christen merckt die tröstling (tröstlichen) Wort,
So man euch fecht (fängt) hie oder dort,
Lasst euch kein Tyranney abtreiben,
Thut bey dem Wort Gottes beleiben,
Verlasset eh Leib und Gut,
Es wird noch schreyen Abels Blut,
Über Kain am jüngsten Tag,
Last mörden, was nur mörden mag,
Es wirdt doch kommen an das Endt
Des wahren Entechrists Regiment.
Apocalypsis (Offenbarung Johannis) stet es hell,
Am achtzehenden Capitel
Schreit der Engel mit lauten Schallen
Zweymal: „Babylon ist gefallen,
Ein Behausung der Teuffel worn,
Wann (denn) von dem Wein deß grimmen Zorn
Ihr' Unkeusch hant (haben) all Heyden truncken,
In ihrer Unkeusch sind versuncken
König und Fürsten dieser Erden,
Auch ihre Kauffleut gantz reich werden
Handthieren mit der Menschen Seelen."
Darnach weiter thut er erzelen,
Und ein andre Stimb hört ich schier:
„Mein liebes Volck, geh auß von ihr,
Wann (denn) ihr Sünd ist für Gott auffkommen,
Der hat ihrs Frefels wargenommen,
Zalt sie, wie sie euch hat bezalt,
Und widergeltet ihr zweyfalt,
Wann (denn) sie spricht je in ihrem Hertzen:
„Ich sitz ein Königin ohn Schmertzen,"
Und ist sicher in ihrem Duncken
Und von der Heyling (Heiligen) Blut truncken,
Darumb so werden ihre Plag
Zusamb kommen auff einen Tag,
Der Tod, Leid, Hungers, alles Ant (Übel),
Und mit Feuer wird sie verbrannt;

Denn warlich starck ist Gott der Herr,
Der hie wirdt richten. Nun hört mehr,
Daniel am neundten melt (meldet)
Und alle Warzeichen erzelt,
Daß man gantz klerlich mag verston,
Das Bapstumb deut das Babylon,
Von dem Johannes hat geseit (gesagt).
Darumb ihr Christen, wo ihr seit,
Kehrt wider aus des Bapstes Wüste
Zu unserm Hirten Jesu Christe.
Derselbig ist ein guter Hirt,
Hat sein Lieb mit dem Tod probiert (bewährt),
Durch den wir alle sind erlost,
Der ist unser einiger Trost
Und unser einige Hoffnung,
Gerechtigkeit und Seligung
All', die glauben in seinen Namen,
Wer das begert, der spreche Amen.

Wie Hans Sachs das Gedicht mit einer Vorrede eingeleitet hatte, so gab er ihm auch eine Nachschrift mit den Worten „Christus amator, papa peccator“ (Christus der Liebende, der Papst ein Sünder). Die Grundzüge der Allegorie, in welche dies erste große Gedicht der Reformation gekleidet ist, sind einfacher als die ausgedehnte Ausführung im einzelnen, die uns jetzt ermüdend erscheint. Die Nachtigall ist Dr. Luther, welcher das Licht des Evangeliums verkündet. Von diesem Ausgangspunkte wird dann die Allegorie in der Weise, wie Ulrich von Hutten, dessen Einfluß hier zu erkennen ist, zu allegorisieren pflegte, fortgesetzt. Zunächst wird die falsche Weide geschildert, auf welche im Mondschein, der Menschenlehre, durch den grimmigen Löwen, den Papst Leo, und mit Hülfe der Wölfe, der Klerisei, die Schafe von Christo, dem guten Hirten, weggelockt worden sind. Die bekanntesten Gegner Luthers werden, indem Hans Sachs sie gleichfalls unter den damals schon allgemein bekannten Tierbildern darstellt, derb und treffend abgefertigt. Emser ist der Bock, Dr. Eck wegen seiner Wut und Brutalität und wegen der ihm vielfach, namentlich auch von Willibald Pirkheimer in

seinem Gespräche Eccius dedolatus (der entdeckte Eck) vorgeworfenen Trunksucht das wilde Schwein, Cochläus die Schnecke, Murner der Kater. Die gegen Luther streitenden Gelehrten sind die quackenden Frösche, und die Laien, welche ihn nicht begreifen, die wilden Gänse. Alles ist lebhaft und mit überraschendem Reichtum der Sprache bis in die einzelnen Züge der damaligen Reformationsbewegung dargestellt, so daß wir dieselbe gleichsam mit erleben mit dem Gefühle des Zornes über die Verkommenheit, aber auch mit der Begeisterung der Hoffnung, wit welcher das Gedicht abschließt.

Das Gedicht machte in den weitesten Volkskreisen sowohl durch die lebendige Schilderung des in den altkirchlichen Kreisen herrschenden Unwesens als auch durch den warmen Ton inniger Frömmigkeit einen gewaltigen Eindruck und wurde so vielfach abgedruckt, daß Hans Sachs als volkstümlicher Dichter bald allgemein bekannt wurde.

Wie nun Hans Sachs die reformatorische Bewegung mit aller Aufmerksamkeit beachtete, so beteiligte er sich auch weiter thätig an den großen religiösen Fragen, welche die Zeit bewegten. Wir besitzen von ihm vier Gespräche, welche seit 1524, wo sie zuerst, jedes einzeln, erschienen, wiederholt gedruckt sind, ihn als einen Meister der Prosa zeigen und in volkstümlicher Weise Fragen der Reformation behandeln. Er hatte sieben geschrieben, aber vier sind nur noch vorhanden. Das erste Gespräch trägt den Titel: „Disputation zwischen einem Chorherrn und Schuhmacher, darin das Wort Gottes und ein recht christlich Wesen verfochten wird.“ Schon der Eingang desselben ist bezeichnend für die damaligen Verhältnisse. Wir geben ihn daher wörtlich:

„Schuster: Bonus dies (Guter Tag), köchin!
Köchin: Semper quies (Immer Ruhe)! seit willkum, meister Hans!
Schuster: Got dank euch! wo ist der herr?
Köchin: Er ist im sommerhaus, ich will im (ihm) rufen. Herr, herr! der schumacher ist da.

Chorherr: Bene veneritis (Gut seid ihr gekommen = willkommen), meister Hans!

Schuster: Deo gratias (Gott sei Dank)!

Chorherr: Was, pringt ir (ihr) mir die pantoffel?

Schuster: Ja, ich gedacht, ihr wert (wäret) schon in die kirchen gangen.

Chorherr: Nein, ich bin hinden im sommerhaus gewest und han abgedroschen.

Schuster: Wie? hant ir gedroschen?

Chorherr: Ja, ich han mein horas (Stundengebete) gebet und han almit (dabei) meiner nachtigal zu essen geben.

Schuster: Herr, was hant ir für ein nachtigal? singt sie noch?

Chorherr: O nein, es ist zu spat im jare.

Schuster: Ich weiß ein schuhmacher, der hat ein nachtigal, die hat erst angefangen zu singen (Anspielung auf Hans Sachsens Wittenbergische Nachtigall.)

Chorherr: Ei der teufel hol den schuster mit sampt seiner nachtigal. wie hat er den allerheiligsten vater den bapst, die heiligen Väter und uns würdige Herren außgeholhipt (eig. wie Holhipper, Holhipbuben, welcher Holhippen, ein Backwerk, feil trugen, und die für boshafte Leute galten, austufen, dann ausschelten, schlecht machen) wie ein holhipbub.

Schuster: Ei herr, fart schön! er hat doch nur euren gotsdienst, ler (Lehre), gebot und einkommen dem gmeinen man angezeigt und nur slecht (schlicht, einfach) obenüberhin. Ist dann solches euer wesen holhippelwerk?

Chorherr: Was get (geht) es aber solchs unser wesen den tollen schuster ane?

Schuster: Es steht Exodi (2. Buch Mose) am 23. „So du deines feindes esel unter dem last sihest liegen, nit laß in (ihn), sondern hilf im." Solt dann ein getaufter christ seinem bruder nit helfen, so er in sech (sähe) liegen in der beschwerd seiner gewissen?

Chorherr: Er solt aber die geistlichen und geweichten (Geweihten) nit darin gemengt han, der eselskopf, die wissen vor (vorher) wol, was sünd ist.

Schuster: Seint sie aber sündigen, so spricht Ezechiel 33: „Sihest du deinen bruder sündigen, so straf in, oder ich wil sein blut von deinen henden fodern." Derhalb soll und muß ein getaufter seinen sündigen bruder strafen, er sei geweicht oder nit.

Chorherr: Seit ir evangelisch?

Schuster: Ja."

Und nun entwickelt sich das Gespräch immer lebhafter über den Kaiser als den Obersten, über den Papst als Stell-

vertreter Christi, über die Laien, welche sich herausnehmen, den Priestern ihre Sünden vorzuhalten und die heilige Schrift treiben, was ihnen nicht zieme; denn sie sollen die Handwerke treiben.

Chorherr: „Einem schuster zimpt mit leder und schwärze umzugehen und nit mit der heiligen schrift.

Schuster: Mit welcher geschrift wollt ihrs beibringen einem getauften christen, nit in der schrift zu forschen, lesen, schreiben? Denn Christus sagt Johannes 5: „Durchsucht die geschrift, die giebt zeugnis von mir." So spricht der Psalmist 1: „Selig ist der mann, des sich tag und nacht übet im gesetz des herrn." So schreibt Petrus in der 1. Epistel am 3.: „Seid allezeit erbötig zur verantwortung jedermann, der Grund fodert der hoffnung, die in euch ist." So lehret Paulus die Ephesier am 6. fechten wider den anlauf des teufels mit dem wort gottes, welches er ein schwert nennt. Herr, wie würden wir bestehen, so wir nichts in der geschrift wüssten?

Chorherr: Wie die gense am wetter.

Schuster: Ihr spottet wol. Die juden wissen ihr gesetz und propheten frei auswendig, sollen denn wir christen nit auch wissen das evangelium Jesu Christi, welches ist die kraft gottes allen, die selig sollen werden, wie Paulus 1. Korinth. 1.

Chorherr: Ja, ihr solts wissen. Wie aber? Wie euch Christus heißt Matth. 23: „Auf Moses stul haben sich gesetzt die schriftgelehrten und pharisеier, alles nun, was sie euch sagen, das thut." Das bedeutet die täglichen predigten. Hant ihr leien nit genug daran?

Schuster: Ei, es stet am selben ort Matth. am 23.: Sie binden schwere unerträgliche bürden und legens den menschen auf den hals." Solche bürden bedeuten ohne zweifel und gewiß eure menschengebot, damit ihr uns leien dringt und zwingt und macht uns böses gewissen. Warum sollten wir euch denn folgen?

Chorherr: Wie wollt ihr das mit schrift beweisen?

Schuster: Christus spricht in dem gemeldeten capitel: „Wehe euch gleisner und heuchler, die ihr das himelreich zuschließt vor den menschen! Ihr gehet nicht hinein, und die hineingehen wellen, laßt ihr nicht hinein."

Chorherr: Ei, solches hat Christus zu den priestern der juden gesagt, um uns priester ist es vil ein ander ding.

Schuster: Ei herr, ihr hant euch erst der phariseier angenommen, die auf dem stul Mosi sitzen rc., als sei es von euch priestern und mönchen geredt, wie denn war ist. Also ist auch das von euch geredt; denn eure werke geben zeugnis, denn ihr freßt der witwen häuser, wie der text weiter sagt. Herr, ihr hant euch verstiegen.

Chorher: Pi, pu, pa! Wie seid ihr lutherischen so naseweis! Ihr hört das gras wachsen. Wenn euer einer einen spruch oder zwen weiß aus dem evangelio, so vexiert ihr jederman damit.

Schuster: Ei Herr, züruet nit, ich mein's gut.

Chorherr: Ich zürne nit, aber ich muß euchs ja sagen; „es gehört den leien nit zu, mit der schrift umzugehen."

Beide werden darüber nicht einig, können das Disputieren aber nicht lassen und streiten nun weiter über Menschengebote, über die Vernachläſſigung des Gottesdienstes, Anrufen der Heiligen, Fasten, Beichten, Concilien u. s. w., und der Schuster erweist sich so bewandert in der Schrift, daß der Chorherr ihm weichen muß und durch die Köchin die Bibel, „das groß alt Buch," bringen läßt, die aber verstäubt und so wenig gebraucht ist, daß der Schuster dem Herrn, der „nit viel darin umgangen," erst die Stelle suchen muß. Sie kommen dann noch auf die guten Werke, auf Luther, den der Schuster für den größten Lehrer seit der Apostel Zeit hält, während der Chorherr ihn als den größten Ketzer seit Arius bezeichnet, auf die Art, wie man mit Ketzern umzugehen habe, und geraten hart an einander, scheiden aber doch, als die Glocke zur Kirche läutet, freundlich. Nachdem aber der Schuster fort ist, erklärt doch der Chorherr, er wolle dem Schuster nicht mehr zu arbeiten geben, und gibt der Köchin auf die Rede: „O Herr, ich hatte immer Sorge, nachdem Ihr ihn mit der Schrift nicht überwinden konntet, Ihr würdet ihn mit dem Pantoffel schlagen," zur Antwort: „Ich habe nur von der Gemeinde ein Aufruhr besorgt, sonst wollte ich ihm die Pantoffel in sein Antlitz geschmeißt haben, ihm hätte es Christus und Paulus in dreien Tagen nicht abgewischt, wiewohl er all sein Vertrauen auf sie setzt." Er läßt aber durch die Köchin auch

den Calefaktor rufen, der soll ihm einige Kapitel aus der Bibel gegen den Schuster sagen. Aber der Calefaktor stellt sich auch lutherisch an, so daß er weggejagt wird. Ehe aber der Chorherr zur Kirche geht, befiehlt er der Köchin, Krammetsvögel zu kaufen, denn er erhalte zum Bankett Besuch, läßt auch die Bibel forttragen und zusehen, ob Stein und Würfel alle im Brettspiel sind, und daß sie eine oder zwei frische Karten haben. Darum trägt das Gespräch die Unterschrift: „Philipper 3. Ihr Bauch ihr Gott."

Das zweite Gespräch ist „ein Gespräch von den Scheinwerken der Geistlichen und ihren Gelübden, damit sie zu Verlästerung des Blutes Christi vermeinen selig zu werden." Es wird gehalten zwischen einem Barfüßermönche und einem Manne Peter, den der Mönch um ein Almosen anspricht, und dem dann ein anderer Mann Hans gegen den Mönch beisteht. Sie reden von Mönchsorden, von Almosen, Keuschheit, Armut, Gehorsam u. s. w.

Das dritte Gespräch ist „ein Dialogus, des Inhalt ein Argument der Römischen wider das christliche Häuflein, den Geiz, auch andere öffentliche Laster &c. betreffend." Es unterredet sich ein römischer Priester mit einem Junker Reichenburger, wirft den Evangelischen Geiz vor, während ihm Reichenburger vorhält, daß die römische Geistlichkeit die Laien mit Ablaß, Bann u. s. w. geizig betrogen habe. In ähnlicher Weise ergeht sich das Gespräch über den herrschenden Betrug in Handel und Wandel, über Bedrückung der Arbeiter, über Streite bei Gericht, Almosengeben und Bettelei, Schelten auf die Geistlichen, Unzucht u. s. w., und es erscheint als die Hauptsache, daß Gesetz und Evangelium mit einander gehen, damit das Volk auch nach dem Willen Gottes christlich lebt.

Das vierte „Gespräch eines evangelischen Christen mit einem Lutherischen" zeigt den ärgerlichen Wandel etlicher, die sich lutherisch nennen, an und straft ihn brüderlich, wie die Überschrift sagt. Peter rühmt sich seiner Freiheit, Hans aber

bemerkt, daß man in manchen Dingen die Schwachen schonen und auf sie Rücksicht nehmen muß, denn das ist wirklich dem Evangelium gemäß. Wir heben daraus nur einiges hervor. Nachdem Hans dem Peter sein Unrecht vorgehalten und ihn ermahnt hat, den Unwissenden die tröstlichen Worte von Christo, welche die Prediger verkündigen, zu sagen: nämlich daß der Tod Christi der einige Grund unserer Erlösung sei, weil dann das Menschengesetz und Gaukelwerk von selber zu Boden fallen werde, erwidert Peter:

„Lieber, sie machen's zu grob, sie geben böse wort aus und werfen mit ketzerköpfen under uns, und so wir nit hinwider bißen, so schrieen sie: Fro, hie gewonnen, hie gewonnen! Darumb ist not, daß man ihnen den kolben auf den schild lege.

Hans: Oho, willst du Christum bekennen und leren und magst nit böse wort leiden, wie willst du dann streich leiden oder den tod? Merk Paulum Röm. 12: „Benedeiet (segnet), die euch verfolgen, benedeiet und maledeiet (fluchet) nicht, vergeltet nit böses mit bösem, rechet euch selber nit.“ Hier hörst du, daß man aus christlicher liebe in aller sanftmut ohne alle gallen handeln muß soll es frucht bringen, und nicht also grob mit den leuten fahren. Es ist auch ein merklich stück, damit man die leut abwendet von der evangelischen ler, der etwan sonst viel herzukämen und die ler annähmen, aber den weg gebiert es nur feindschaft zu dem wort Gottes, dergleichen zu denen, die ihm anhangen, heißen sie ketzer und das wort Gottes ketzerei. Da seid ihr allein schuldig an mit eurem fleischessen, rumoren, drohen, schänden und lästern der geistlichen und dem pochen und hadern und verachten der einfältigen, daß ihrer viele über euch ausspeien, wo sie euch sehen, dergleichen über andere fromme christen, die nit wie ihr, sondern dem evangelio Christi nachfolgen und einen christlichen wandel führen, wie sich's gebührt.

Peter: Lieber, ist man uns feind, das wissen wir vorhin wol, wir sind ihnen auch nit gar hold, und wenn sich's begäb in einem abreiten, wir wollten gar schön reißen an einander.

Hans: Ach wehe! Ist es umb die zeit, so merk ich wol, es ist nur viel geschreis und wenig wollen um euch. Habt ihr die lieb des nächsten nit von nöten, kennt man euch nit für jünger Christi.

Peter: Wie so?

Hans: Es steht 1. Joh. 3: „Wer nit lieb hat seinen bruder, der bleibt im tod, und wer seinen bruder hasset, der ist ein totschläger," und Joh. 4: „So jemand spricht, er lieb gott, und hasset seinen bruder, der ist ein lügner" 2c. Darumb fürcht ich, lieber bruder Peter, so du mit deiner rott feindschaft trägst, ihr habt den wahrhaftigen christenglauben nicht, den gott wirkt (Coloss. 2), sondern ihr habt nur einen menschlichen erdichten glauben aus fleisch und blut. Deshalben sind auch alle eure gedanken, wort und werk fleisch und blut und sind euch selber schädlich und unnütz und andern leuten ärgerlich; wenn fleischlich gesinnt sein ist eine feindschaft wider gott, spricht Paul. Röm. 8. Die aber der geist gottes treibet, das sind die rechten kinder gottes.

Peter: Wie erkennt man sie aber?

Hans: Allein an der liebe, wie Christus sagt Joh 13: „In dem wird man erkennen, daß ihr meine jünger seid, so ihr einander lieb habt," und 1. Joh. 4: „Ihr lieben, lasset uns untereinander lieb haben, denn die lieb ist von gott, und wer lieb hat, der ist von gott geboren und kennet gott, wer nit lieb hat, der kennet gott nicht; denn gott ist die lieb, und wer in der lieb bleibet, der bleibt in gott und gott in ihm." Derhalben mag ich wol zu euch sagen, wie Christus zu den Juden Joh. 8: „Wenn ihr Abraams kinder wäret, so thätet ihr Abraams werke." Also auch ihr, wenn ihr evangelisch wäret (wie ihr rümet) so thätet ihr die werk des evangelii; denn das evangelium ist eine wunsam fröhlich und lieblich botschaft von Christo. Darum wenn ihr aus dem evangelio geboren wäret, so verkündetet ihr das evangelium euren mitbrüdern in Christo holdselig und mit aller ehrsamkeit und führtet einen gottseligen wandel wie die apostel, die so freundlich gegen die leute handelten, wie man in ihren geschichten durch alle kapitel lieset. Darum, lieber bruder Peter, merk nur eben mein red umb gottes willen und sag es deinen mitbrüdern von mir, wiewohl sie mich einen heuchler und abtrünnigen heißen und halten werden. Da liegt mir nit ein har breit an, ich habe je die wahrheit gesagt, welche dann allemal verfolgt muß werden von den gottlosen. Und wollte gott, daß es alle die gehört hätten, die sich gut lutherisch nennen, vielleicht möcht ihnen ihr ruhm geliegen und erst ein teil leren, recht evangelisch christen zu werden."

Meister Ulrich, der alle Freiheit verwirft, weil er meint, die Lutherischen schafften damit das Beten und alle guten Werke ab, und ihnen vorwirft, daß sie, wenigstens sein Eidam Peter

mit seinen Genossen, nur Pfaffen lästern und bedrohen und die, welche nicht zu ihnen halten, verspotten, sieht mit Peter die Wahrheit der Belehrung von Hans ein. Darum ist der Schluß des Gespräches ein friedlicher; denn es sagt darauf Meister Ulrich:

„Peter, wie dünkt dich, wenn meister Hans über dich käme, der könnte dich recht aufnesteln. Es ist je einmal wahr. Wenn ihr lutherischen solchen züchtigen und unärgerlichen wandel führtet, so hätte euer ler ein besseres ansehen vor allen menschen; die euch jetzt ketzer nennen, würden euch christen heißen, die euch jetzt fluchen, würden euch loben, die euch jetzt übel reden, würden euch wohlsprechen, die euch jetzund fliehen, würden euch heimsuchen, und die euch jetzund verachten, würden von euch lernen. Aber mit dem fleischessen, rumoren, pfaffenschänden, hadern, verspotten, verachten und allem unzüchtigen wandel habt ihr lutherischen der evangelischen ler selber ein große verachtung gemacht.

Hans: Es liegt leider am tag. Gott verleihe uns allen seinen geist, zu leben nach seinem göttlichen willen: Man läutet das dritte: Wohlruf zur predigt!

Meister Ulrich: Wohlan! Ihr habt mich gleich lustig gemacht, ich will auch mit euch zu eurer predigt, ob ich ein guter christ möchte werden.

Hans: Das gebe Gott!

Meister Ulrich: Amen!"

Mit dem Spruche Philipper 2, 1—4 schließt das Gespräch ab, welches wie auch die andern nicht nur ein Streitgespräch, sondern ein echtes Lehrgespräch ist. In allen herrscht eine sichere Bibelkenntnis und eine solche Schlagfertigkeit in der Disputation, daß sie jedem gelehrten Theologen Ehre machen würde. Dabei ist in ihnen eine Fülle praktischer Lebensanschauung, eine solche Frische und Natürlichkeit der Entwicklung und Sprache, daß sie bei aller Schärfe der Ironie poetisch wirken und zugleich durch ihre überlegene Ruhe und Leidenschaftslosigkeit uns anmuten. Man merkt in ihnen den

Einfluß der Sprache Luthers in der kerndeutschen, kräftigen und klaren, aber auch herzandringenden Sprache, nur ist Hans Sachs milder und sanfter als Luther. Klar und bestimmt, aber auch mild, freundlich und lauteren Sinnes vertritt Hans Sachs die Sache der Wahrheit den Papisten und Lutheranen gegenüber. Für die Wahrheit ist ihm das Wort Gottes Bürge und Leuchte, aber zugleich Licht für den Wandel, an dem man den Glauben merket als Gotteskraft zum heiligen und seligen Leben.

Diese milde Auffassung und dies freundliche Wohlmeinen kennzeichnet Hans Sachsens dichterische Werke seit dieser Zeit. Nur ab und zu noch wurde er heftiger. So griff er im Jahre 1527 mit scharfen Worten das Papsttum an. In jenem Jahre wurden nämlich, wie man meinte, sehr alte, in Wirklichkeit einem Druckwerk von 1515 angehörende biblische Darstellungen aufgefunden. Sie stellten in Sinnbildern die Entwickelung und die ferneren Geschicke der päpstlichen Herrschaft dar. Der leidenschaftliche Führer der Nürnberger Evangelischen, Andreas Osiander, ließ sie, um den Haß gegen das Papsttum zu schüren, in Holzschnitt vervielfältigen und, um auf das Volk zu wirken, die einzelnen Bilder von Hans Sachs mit erklärenden Versen versehen. So erschien die „Weissagung des Papsttums“ 1527 in Druck. Die Verse beginnen:

„Weil sich der Bapst von Gott abwendt
Auf Gut und weltlich Regiment,
Zu Blutvergießen, Krieg und Streit,
Ist er kein Held der Christenheit.“

Unter jedem Bilde standen vier Verse, welche derbe Angriffe auf das Papsttum enthielten. Noch mehr aber als durch diese Verse wurden die Anhänger der alten Kirche durch das Vorwort Osianders in Aufregung gesetzt, so daß der Nürnberger Rat sich veranlaßt sah, sowohl den Osiander als auch den Verleger des Büchleins, den Drucker und Formschneider Hans Guldenmund ernstlich zu strafen. Aber auch Hans Sachs wurde, weil „dies Büchlein mehr eine Aufregung und Erbitterung des gemeinen Mannes denn etwas anderes

verursachte, dazu dem Rate allerlei Nachteil und Gramschaft bei vielen erfolgen möge," der ernste Befehl erteilt, „daß er seines Handwerks und Schuhmachens warte, sich auch enthalte, einige Büchlein oder Reime hinfüro ausgehen zu lassen." Doch wurde die Sache weiter nicht schlimm, und Hans Sachs dichtete weiter.

Die Reformation war in Nürnberg schon seit 1525 durchgeführt, die Lorenzer Schule war 1526 durch Melanchthon in neuer, verbesserter Form eröffnet worden und hatte in Joachim Camerarius einen trefflichen Rektor erhalten, so daß, wie Luther schreibt, „Nürnberg leuchtet in ganz Deutschland wie eine Sonne, Mond und Sterne und gar kräftiglich andere Leute beweget, was daselbst im Schwange geht." Der Rat schloß sich 1529 auf dem Reichstag zu Speyer der Protestation an, und Nürnberg unterzeichnete 1530 auf dem Reichstag zu Augsburg als erste Reichsstadt das evangelische Bekenntnis. Auch Hans Sachs blieb der Reformation treu, hielt sich aber nach der Verdrießlichkeit, in die ihn Osiander gebracht hatte, von dem eigentlichen theologischen Streite mehr fern, gab aber hin und wieder in seinen Dichtungen seiner evangelischen Überzeugung so kräftigen Ausdruck, daß sie Streitgedichte sind. So erschien im Jahre 1529 ein Gedicht: Inhalt zweierlei Predigt, jede in einer kurzen Summa begriffen. Die Summa des evangelischen Predigers enthält die Heilslehre nach dem Bekenntnis der Evangelischen; die Predigt der Römischen empfiehlt alle Übungen der römischen Kirche; der Schluß aber lautet:

„Hier urteil recht, du frommer Christ,
Welche Lehr die wahrhaftigst ist."

Noch schärfer ist „der gut und der böse Hirt" 1531, eine Anspielung auf Johannes 10, wo der böse Hirt, der Mann mit der dreifachen Krone, durch das Dach in das Haus steigt, während der gute Hirte als evangelischer Prediger durch die Hausthüre eingeht. Dies Spottbild mit den 150 Versen fand als fliegendes Blatt viele Verbreitung. Ebenso schneidig

sind das Epitaphium Lutheri (Luthers Grabmal) 1546 und die Vergleichung des Papstes mit Christo 1551. Nach unserer Meinung viel wirksamer tritt sein evangelisches Bewußtsein in den Gedichten zu Tage, in denen gelegentlich einzelne Mißbräuche und Übelstände des kirchlichen Lebens gegeißelt werden, wie z. B. das Heiltum für das unfleißige Haushalten, wo das Reliquienwesen, der Ketzermeister mit den viel Kesselsuppen, wo das üppige Klosterleben verspottet wird, u. s. w. Wir begreifen aber, daß gerade deswegen auch heute noch die Katholiken ihm zürnen und sein Ansehen zu verkleinern suchen. Die unbefangene Beurteilung denkt anders und rechnet ihm, wenn er auch in der Derbheit seiner Zeit in gewisser Weise den Tribut zollte, das Gefühl für Wahrheit und das mutige Eintreten für das Recht hoch an und behauptet mit vollem Rechte, daß er auch im Streit sich sittsamer ausdrückte als viele der jetzt hoch gepriesenen Verteidiger der alten Kirche. Wie er besonders auch geistliche Lieder gedichtet hat, ist bereits oben erwähnt worden, und einiges werden wir noch erwähnen, woraus wir ersehen können, daß er den religiösen Bewegungen der Zeit mit aller Aufmerksamkeit folgte.

Sechstes Kapitel.

Hans Sachs in Freud und Leid bis 1546.

Durch die religiösen Streitigkeiten ließ sich Hans Sachs nicht so hinreißen, daß er darüber sein Handwerk vergaß. Er arbeitete in demselben mit Fleiß und Erfolg, so daß, wie seine Familie sich mehrte, auch sein Wohlstand wuchs.

Neben dem Handwerk war ihm der Meistergesang in der Singeschule eine Freude und eine Erquickung des Gemüts. Auch jetzt noch war allerdings mancher Streit in derselben, so daß er in einzelnen Meisterliedern die Friedensstörer strafen

mußte, aber die Liebe zum Meistergesang, der edlen Kunst, hielt ihn immer wieder in der Schule fest, und alles, was er an Stoffen aus Boccaccio, Ovid, Livius, Herodot, Herodian, Diodor, Äsopus und mittelalterlichen Chroniken und Heldengedichten sich sammelte, wurde ihm zum Gedicht, jedoch hat er von den eigentlichen Meistergesängen keinen in Druck gegeben.

Dagegen sind die Gedichte, welche er außerhalb der Singschule gedichtet hat, größtenteils gedruckt und gestatten uns einen Einblick in die Zeitverhältnisse, für die Hans Sachs ein offenes Auge hatte. Sie sind, abgesehen von dem poetischen Werte einzelner, da der Dichter bei jedem die Zeit der Entstehung angegeben hat, auch wichtige geschichtliche Beweisstücke, aus denen sich erkennen läßt, daß nicht, wie einzelne behaupten, durch die Reformation die Sittlichkeit verschlechtert wurde, sondern höchstens, daß es dieser tiefgreifenden Bewegung nicht im Handumdrehen gelang, die tief verdorbenen Sitten zu bessern. Wir können nur einzelne Gedichte anführen.

Aus demselben Jahre 1523, in dem die Wittenbergische Nachtigall erschien, stammt auch das Gedicht, „Klag der vertriebenen Frau Keuschheit.“ Der Dichter findet im Mai auf einem Berge im Walde eine wunderbare Jagd und trifft dann in der Einsamkeit die von der Venus vertriebene Königin Jungfrau Keuschheit. Sie hat sich dahin geflüchtet, weil sie nirgends Schutz gefunden hat, und erzählt dem Dichter die Vorgänge, durch welche sie vertrieben worden ist. Dieser nimmt daraus Anlaß, Belehrungen zu geben, wie die Keuschheit durch die Tugenden der Schamhaftigkeit, des Gehorsams, der Demut, Zucht, Mäßigkeit u. s. w. zu bewahren sei. Denselben Streit zwischen der Tugend und der Wollust behandelte er noch einmal 1530 in der Komödie „Pallas und Venus,“ nachdem er einen ähnlichen Gegenstand 1527 in dem Drama „Lukretia“ dargestellt hatte.

Wie die Unzucht das damalige Geschlecht verderbte, so befleckte nicht weniger das Laster der Trunkenheit jung und

alt, arm und reich in jenen Tagen. Hans Sachs war ein Freund der Fröhlichkeit, aber Unmäßigkeit war ihm zuwider. In zwei Gedichten aus dem Jahre 1528 hat er uns das Laster der Völlerei vor Augen gestellt; in dem kurzweiligen Spruche „die vier wunderbarlichen Eigenschaften und Wirkungen des Weines“ und in dem Schwanke „Wer erstlich hat erfunden Bier und der vollen Brüder Turnier.“ In dem ersteren erkundigt er sich, woher es komme, daß der Wein die einen fröhlich und gütig, die andern zornig, die dritten grob und unverschämt und die vierten phantastisch mache. Er erhält von einem Doktor die Auskunft. Noah habe, als er den Wein pflanzen wollte, die Erde dazu mit Mist und zwar von Schafen, Bären, Säuen und Affen gedüngt. Daher habe der Wein diese viererlei Eigenschaft. Dazu sind nun auch die Menschen vierfach verschieden.

„Erstlich, so ein Sanguinicus,
Der von dem Luft hat sein Einfluß,
Den Wein trinkt über die Mensur,
In dem wirkt er des Lamms Natur,
Daß er wird freundlich und ganz gütig,
Gutwillig, friedsam und sanftmütig. —
In Trunkenheit übt er kein Rach,
Zu zürnen giebt er kein Ursach,
Und wo ist Hader oder Zank,
Ist ihm sein Zeit und Weil gar lang,
All Ding er zu dem Besten wend't,
Daß Zank und Hader nehm ein End.
Kein fremde Sach er auch verficht,
Er überhört und übersicht,
Wie man ihn schelt', schmäh' oder straf',
Beißt er doch niemand wie ein Schaf,
Erbeut sich aller Sach gutwillig.
Will man ihm aber zu unbillig,
So trapt (trabt) er ab hin in sein Haus,
Auf daß kein Hader werd' daraus.
Ob ihn etlich auf Hader stärken,
Schweigt er und lässt sich gar nit merken

Daheim bei seinem Hausgesind.
Er ist fröhlich mit Weib und Kind
Und legt sich friedlich in sein Bett,
Acht nit wies auf der Gassen geht.
Früh, wenn aufgeht der Sonnen Glanz,
So ist ihm sein Schafpelz noch ganz,
Und sind geruhet seine Glieder,
So treibt er seinen Handel wieder
Und hat den Schafwein ausgeschlafen.
Das ist im Wein die Art von Schafen.

Zum andern hat aus Einfluß Steuer
Cholericus die Art vom Feuer.
So der zu viel Wein hängt in (den) Schopf,
Bald steiget ihm die Hitz in (den) Kopf
Und wird ganz grimmig wie ein Bär,
Zu Hader, Rach steht sein Begehr,
Er wird tückisch und wetterleunisch,
Endig (keifend), trutzig, frech, bös und heunisch (wild),
Man schweig', red' oder was man thut,
So hat er niemand nichts für gut,
Er poltert, zanket, schilt und gront;
Je mehr man sein darinnen schont,
Je mehr der Bärenwein sich regt.
Ein leichte Ursach ihn bewegt,
So schlägt er drein und giebt kein Fried,
Er hab' geleich recht oder nit,
Thut, als sei er tobend und wütig.
An ihm hilft kein Wort sanftmütig,
Er schlägt darein, nur wen er sicht,
Und schonet keines Menschen nicht.
Etwan trifft er auch seinesgleichen,
Der ihm sein' Haut hilft wohl durchstreichen.
Und ihn darnach wirft ab die Stiegen,
Daß er sich ducken muß und schmiegen.
Oder trifft er kein' Hadermann,
Daß er ohn Hader geht davon,
Dann hebt sich auf der Gass' ein Muffen
Ein Pöcken und herwider Puffen,
Ein Spreizen und ein Deg'nsterzen.
Kommt einer, der nit trägt ein Kerzen,
Der muß sich überstürzen lan.
Etwan trifft er auch seinen Mann,

Der ihm redlich die Flöh' abkehrt
Um ihm sein Bärenhaut erpehrt (durchprügelt),
Daß er davon daucht (schleicht) wie ein Maus.
Kommt er darnach heim in sein Haus,
Dann hüt' sich das ganz' Hausgesind,
Sein Weib und seine kleine Kind,
Die müssen Bärenwein versuchen.
Da hebt er an ein Schelten, Fluchen,
Nachmals ein Schlagen und ein Raufen,
Daß ihm das Hausg'sind muß entlaufen
Zu morgen früh, eh daß es taget,
Ist bei dem Richter er verklaget,
Wie er hab dies und jenes g'stift'.
Wenn ihn dann Zeugnis übertrifft,
Zwegt (wäscht) man ihn dann mit scharfer Laugen;
Dann muß er an den Klauen saugen,
Bis er ausricht' die Wandel sein.
Das ist des Bären Art im Wein.

Zum dritten, so mit Überfluß
Wein trinket der Phlegmaticus,
Der vom Wasser hat sein' Natur,
So g'winnt er einer Sau Figur.
Wann ihm der Wein aufbläheт sein Wampen,
So will er noch mehr fressen, schlampen,
Mit Zutrinken ist ihm auch wohl,
Daß er wird trunken und stüdvoll.
Dann kann ihn niemand heimhin bringen,
Erst läßt er die Säuglocken klingen
Und treibt grob unverschämte Wort. — —

Der Melancolicus zum vierten
Hat der Erden Natur mit Gierden.
So der den Wein trinkt ungeschaffen,
Hebt an in ihm die Art des Affen.
Wann ihm der Wein steigt in das Hirn,
So thut er nichts denn phantasiern
Mit Springen und Geradigkeit,
Ölpern (tölpeln), kälbern ist er breit,
Und was man solches fachet an,
So ist er allmal vornen dran,
Seltsamer Possen steckt er voll,
Die Leut kann er aufhetzen wohl." — —

So zählt Hans Sachs von den beiden letzten noch mehr Schändliches auf, um zu zeigen, wie häßlich die Trunkenheit sei. Er knüpft daran die Lehre:

„Wein ist von Gott geschaffen gut.
Wer ihn fein mäßig trinken thut,
Demselben erfreut er sein Herz,
Unmäßig trunken bringt er Schmerz
Und blendet Sinn und die Vernunft,
Setzt ein' Mann in der Narren Zunft,
Daß er öffnet sein' Heimlichkeit,
Die im Herzen verborgen leit,
Ob er sei weibisch und kleinmütig,
Oder rumorisch, toll und wütig.
Oder ein unflat (unflätig) Ungeheuer,
Was in ihm steck für Abenteuer.
Und wenn er meint, man hab's vergessen,
Wird es in Arg ihm zugemessen.
Darum ein Biedermann sich soll
Vor übrigem Wein hüten wohl." —

In dem andern Schwanke vom Bier erzählt er von dem kühnen Helden „Jambrinius" (Gambrinus), der sein Königreich Flandern und Brabant wohl regierte und das Bier erfand, um damit das Volk zu erfreuen, da in seinem Lande kein Wein wuchs. Aber auch anderwärts fing man an, Bier zu brauen und Bier zu trinken bis zum Übermaß. Ein Bierturnier, ein Zutrinken, in der That ein viehisches Saufen, beschreibt er dann und zeichnet auch die Folgen:

„Des andern Tags jeder gewann
Zwo faul Händ und ein' bösen Kopf,
Ein ler'n Beutel, ein' vollen Kropf.
Da dacht' ich gar heimlich bei mir:
Wer täglich reit' in den Turnier,
Es sei zu Bier oder zu Wein,
Und wartet nicht des Handels sein,
Dem kommt endlich Armut zu Haus
Und trägt ihm seinen Hausrat aus.
Wer aber in Arbeit nit ist lässig
Und brauchet sich ziemlich und mäßig

Wein nnd Bier oder ander' Gaben,
Die wir von Gott dem Herren haben,
Mit Dankbarkeit sie neust (genießt) allwegen,
Dem giebt Gott Gedeihn und Segen,
Daß er sich also mag hie nähr'n
Nach seinem Stand mit Gott und Ehr'n."

Aus demselben Jahre stammt auch die Bearbeitung der Äsopischen Fabel von dem Frosch und von der Maus, in welcher der Frosch sich erbietet, der Maus übers Wasser zu helfen, sie aber dabei listig ertränken will. Da nun die Maus zappelnd sich wehrt, ersieht sie der Storch, fängt die Maus, zieht den Frosch auch mit heraus und frißt sie belde. Da wird offenbar: Untreue schlägt ihren Herrn.

Sehn wir aus diesen Gedichten, wie scharf Hans Sachs in das Leben blickte, so mutet es uns besonders an, wenn wir aus seinen Gedichten bemerken, wie ihn, den Sohn und Bürger der Stadt Nürnberg, die Heimat mit allen Banden festhhält, wie ihn die Herrlichkeit der Vaterstadt begeistert, nnd wie er diesen ehrenhaften Bürgersinn auch andern einzuflößen sucht. Das hat er gethan in dem am 20. Februar 1530 gedichteten Spruchgedicht: „Lobspruch der Stadt Nürnberg." Er schildert darin dieselbe, wie sie, durch stolze Türme, Mauern und Gräben geschützt, in ihren 528 gepflasterten Gassen mit zahlreichen und kunstvollen Bauwerken geschmückt ist, 116 Schöpf- und Röhrbrunnen, 6 Thore, 11 steinerne Brücken, 12 Berge, 10 Märkte, 8 Kirchen u. s. w. zählt und ein großes Volk beherbergt,

„Ein emsig Volk, reich und sehr mächtig
Gescheit, geschicket, erwerbträchtig.
Ein großer Teil treibt Kaufmannshandel
In alle Welt hat es sein' Wandel
Mit Spezerei und aller War.
Allda ist Jahrmarkt durch das Jahr
Von aller War', was man begehrt.
Der meist Teil sich mit Handwerk nährt,
Allerlei Handwerk ungenannt,
Was je erfunden Menschenhand.

Ein großer Teil führet den Hammer
Für die Kaufleut und für die Kramer,
So allda lassen andre War
Und holen diese Güter dar
Von allen Dingen, was man bedarf,
Gemachet rein, künstlich und scharf;
Das wohl dein's Gartens Frücht bedeut'.

Auch sind da gar sinnreich' Werkleut
Mit Drucken, Malen und Bildhauen,
Mit Schmelzen, Gießen, Zimmern, Bauen,
Dergleich man find't in keinen Reichen,
Die ihrer Arbeit thuen gleichen,
Als da manch köstlich Werk anzeiget.
Wer dann zu Künsten ist geneiget,
Der find't allda den rechten Kern,
Und welcher Kurzweil lernte gern,
Fechten, Singen und Saitenspiel,
Die find't er künstlich und subtil." —

In der Stadt herrscht ein gutes Regiment, und ihr Ruhm reicht weit hinaus in die Lande. Deshalb hat die gute Stadt auch viel Neider und Feinde, aber „vier Fräulein" beschützen sie. Es sind Nürnberger Weisheit, die fleißig auf alles, auf „wer, was, wie, wann, wo und warum" achtet, ferner Gerechtigkeit, Wahrheit und endlich Macht, „daß sie ein großes Volk vermag im Feld zu halten Jahr und Tag. Die Stadt hat so viel Trefflichkeiten, daß man sie nicht alle aufzählen kann. Sie ist —

— „ein blühender Rosengart,
Den Gott ihm selber hat bewahrt
Durch seine Gnad bis auf die Zeit,
Gott geb' noch lang, mit Einigkeit."

Aus solchem fleißigen, ehrenfesten und tapferen Bürgersinne heraus verspottet er um dieselbe Zeit die schläfrigen und üppig lebenden Faulenzer (die Schlauraffen) in dem Märchen: „Das Schlauraffenland" 1530. Es lautet:

Ein Gegend heißt Schlauraffenland,
Den faulen Leuten wohlbekannt,

Das liegt drei Meil hinter Weihnachten,
Und welcher darein wölle trachten,
Der müßt sich großer Ding vermesseu
Und durch ein Berg mit Hirschbrei (Hirsebrei) essen,
Der ist wohl dreier Meilen dick,
Alsdann ist er im Augenblick
In demselbing Schlauraffenland,
Da aller Reichtum ist bekannt.
Da sind die Häuser deckt mit Fladen,
Leckkuchen die Hausthür unb Laden,
Von Speckkuchen Dillen (Bretter) und Wänd,
Die Dröm (Dielen) von Schweinebraten sind.
Um jedes Haus so ist ein Zaun
Geflochten mit Bratwürsten braun,
Von Malvasier so sind die Brunnen,
Kommen ein'm selbs ins Maul gerunnen,
Auf den Tannen wachseu Krapfen (Küchlein)
Wie hie zu Land die Tannenzapfen,
Auf Fichten wachsen bachen (gebackne) Schnitten,
Eierplätz thut man von Birken schitten (schütteln),
Wie Pfifferling (eine Art Pilze) wachsen die Flecken (Nudeln),
Die Weintrauben in Dorenhecken,
Auf Weidenkoppen (Weidenköpfen) Semmel stehn,
Darunter Bäch mit Millich gehn,
Die fallen dann in (den) Bach herab,
Daß jedcrmann zu essen hab.
Auch gehn die Fisch in den Lachen
G'sotten, braten, g'sulzt und bachen (gebacken)
Und gehn bei dem Gestad gar uahen,
Lassen sich mit den Händen fahen;
Auch fliegen um (möget ihr glauben)
Gebraten Hühner, Gäns und Tauben,
Wer sie nicht facht (fängt) und ist so faul,
Dem fliegen sie selbst in das Maul.
Die Säu' all Jahr gar wohl geraten,
Laufen im Land um, sind gebraten,
Jede ein Messer hat im Rück,
Damit ein jeder schneid ein Stück
Und steckt das Messer wieder drein;
Die Kreuzkäs (schweizer Käse) wachsen wie die Stein.
So wachsen Bauern auf den Baumen
Gleichwie in unserm Land die Pflaumen,

Wenn's zeitig sind, so fallen's ab,
Jeder in ein Paar Stiefel rab (herab).
Wer Pferd hat, wird ein reicher Meier,
Wann (denn) sie legen ganz Körb voll Eier;
So schütt man aus den Eseln Feig'n.
Nicht hoch darf man nach Kersen (Kirschen) steig'n,
Wie die Schwarzbeer'n sie wachsen thun.
Auch ist in dem Land ein Jungbrunn,
Darin verjüngen sich die Alten.
Viel Kurzweil man im Land ist halten.
So zu dem Ziel schießen die Gäst,
Der weit'st vom Blatt gewinnt das Best.
Im Laufen g'winnt der letzt allein,
Das Polsterschlafen ist gemein.
Ihr Weidwerk ist mit Flöh und Läusen,
Mit Wanzen, Ratzen und mit Mäusen,
Auch ist im Land gut Geld gewinnen,
Wer sehr faul ist und schläft darinnen,
Dem gibt man von der Stund zween Pfennig,
Er schlaf ihr' gleich viel oder wenig.
Ein Furtz gilt einen Binger Haller,
Drei Gröltzer (Rülpse) ein' Joachims Thaler,
Und welcher da sein Geld verspielt,
Zwiefach man ihm das widergilt (wieder vergilt),
Und welcher auch nicht geren zahlt,
Wenn die Schuld ist ein's Jahres alt,
So muß ihm jener dazu geben;
Und welcher gern wohl ist leben,
Dem giebt man von dem Trunk ein Batz'n,
Und welcher wohl die Leut kann fatz'n (verspotten),
Dem giebt man ein Plappart (Kaisergroschen) zu Lohn,
Für ein groß Lügen giebt man ein Kron.
Doch muß sich da hüten ein Mann,
Aller Vernunft ganz müssig gahn,
Wer Sinn und Witz gebrauchen wollt,
Dem würd kein Mensch im Lande hold,
Und wer gern arbeit mit der Hand,
Dem verbeut man's Schlauraffenland,
Wer Zucht und Ehrbarkeit hätt' lieb,
Denselben man des Land's vertrieb,
Wer unnütz ist, will nichts nit leh'rn (lernen),
Der kommt im Land zu großen Ehr'n,

Wann wer der faulest wird erkannt,
Derselb ist König in dem Land,
Wer wüst, wild und unsinnig ist,
Grob, unverstanden (unverständig) alle Frist,
Aus dem macht man im Land ein Fürst'n,
Wer gern ficht mit Leberwürst'n,
Aus dem ein Ritter wird gemacht,
Wer schlüchtisch (schmutzig) ist und nichtsen acht
Dann (als) Essen, Trinken und viel Schlaf'n,
Aus dem macht man im Land ein Graf'n,
Wer tölpisch ist und nichtsen kann,
Der ist im Land ein Edelmann.

Wer also lebt, wie obgenannt,
Der ist gut ins Schlauraffenland,
Das von den Alten ist erdicht,
Zu Straf der Jugend zugericht,
Die gewöhnlich faul ist und gefräßig,
Ungeschickt, heillos und nachlässig,
Daß man's weiß (weise) ins Land zu Schlauraff'n,
Damit ihr schlüchtisch Weis zu straf'n,
Daß sie haben auf Arbeit acht,
Weil faule Weis nie Gutes bracht.

Die verzagten Männer, die nicht Herr im Hause sind, und die Narren, welche immer Gaukelei treiben, straft er in dem Gedicht „der Narrenfresser"; danach hat der dürr gewordene Riese alle Männer gefressen, die das Hausregiment führen, er hat aber keine mehr finden können, so daß er ganz elend und mager geworden ist, während der andere Riese, der die Narren frißt, ganz feist einhergeht und so viel Narren findet, daß er nicht alle fressen kann und daher viele einpöckelt, um sie für die Zukunft zu bewahren, wenn es etwa an Narren für ihn fehlen sollte.

Mancherlei Thorheiten, wie sie zu allen Zeiten auftreten, geißelt er in dem „Narrenbad," in dem er eine Geschichte von einem Arzte in Mailand erzählt, der in seinem Hofe die Narren durch ein schmutziges Bad heilt, und an die er die Betrachtung knüpft:

„Daß es wär deutschem Land ohn Schad,
Wenn es hätt' auch ein Narrenbad,
Daß man darein setzt' die Gesellen,
Die keiner Weisheit achten wöllen
Und Narren sind mit (zu) ihrem Schaden,
Ob man auch die möcht witzig baden.

Erstlich wer übel zeucht sein Kinder,
Lässt sie aufwachsen wie die Rinder
Ohn Zucht und Straf bös nnd mutwillig,
Der säß im Narrenbad gar billig.

Dergleich wer grob ist, nichtsen kann,
Will auch kein Straf nit nehmen an,
Sondern will je ein Püffel bleiben,
Den sollt' man im Narrenbad reiben.

Dergleich wer Gutes thut verstahn
Und ist dem Bösen doch nachgahn
Und wird des Guten urderütz (verderütz = verdrießlich),
Dem wär das Narrenbad gar nütz.

Dergleichen wer hat großes Gut
Und dabei weder Freud noch Mut,
Sondern nur spart all Kisten voll,
Dem gezem (geziemte) das Narrenbad gar wohl.

Dergleichen wer will mehr verzehr'n,
Denn (als) ihm sein Pfluge mag erern (erwerben),
Und ist leichtfertig in sein' Sachen,
Der g'hört auch in die Narrenlachen (Narrenpfütze).

Dergleich wer geren zankt und greint (grämelt),
Macht sich mit jedermann zu feind,
Mit rechten, fechten, schlagen, raufen,
Der sollt' zum Narrenbad zulaufen.

Dergleichen wer durch neidig Tück
Trauert ob sein's Nächsten Glück
Und freut sich, so ihm kommt ein Schad,
Der säß auch wohl ins Narrenbad.

Dergleichen wer schwatzt hin und her
Und stets nachredet mit Gefähr,
Verleugt, verunglimpft jedermann,
Der soll ins Narrenbad auch gahn.

Dergleich wer sich rühmt solcher That,
Der er doch wenig Ehren hat,
Und offenbart sein Schand und Schaden,
Der sollt' im Narrenbad auch baden.

Dergleich wer stecket voll Unzucht,
Roh, wild und wüst, schilt unde flucht
Unschamhaft in Wort und Gebe'rn (Gebärden),
Soll man den im Narr'nbad auch scher'n.

Dergleichen wer sich dünket viel,
Über seins gleich sich brechen (erheben) will,
Den Vorgang han zu aller Stund,
Dem wär das Narrenbad gesund.

Wer dergleich tugendhaftig ist,
Untreu und falsch voll Hinterlist,
Vorteilhaft, überall verschlag'n,
Den soll man im Narrenbad zwag'n.

Wer aufborgt und entlehnet viel
Und tracht' nicht, wie er zahlen will,
Und will viel hin und her popitzen (verschwenden),
Der sollt' ins Narrenbad auch sitzen.

Dergleich wer faul ist, gern feiert,
Täglich als ein Stadtochs umleiert
Und will sein's Handels nit wahrnehmen,
Der darf sich's Narrenbad nit schämen.

Dergleich wer los' Gesellschaft hat,
Die ihn verführet früh und spat
Von einem Unrat zu dem andern,
Der sollt' ins Narrenbad auch wandern.

Dergleich wer gern prasst und schlemmt,
Mit Füllerei (Völlerei) das Sein verdembt (verschwelgt)
Und will stet früh und spat sein voll,
Dem gezem (geziemte) das Narrenbad gar wohl.

Dergleichen wen die Spielsucht treibt,
Daß ihm kein Geld im Seckel bleibt,
Versetzt Kleider, Bett und Zien,
Der führ ins Narrenbad dahin.

Dergleichen wer ein Ehweib hat
Und hängt sich sonst an ein Unflat,
Das er doch hat Schand und Spott,
Dem thät das Narrenbad gar not.

Der Beschluß.

Nun seht, ob es nit wär ein Gnad,
So wir hätten ein Narrenbad,
Daß die all witzig würden gar
Mit den', die ich nit nennen thar (darf),
Dann würd es besser stehn auf Erd,
End würden nehmen viel Beschwerd';
Weil aber solche Thorheit bleibt,
Was man straft, lehret oder schreibt,
So ist es lauter all's verloren,
Wann (denn) die Welt wimmelt voller Thoren
In untern und in obern Ständen,
In geistlich, weltlich Regimenten,
Derhalb geht es, wie es dann geht,
Daß alle Sach baufällig steht,
Und alle Laster gehn im Schwang,
Die Tugend liegt unter der Bank,
Weil die wahr Weisheit wird veracht
Und jedermann auf Thorheit tracht,
So geht es auch, als lang es mag,
Und bleibet wahr des Alten Sag:
Weil jedem g'fällt sein Weis' so wohl,
So bleibt das Land der Narren voll.

Narren sind auch die, welche über der irdischen Lust den Tod und die Ewigkeit vergessen. Ihnen zeigt er das Ende, das ihrer wartet in der „Klag zweier Liebhabenden ob dem grimmen Tod," damit sie klug werden. Narren sind auch die, welche als junge Gesellen alte Weiber oder als alte Männer junge Frauen nehmen. Ihre Thorheit deckt er auf in dem Schwanke „Zweierlei ungleiche Ehe." Drei Jahre später hat er denselben Text, daß Alt und Jung sich nicht zusammen reimen, nochmals gelesen in dem Schwanke „Der alten Weiber Roßmarkt," 1533, in welchem er schildert, wie in dem Schlauraffenland man die Weiber, die einem

nicht gefallen, vertauscht oder verkauft. Er knüpft daran die Lehre:

„Bei diesem Schwank so soll verstahn,
Beide die Frauen und die Mann,
Jungfrauen und die jungen G'sellen,
Wenn sie sich verheiraten wöllen,
Daß sich ihr jedes fleißig rehm (bestimme)
Und nur seines gleichen nehm
An Reichtum, Alter und an Jugend,
An Adel, G'schlecht, Stamm oder Tugend,
So geht es recht, wie man spricht heut:
Geleich sich mit seins Gleichen freut.
Solch Eh bleibt standhaft alle Zeit
Beide in Lieb und auch in Leid;
Wann (denn) es zumal thörlichen ist,
Wo gleich nit zu seins gleichen nist,
Sondern allein heirat nach Gut,
Darin sich nicht vergleichen thut
Herz, Willen, Sinn und das Gemüt;
Solch Eh hat gar ein schwachen Grund,
Daß auch gewöhnlich kurzer Stund
Darein kommt die schnöd' Nachreu,
Daß ein End nimmt Lieb und Treu,
Welche kein rechten Grund nie hätt',
Als dann der Widerspiel angeht,
Daß eins des andern gern entbehr,
Vertauscht, wenn es Gewohnheit wär,
So würden alle Plätz zu eng
Zu dem Roßmarkt vor großer Meng,
Die sich begehrten da zu scheiden,
Das doch Sitt ist bei etlich'n Heiden,
Bei Christen aber mag's nit sein.
Deß (deshab) schick sich jedes vorhin drein
Und schau im Anfang selber drauf,
Wann (denn) Heiraten ist ein langer Kauf,
Daß ihm daraus kein Nachreu wachs:
Gleich und gleich bleibt eins, spricht H. Sachs."

Merkwürdig frei steht Hans Sachs dem Aberglauben an Hexerei und Zauberei gegenüber, der doch seiner Zeit im Schwange ging und vielen Hexen und Hexenmeistern das

Leben kostete. Er hält, wie wir aus manchen seiner Gedichte ersehen, alle sogenannten Hexenkünste und schwarze Kunst: zur Liebe zwingen, Schätze graben, Kristallsehen, Wahrsagen, Wettermachen und dergl. für lauter Phantasterei. So sagt er 1531 in dem Gedicht: „Ein wunderlich Gespräch von fünf Unhulden“ (Hexen):

„Dies all's ist heidnisch und ein Spott
Bei denen, die nicht glauben in Gott,
So du im Glauben Gott erkennst,
So kann dir schaden kein Gespenst.“

Ebenso urteilt er 1556 in dem Schwank „Das Unhuldenbannen,“ wo ein Bauer von einem fahrenden Schüler um sein Geld betrogen wird, weil er lernen will, die Hexen zu bannen. Der Schüler stellt allen Zauberhokuspokus mit ihm an, führt ihn bei Nacht in den Zauberkreis, damit er alle Hexen sehe, läßt ihn aber da durch Roßbuben gehörig durchprügeln. Der Dichter schließt:

„So wird noch mancher Mann betrogen
Und bei der Nasen umher zogen
Von den Landfahrern und Zauberern,
Die sich großer Kunst rühmen gern,
Und ist doch solch ihr Zauberei
Ein blauer Dunst und Phantasei,
Auch all's erlogen und erdicht,
Wie man denn solches täglich sicht“ (sieht).

Er weiß zwar auch zu erzählen von Bündnissen mit dem Teufel, aber der Teufel ist da, wie es die alte Volkssage liebt, der Geprellte. So in dem Schwanke von 1559 „Ein Kaufmann betrügt den Teufel,“ und in dem Fastnachtsspiel von 1557 „Der Teufel nahm ein alt Weib zu der Ehe.“ Aus dem Jahre 1531 erwähnen wir sonst noch die Fabel von der Löwin und ihren Jungen. Der Jäger hat der Löwin ihre Jungen geraubt und getötet. Die Löwin ist darüber sehr traurig. Da fragt sie der Fuchs, wovon sie sich nähre. Sie antwortet: „Von Wildbret.“

„So," sagt der Fuchs, „hast du auch oft Eltern ihrer Jungen beraubt und sie betrübt. Du erfährst also nur dasselbe, was du andern gethan hast." Daraus folgt als Lehre:

„Was du nit gerne hast,
Daß du's ein'm andern auch erlasst" (erlässest).

Auch einige Schauspiele gehören dem Jahre 1531 an, so die Komödie: „Der Pluto, ein Gott aller Reichtümer" nach einer deutschen Übersetzung von des Aristophanes gleichnamiger Komödie, ferner „Henno" nach dem lateinischen Schauspiel Reuchlins und eine Tragödie „Der Caron (Charon) mit den abgeschiedenen Geistern" nach einem Totengespräche des Lucian. Überhaupt wandte sich Hans Sachs, da die Zeit nach den Augsburger und Nürnberger Reichstagen, besonders seit dem Nürnberger Religionsfrieden 1532 sich friedlicher anließ, mehr der dramatischen Dichtung zu, so daß, wenn auch die Blütezeit seiner dramatischen Schöpfungen später eintritt, von jetzt an uns öfter Schauspiele von ihm begegnen. So 1532 „Judicium Paridis" (Urteil des Paris), 1533 „Die Opferung Isaaks" und „Von Tobias und seinem sun" (Sohn). Er wollte mit diesen Schauspielen seinen Zeitgenossen zur Lehre und Mahnung der Welt Lauf so recht vor Augen malen und bezeichnet dieselben selbst als Komödien, Tragödien, Fastnachtsspiele oder Spiele überhaupt. Er giebt im allgemeinen der Komödie einen heiteren, glücklichen, mindestens tröstlichen Ausgang, aber er bleibt sich nicht immer gleich. Am besten gelungen sind ihm die Fastnachtsspiele; denn die Komödien und Tragödien, namentlich die auf biblischer Grundlage ruhenden, entbehren zu sehr der dramatischen Kunst und gehen zu sehr darauf aus zu belehren und zu nützen, in welcher Beziehung sie allerdings als anschauliche Darstellungen biblischer Geschichten viel dazu beigetragen haben, den Inhalt der Bibel und der heiligen Geschichten dem Volke zugänglich zu machen und zugleich die Lehre Luthers auszubreiten. Ebenso haben die Schauspiele weltlichen Inhalts, den er dem

Altertume oder der alten deutschen Sage entnahm, das, was die Humanisten an Schätzen des Altertums zu Tage gefördert hatten, dem Volke zum Mitgenuß geboten, und auch sie gingen zugleich darauf aus, Sittlichkeit und Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit und Treue und alle Tugenden, welche das Herz veredeln, vor Augen zu stellen und vor den Sünden, Gebrechen und Lastern der Zeit eindringlich zu warnen. Sie sind also, wenn auch ihr künstlerischer Wert nicht groß ist, für die sittliche Erziehung unseres Volkes und dessen Bildung von nicht geringer Bedeutung gewesen. Künstlerisch viel bedeutender sind seine Fastnachtsspiele. Sie sind mit das Beste, was er geschaffen hat. Unter dem derben Humor, der sie durchweht, verbirgt sich eine sittliche Idee; die Handlung ist wirkungsvoll, die Sprache volkstümlich und lebhaft. Es sind recht eigentliche Volksstücke, in denen sich das Leben und Treiben der Nürnberger abspiegelt, so daß sie noch heute eine reiche Fundstätte für den sind, welcher die Sitten jener Zeit in unmittelbarer Anschauung kennen lernen möchte, und mit ihnen hat Hans Sachs nicht nur die Stimmung der fröhlichen Fastnachtsgäste erhöht und die schwermütigen Herzen ermuntert, sondern er hat auch in ihnen, trotz der Derbheit und Natürlichkeit, die in ihnen herrscht, die Liebe zum Guten und den Haß gegen das Böse entzündet.

Neben den Schauspielen, die wir aus dem Anfang der dreißiger Jahre erwähnt haben, verdient aus 1532 noch gemerkt zu werden „Eine Klag Gottes über seinen Weinberg,“ der durch Menschenlehre und Menschengebote verwüstet ist, aus 1533 „Das weise Urteil König Salomos“ als eine Vermahnung an die Richter, die Umstände erst zu erforschen und recht zu richten, und „Die Strafrede des Diogenes“ über die viehische, verkehrte Art menschlichen Geschlechts, in welcher Diogenes, als auf seine Einladung:

„All Menschen ihr,
Kommt her und lernt Weisheit von mir!“

viele Leute sich zu ihm drängten, diese anfuhr mit den Worten:

„Ich hab euch nicht berufen her,
Sondern der Menschen ich begehr;
Ihr seid unvernünftige Tier
Und lebet nach eurer Begier!"

Hans Sachs benutzt diese Strafrede, um die Sünden seiner Zeit zu geißeln; denn auch da noch würde Diogenes Männer und Frauen unvernünftige Tiere nennen.

„Er würd' auch urteilen bescheiden:
Ihr seid unvernünftige Tier
In Herzen, Mund, Werk und Begier,
Allein habt ihr Menschen Gestalt,
Hätt aber Circe noch Gewalt,
Daß sie Menschen in Tier verkehret,
Wie Ovidius von ihr lehret,
So blieben wenig Menschen auf Erden,
Deren G'stalt nicht würd verkehret werden
In wild unvernünftge Tier,
Nach dem jeder lebt nach Begier.
Wer übet tyrannische Gewalt,
Würd wie ein grimmer Löw gestalt't,
Der zornig Hadrer würd ein Bär,
Der Hoffärtig ein' stolze Mär (Pferd),
Der Geiz'ge würd ein Krötenschlund,
Der Neidig würd ein dürrer Hund,
Der Trügner ein listiger Luchs,
Der Spieler ein abg'riebner Fuchs,
Der Räuber würd als Wolf hintraben,
Der Dieb würd zu nem schwarzen Raben,
Der Buhler zu nem Stier genau,
Der Trunkenbold zu einer Sau,
Der Klaffer würd zu einer Hatzen (Elster),
Der Tückisch würd zu einer Katzen,
Der Fürwitzig würd zu nem Affen,
Der Faul zu nem Esel geschaffen."

Über solche Spottrede müssen wir uns aber, meint Hans Sachs, als Christen schämen, und er rät darum, daß

jeder seine Begierde zähme, in der Schrift Weisheit lerne und stracks nach Gottes Willen lebe.

Aus dem Jahre 1534, in welchem ein besonderer Gönner des Dichters, der bereits oben erwähnte Ratsherr Lazarus Spengler, starb, merken wir zunächst an „Heintz Widerporst,“ der von sich selbst sagt:

„Kumm her aus wildem Lappenland,
Gen Berg stehn mir all mein Haar,
Wann (denn) ich bin widerspenstig gar. —
Was jedermann für gut erkennt,
Wird von mir veracht und geschend't (geschändet),
Was man vernicht', dem geb ich Preis,
Leb ganz widerpörstiger Weis.
Wes man sich freut, des traure ich,
Wes man trauert, des freu' ich mich,
Was man Gutes will fahen an,
Das wend' ich allmal, wo ich kann,
Und was auf ganzer Erd geschicht,
Das laß ich mir gefallen nicht.
Gottes Wirkung ich allzeit tadel,
Regenten, Fürsten und den Adel,
Geistlich, weltlich, groß und klein,
Rat und Gericht und die Gemein,
Man predig', schreib', sing' oder sag',
Über das all's ich schrei' und klag'
Ohn alle Ursach, Fug und Glimpf,
Und bin ein rechter Wendenschimpf (= wende den Schimpf [Spaß], Spaßverderber),
Ein wilder Lapp, ja dem allein
Gefällt der eigen' Wille sein.“

Gar sinnig ist das in demselben Jahre 1534 verfaßte Kampfgespräch: „Das Alter mit der Jugend.“ Hans Sachs schildert darin, wie er in der Frühe der Rosenzeit durch Berg, Thal und Wald spazierend in einen Tempel gekommen ist und sich da verbirgt, um zu sehen, ob etwas da sich ereigne. Es treten die drei Parzen, Klotho, Lachesis und Atropos ein, welche dem Leben des Menschen Anfang, Mittel und Ende geben. Zu ihnen kommt ein Jüngling und verlangt, daß sie

von allen Menschen bei höchster Acht des Alters Macht vertreiben. Die Göttinnen erinnern ihn aber an des Kaisers Recht, das niemand ungehört verdammt, und berufen als Verteidiger des Alters einen Greis. Dieser und der Jüngling streiten nun miteinander um die Vorzüge des Alters und der Jugend. Der Greis beruft sich auf Cicero, welcher dem Alter den Preis zuerkannt habe, der Jüngling wirft dem Alter Gebrechlichkeit, Häßlichkeit, Grämlichkeit, Gewaltthätigkeit, Thorheit, Furchtsamkeit, Geiz, Langweiligkeit, Freudlosigkeit vor, das Alter sei ein Wendenschimpf (Scherzverscheucher), sei altfränkisch in der Tracht, habe keine Liebe zu den Frauen, sei unfruchtbar, eifersüchtig, arglistig, eigensinnig, verdrossen, langsam, kraftlos und dem Tode verfallen. Das Alter dagegen weist aus allerhand geistlichen und weltlichen Schriften, aus Geschichte und Erfahrung nach, daß die Jugend im Anfang recht schwächlich sei und vom Alter viel Pflege bedürfe, daß ihre Schöne ihr zum Fallstrick werde, daß sie unverständig sei und die Lehre des Alters brauche, unordentlich lebe, unerfahren, unweise und verwegen sei, daß die Jugend, während das Alter mit Weisheit und Wahrheit und Tugend geziert sei, wohl auswendig geschmückt, inwendig aber hohl des Alters Rat bedürfe; jedoch meint die Jugend, daß die Göttinnen sich gegen das Alter entscheiden und es aus dem Lande verbannen werden. Nachdem die Parteien abgetreten sind, beraten die Parzen, und Klotho, die jüngste, stellt sich auf die Seite der Jugend, der neuen Zeit; sie spricht:

— — „Seht recht,
Weil jetzt auf Erd' menschlich Geschlecht
Ist so sinnreich an allen Enden,
In hohen und niedern Ständen,
In Städten, Dörffern, Schloß und Märkten.
Seht erstlich, wie in den Handwercken
So künstlich Arbeit kommt an Tag,
Daß schier nichts schärffer werden mag,
Von Gießen, Schnitzen, Malen, Drehen,
Von Schmieden, Drucken, Schneiden, Nähen

So artlich, künstlich und so gründlich,
Wie es ist den Verständ'gen kündlich.
Seht an manch zierlich schön Gebäu,
Seht an die Kriegesrüstung neu,
G'schicklich Ordnung zu Fuß und Roß;
Seht an das neu gewaltig G'schoß,
Seht an die Weisheit der Regenten,
Die fein Ordnung in Regimenten,
Geschicklichkeit in dem G'richtshandel,
In Kauffmannschaft so runden Wandel.
Seht an, wann sind all Künst erlesen,
So klar und scharff am Tag gewesen,
Singen, Sprechen, Astronomey,
Rechnen, Messen, Poetrey,
Allerley Sprach nach rechter Art.
Seht an, wann vor gelehret ward
So lauter, pur in einer Summ
Gesetz und Evangelium
Als jetzt in dieser jungen Welt.
Aus dem allen hie obgemeld't,
Weil die jung' Welt fürtrifft (übertrifft) die alt',
Fäll ich mein Urteil dergestalt,
Daß man die Jugend lasse bleiben
Und thu das Alter gar vertreiben."

Die Göttin Atropos darnach,
Die ält'ste zu der jüngsten sprach:
„Du rühmst die junge Welt gar hoch,
Welche ist gar unlöblich doch.
Schau', hab auff alle Handwerck acht,
Wie böse Arbeit wird gemacht
Auff lauter Schein und den Betrug.
Schau den Bauern bey dem Pflug,
Wie er so vorteilhafftig (gewinnsüchtig) ist.
Schau an, wie Lüg, Untreu und List,
Wucher und alle Schinderey
So gar in allem Handel sey,
Frommkeit und Tugend gar veracht't,
Die Laster gehn mit aller Macht,
Jedermann sucht sein' eigen Nutz.
Schau an, wie mit hefftigem Trutz
Die Herrschaft sey zu Krieg beweget.

Schau, wie unrechte G'walt sich reget;
Schau, wie man raubet, brennt und mord't,
Der Unt're drängt den Obern fort.
Schau, wie Gott also schrecklich plagt;
Schau, wie viel man predigt und sagt,
Sonst and're Künst und Weisheit lehrt,
Wie wenig man sich daran kehrt.
Schau, ob es doch in allen Landen
Vormals so übel sey gestanden,
Daß auch menschlichem Geschlechte ich
Sein Leben mußt abbrechen. Sich (sieh),
Ich lob noch die alt gülden Welt,
Macht' gut gülden und silbern Geld.
Kaiser, König, Hertzog und Fürsten,
Liessen nach G'rechtigkeit sich dürsten,
Die mehreten gemeinen Nutz,
Hielten g'ring Hof und guten Schutz
Land und Leuten, hatten groß Schätz,
Machten doch nicht so viel Auffätz.
Drumb war der gemein' Mann auch willig,
Gehorsam, unterthan und billig,
Und wurden die Städt reich und g'waltig,
Der g'mein Mann war schlicht und einfaltig,
Und sich der Arme sanfft ernähret
Und kam dem nach, wie man ihn lehret,
War gott'sfürchtig in seinem Handel.
All diesen hochlöblichen Wandel
Ich mit allen Alten beweis,
Derhalb geb ich Lob, Ehr und Preis
Der alten Welt mit samt dem Alter,
Die alles Guten ist Erhalter,
Und urteil, die jung' Welt zu jagen,
Mit sambt der Jugend auszuschlagen."

Die mittelst Göttin Lachesis
Sprach: „Ihr urteilt beid ungewiß;
Denn wie's vor tausend Jahren war,
Ist es auch heuer dieses Jahr,
Was jetzt geschieht, geschah vor mehr,
Was künftig wird, verging vor ehr,
Was Mißbräuch mit der Zeit entstehn,
Mit der Zeit sie wieder vergehn,

Was nützer Ordnung je aufkam,
Mit der Zeit wiederumb abnahm,
Dergleich all Künst, die man ist lesen,
Sind vor auch an dem Licht gewesen,
Derhalben mag auff gantzer Erden
Nichts Neues mehr erfunden werden,
Wie mir Ekklesiastikus (Prediger Salomonis)
Der Ding sein Zeugnis geben muß.
Drumb fand man all'mal bös' und frumm
Bey Jugend und Alter; darum
Find't man noch beid's, Laster und Tugend,
Bey dem Alter wie bey der Jugend.
Derhalb kann ich ihr' keins erwählen
Und das ander des Lands verzählen (vertreiben).
Ich rat euch, straft sie beidesander (alle beide)
Und vereinigt sie mit einander.
Nun rat't, welcher man folgen soll."

Dieser Rat gefiel den zweien wol,
Und also die Sentenz beschlossen,
Zu publizieren sie ausschossen
Die ältest Göttin Atropos.
Die gab den Cymbeln (Glöckchen) einen Stoß,
Daß sie in dem Tempel erklungen.
Nach dem beide Parteien eindrungen
Für (vor) die Göttin'n mit Reverenz,
Zu hör'n die endliche Sentenz.

(Atropos spricht das Endurteil aus).

Anfing die Göttin (Atropos), sprach besunder:
„Uns Göttin'n nimmt ein großes Wunder,
Daß ihr beyd seyd ein einig's Leben,
Könnt doch einander widerstreben.
Einander begehrt zu vertreiben.
Doch keins kann ohn das ander bleiben.
Sag an, Jugend, ob dein Geburt
Ursprünglich nicht vom Alter wurd;
Hat dich das Alter nicht ernährt,
Gezogen, züchtigt und gelehrt?
Begehrst du doch auch alt zu werden,
Warumb veracht'st denn sein Beschwerden?
Wenn du nun trittst in sein Fußpfad,

Wirst gleich haben, was es jetzt hat.
Dergleich, du Alter, sag ohn Schwer:
Kamst du nicht durch die Jugend her?
Bist nicht gewesen auch ein Kind,
Unredend, hülflos, unbesinnt,
Hast all sein Brechlichkeit erlitten,
Hast doch ehrlich hindurch gestritten
Und lebst jetzt der Weisheit und Tugend?
Warum veracht'st du denn die Jugend,
Welche zunimmt von Tag zu Tag,
Endlich auch dahin kommen mag,
Daß sie erreich das Alter künftig,
Alsdann auch sey weis und vernünftig,
Dir gleich in Sitten und in Tugend?
Jedoch hör du, blühende Jugend,
Weil du noch bist vollkommen nicht,
Dir Weisheit und Vernunfft gebricht,
So laß dem ehrling (ehrlichen) Alter krank
In allen Dingen den Vorgang,
Halt es ehrlich, wie du auf Erden
Im Alter willst gehalten werden,
Wie das Isokrates lehrt dich,
Ihm überhör, es übersich (gegen es nachsichtig sei),
Nimm an sein Lehr und Ebenbild,
Und dein Wollust, Ung'stüm und Wild
Halt selb im Zaum und der Bewahrung,
Auf daß du durch lange Erfahrung
Austreibest die Wollust vergänglich,
In Tugend werdest überschwenglich."

Wie fruchtbar Hans Sachs bereits gewesen war, können wir merken aus dem „Gespräch, die neun Gab Muse oder Kunstgöttin betreffend," 1536, in dem er erzählt, wie die neun Musen ihn zum Diener Appollos bestellen, damit er sich auf die deutsche Poeterei begebe, Gedichte aller Art mache, aber Unzucht ausschließe, und ihn dazu mit ihren neun Gaben ausrüsten. Er führt da an, daß er bei 5000 Gedichte oder mehr von allerlei Art bereits gemacht habe.

Wie praktisch er aber bei aller dichterischen Begeisterung im Leben war, zeigt die Deutung der bekannten Fabel: „Die

Ameis mit dem Grillen," die er 1536 nach Äsopus in Reime brachte. Ihm ist die Ameise ein junger sparsamer Mann, der zu Vermögen für das Alter kommt, die (der) Grille aber ein fauler, mutwilliger, vernaschter junger Mann, der „Montag und Dienstag zum Sonntag feiert," zwei Tage blau macht, dann aber im Alter keine Barschaft und keinen Hinterhalt hat und am Hungertuch nagen muß. Auffallen muß es auch, daß der Dichter, nachdem er 1536 wieder eine Komödie „Esther" vollendet hatte, 11 Jahre bis 1547 wartete, ehe er wieder ein biblisches Schauspiel erscheinen ließ.

Aus dem Kampfgespräch der Kühnheit (Frau Siegerin) und der Geduld 1537 zieht er für sich den Schluß:

„Ist Geduld und Fried
So ein edler Schatz,
So soll forthin kein Platz
Haderei bei mir haben,
Wo ich die kann abgraben,
Das hab ich gethan bisher,
Gott geb, länger je sehr" (mehr).

In einem andern Gespräche von 1538 „von der unruhigen wandelbaren Ruh des ganzen menschlichen Lebens samt einer Arzenei" tröstet er den Alten, der ihm sein Unglück und seine Unruhe im Leben klagt, mit dem Hinweis auf das himmlische Vaterland. Sonst stammt aus diesem Jahre ein Gedicht, das einen sehr alten deutschen Liederstoff behandelt. Er besang nämlich den Gegensatz von Sommer und Winter, der meist auch dem ritterlichen Minnesange Stimmung und Farbe gab und sich in Liedern und Gebräuchen des deutschen Volkes, z. B. dem Winteraustreiben, bis heute erhalten hat [1]), in dem „Gespräch zwischen dem Sommer und Winter." Er verlegt aber, vom Volksgebrauche, in dem der Sommer siegt, abweichend, den

[1]) Ludwig Uhland, Sommer und Winter. Fr. Pfeiffers Germania V S. 257 ff.

Streithandel auf St. Matthäus-Tag, die Herbstgleiche, und läßt den Winter siegen.

Der Inhalt ist folgender. In einem Lustgarten ergeht sich, mit Blumen bekränzt und mit fruchtreichen Weinreben gegürtet, einen grünen Ast in der Hand, ein schöner „rösleter" Jüngling, aber ein eisgrauer, langbärtiger, uralter Mann, mit Pelz und Filz gekleidet, die Hände in den Busen steckend, schaut durch den Zaun und ruft dem Jüngling zu:

„Hör, Sommer, nun mach dich davon,
Dein Zeit ist aus, laß mich einschleichen!"

Es erhebt sich darauf eine lange Wechselrede, in der jeder seine Leistungen und Lustbarkeiten auf Kosten des Gegners herausstreicht. Dem Winter wird vorgeworfen, er bringe selbst keine Frucht und verzehre nur, was der Sommer gesammelt habe, statt des Gesanges der Waldvögelein zur Zeit des Sommers höre man im Winter nur die Wölfe heulen und die „forchtsamen" Stockeulen. Der Winter aber hält den Vogelgesang für entbehrlich, er läßt lieber gute Vögel fangen und zu St. Martins Lobe gebraten auftragen. Den Sommervergnügungen: Erfrischung an kühlen Brünnlein, Fischen, Fechten, Steinstoßen, Springen, Tanzen u. s. w. stellt er Rockenstube, Schleifen auf dem Eise, Schneeballen, Spielen um Nüsse in den Feiernächten, Schweinschlachten der Bauern, Schlittenfahrt der Bürger, Fastnachtsspiel und Mummerei entgegen. Wenn es dem Sommer zusagt, daß siegeslustige Fürsten zu Felde liegen und ihr Gezelt aufschlagen, so vertreibt der Winter die Kriegsleute und hemmt das Blutvergießen, das manch Mutterherz traurig macht. Der Sommer muß weichen, vertröstet aber auf seine Wiederkehr im Lenze. Als er nun geht und der Winter in den Garten eintritt, geht die glänzende Sonne zur Rast, die Blätter falben und fallen ab. Auch der Dichter räumt eilig Garten und Sommerhaus, stimmt jedoch der Behauptung des Winters zu, daß auch er wie sein Widersacher von Gott verordnet sei, und rühmt, wie wohlthätig Gott die Jahreszeiten eingeteilt habe.

In einem andern erzählenden Gedicht von 1539 „Der Krieg mit dem Winter“ behandelt er den Gegenstand so, daß der Sommer siegt; denn als der Winter feindlich mit Heeresmacht das Land eingenommen hat, schreibt das Volk um Beistand „zum Glentzen“ (Lenz); dieser bringt den Maien zur Hülfe, und der Winter muß entfliehen.

An denselben Gedanken, namentlich an die weitere Ausführung, wie der Sommer durch Finden des ersten Veilchens „gewonnen“ wird, lehnt sich auch sein Fastnachtsspiel von 1562 an: „Der Neydhart mit dem Feyhel (Veilchen).“

Aus seinem persönlichen Leben erfahren wir aus dieser Zeit nur, daß er bei zunehmendem Wohlstande und reichem Kindersegen — sein Weib hatte ihm in 12 Jahren 7 Kinder geboren — 1538 aus der Vorstadt in die Stadt zog und da ein Haus kaufte, und daß er 1539 am hitzigen Fieber krank lag. In dieser Krankheit rettete er einen alten Gefährten, der in lose Gesellschaft geraten war und ihn besuchte, mit den Worten: „Dein Krankheit mir noch leider (als meine eigene leibliche) ist,“ welche Worte er dem Freunde dahin auslegte: „Es wäre dir not und gut, zu reinigen dein bös Gewissen.“ Dieser folgte ihm und kehrte von dem bösen Wege um. Er selber wurde bald wieder gesund, so daß wir aus demselben Jahre wenigstens einige Gedichte noch von ihm verzeichnen müssen, zunächst: „Die wunderlich gut und bös Eigenschaft des Geldes,“ in welchem aufgezählt wird, was alles Herrliches, aber auch was Böses dasselbe verursacht. Er kommt zu dem Schluß:

„Geld das ist weder bös noch gut,
Es liegt an dem, der's brauchen thut,
Wo derselb ist des Geldes Knecht,
So handelt er damit unrecht
In Laster ob dem Gut erblind',
Dargegen man ein' Weisen find,
Der henket sein Herz nit daran.
Das Geld muß ihm sein unterthan
Zu Ehren, Freuden, Not und Nutz

8*

Und bleibt ein Herre seines Guts
Behält ein ehrbarn Mannesmut,
Wol dem, der also braucht sein Gut,
Daß kein Laster ihm daraus wachs.
Das wünschet zu Nürnberg H. Sachs."

Ferner hat er der Welt Lauf und Gottes Gericht geschildert einmal in dem „Gespräch zwischen Sankt Peter und dem Herrn," wo Sankt Peter Urlaub nimmt auf 8 Tage, um auf die Erde zu gehen, aber die Zeit zur Wiederkehr vergißt und erst nach einem Monate heimkehrt, da es ein gutes Jahr ist, wo die Menschen lustig leben, aber Gottes vergessen. Im nächsten Jahre erhält er gleich auf einen Monat Urlaub, kehrt aber schon am dritten Tage wieder, denn es ist ein böses Jahr, unfruchtbar, Pestilenz und Krieg herrscht, doch alle Menschen bitten fleißig Gott um Abwendung der Übel, und auch Petrus verwendet sich für sie beim Herrn. Der Herr aber belehret ihn, warum er solch Böses den Menschen sende, und spricht:

„Nun, Petre schau an,
Wenn ich aufthu mein milde Hand
Und schaff dem Volke in dem Land
Gut Ruh und ein friedliche Zeit,
Erhalt sie in guter Gesundheit
Und geb ihn' gut fruchtbar Jahr,
Wein und G'treid überflüssig gar,
Daß alle Ding sind ganz wohlfeil,
So wird das Volk nur frech und geil,
Vergißt mein und meiner Wohlthat,
Von dem es doch all Gutes hat,
Ersäuft in Wollust, Geiz, Hoffart
Und hält mir allzeit Widerpart
In unmenschlichen und argen Sünden,
Und wo ich ihn' gleich laß verkünden
Mein Wort, das Evangelium,
So werden ihr doch wenig frumm (fromm),
Die sich von Sünden kehren ab,
Und reichet ihn' mein milde Gab,
Welche ich ihn' gab aus Gnaden,
Mir zu Unehr und ihn' zu Schaden,

Dieweil sie also bleiben kleb'n
Dadurch in ei'm sündlichen Leb'n,
Auch dort zu ewigem Verdammen,
Derhalb muß ich ihn' allensammen
Solch milde Gab wiederum nehmen,
Mit Hunger, Schwert und Sterben zemen (zähmen);
Weil sie durch Wohlthat von mir fliehen,
Muß ich sie beim Haar zu mir ziehen,
Sie plag'n, kreuzig'n und kränken,
Auf daß sie auch an mich gedenken,
Buß thun und sich zu mir bekehren,
Ihr Sünd bekennen und mich ehren
Als das wahrhaft höhest Gut,
Das alle Ding zum Besten thut.
Schau, Petre, da merkst du hiebei,
Daß solch Kreuz ist eine Arzenei,
Das sündig Fleisch damit zu dämpf'n
Und dem Geist damit helfen kämpf'n,
Daß Gottesfurcht in uns aufwachs
In wahrem Glauben, wünscht Hans Sachs."

Das andere Mal behandelt er dies Thema in dem „Gespräch zwischen einem Waldbruder und einem Engel von dem heimlichen Gericht Gottes." Wir setzen das charakteristische Gedicht ganz her:

„Es wohnt in einem Wald
Ein Waldbruder veralt,
Derselbig auf ein Nacht
Lag munter und gedacht,
Wie Gott in diesem Leben
Manchem Bösen thu geben
Glück, Ehr und großes Gut,
G'sundheit, Lust, Freud und Mut,
Dagegen auch ließ kommen
Über mannichen Frommen
Viel Trübsal und Anfechtung,
Verfolgung und Durchächtung,
Krankheit, Armut und Schand.
Und nach seinem Verstand
Meint der Waldbruder schlecht,
Gott der wär ungerecht
Und handelt gar unbillig,

Und wurd gleich des unwillig,
Wollt sein Zellen verlassen.
Als er hinging sein Straßen,
Der Engel: Ein Engel ihm bekam,
Ihn bei dem Mantel nahm
Und sprach: „Wohlauf mit mir,
So will ich zeigen dir
Gottes heimlich Gericht,
Das du hast vernicht."
Der Waldbruder: Der Waldbruder ging mit,
Wiewohl er ihn kennt nit.
Zu Abends kehrten's ein
Zu einem Wirt allein,
Der setzet sie zu Tisch,
Trug auf Wildbret und Fisch
Scheinbarlich auf das best,
Hielt sie als ehrlich Gäst,
Zum Schlaftrunk ihn' zuletzt
Ein gülden Schal'n aufsetzt,
Wohlfeil ihn' rechnen thät,
Leucht ihn' darnach zu Bett.
Der Engel: Der Engel aus dem Saal
Zu Nacht die Schalen stahl,
Früh schlich er mit davon.
Der Waldbruder: Der Alt ihn zannet an:
„Warum hast du dem Frommen
Sein Schalen diebisch g'nommen?
Du Dieb und Galgenschwengel!"
Der Engel: Wider antwort der Engel:
„Ich will dir's noch erklär'n."
Zu Nacht in ein'r Tavern (Herberge)
Sie wieder Herberg nummen (nehmen).
Der Wirt that nichts denn brummen,
Im Haus schelten und fluch'n,
Mit Frau und Knechten buch'n (zanken);
Die zween er auch stumpfiert (schimpft),
All Ding war unordiniert,
War der Gäst ungeflissen,
Gab ihn' kein reinen Bissen,
Mußten sich vor ihm schmieg'n,
Zu Nacht im Stroh auch lieg'n,
Früh mussten's teuer zahl'n.

Da der Engel die Schal'n
Dem Wirt zu Letze (zum Abschied) ließ,
Der Waldbruder: Des hat der Alt Verdrieß,
Sprach: „Warum hast verhol'n
Die gülden Schal'n gestohl'n
Dem frommen Wirte gestern,
Giebst's dem, der Gott thut lästern,
Ei'm ungeschlachten Mann,
Der nichts denn zürnen kann?
Ich glaub, du heißt ein Narr.
Der Engel: Der Engel sprach: „Ei, harr,
Die Ding sind dir verborg'n,
Aber um die Zeit morg'n
Wirst du Ursach erfahr'n."
Als sie nun gangen war'n
Den ganzen Tag durchaus,
Kamen (sie) zu ei'm Wirtshaus.
Der Wirt ruft ihn' hinein,
Hieß sie Gott willkomm sein,
Ihn' Speis und Trank auftrug,
Erbot ihn's wohl genug,
Auch freundlich mit ih'n red't.
Der Wirt ein Knäblein hätt
Fünfjährig, das er hold
Hätt, gab ihm, was es wollt,
Ließ ihm all seinen Willen,
Das riß grob seltsam Grillen,
Das dem Wirt wohl gefiel,
Hätt mit dem Kind sein Spiel.
Als sie sich legten nieder,
Aufstand der Engel wieder,
Dem Wirt das Kind erstecket (ersticket),
Den Waldbruder aufwecket
Und sagt ihm die Geschicht.
Der Waldbruder: „Du mörderischer Böswicht,"
Sprach er, „was hast ohn Nöt
Das unschuldig Kind töt't,
Den frommen Mann betrübt?"
Und thät auch ein Gelübd,
Nicht mehr mit ihm zu geh'n:
„In Nöt brächt'st uns all zween!"
Der Engel: Der Engel sprach: „Hör zu!

Menschlich Augen hast du,
Deß (deshalb) magst erkennen nicht
Gottes heimlich Gericht',
Die gut und gerecht seien.
Nimm Gleichnis bei den dreien!
Der erst Wirt fromm und gütig,
War erstlich gar demütig,
Eh' er die Schalen hätt,
Damit nur treiben thät,
Hoffahrt und Übermut
Und wär in Höllenglut
Kommen, hätt' er sie noch,
Darum ihm's Gott entzog,
Daß er demütig würd,
Hoffahrt ihn nicht verführt.
Des andern Wirts, des armen,
Thät sich Gott auch erbarmen,
Der war den Leuten schuldig,
Flucht und war ungeduldig,
Darum schafft ihm Gott die Schalen
Zu reichen und zu zahlen,
Des (deshalb) wird er nun auf Erden
Sanft, still und gütig werden
Und wird ein selig Mann.
Dazu ihm helfen kann,
Das ihn verdammen thät,
Wenn's derselbig noch hätt.
Der dritt Wirt gleichermaß
Fromm und gott'sfürchtig was
Und sehr ein's milden Mut's,
Den Armen thät viel Gut's,
Und bald ihm Gott beschert
Das Kind, wurd er verkehrt,
Geizig, genau und karg,
Zog auf das Kind so arg,
Aus dem wär endlich worn (worden)
Ein Teufelskind geborn.
Darum hat ihm Gott eben
Genommen sein jung Leben,
Eh es viel Sünd verbring,
Dem Vater nicht mißling,
Durch Geiz verdammet ward,

So hab ich dir's erklärt,
Hiebei magst du wohl sehen,
Daß alle Werk geschehen
Aus Gottes Ordenung,
Ewiger Fürsehung,
Dem Abgrund der Weisheit,
Seiner Fürsichtigkeit,
Dem Menschen nur zu Nutz,
Zu Straf, Warnung und Schutz,
Zu Hilf oder Wohlfahrt
Jedem nach seiner Art,
Was ihm ist nutz und not,
Das zuschicket ihm Gott
Und ordnet's alles frei
Zu seiner Seel Arznei.
Er geb süß oder bitter,
Frohlockung oder Zitter,
Geb Wollust oder Schmerz,
Geb Trauern oder Scherz,
Er heil oder mach wund,
Er geb krank oder g'sund,
Er geb Ehr oder Schand,
Geb Thorheit oder Verstand,
Geb Erben oder nehm's,
Mach glücklich oder b'schäm's,
Schick Recht oder Betrug,
Schick Hunger oder g'nug,
Er schaff Fried oder Krieg,
Er geb Flucht oder Sieg,
Geb Reichtum oder Verderb'n,
Geb Leben oder Sterb'n
Den Bösen oder Frommen;
Von wem die Werk herkommen,
Seind sie doch allesamt
Werk der göttlichen Hand
Und alle recht grundgut (aus dem Grunde gut),
Wiewohl es Fleisch und Blut
Tadelt und widerficht;
Das macht, daß sein Gesicht
Ist irdisch, schwach und tötlich,
So sind die Werk ganz göttlich,
Zu hoch und überschwenglich,

Der Vernunft unempfänglich.
Derhalb bleib du zu Ruh,
Truck deine Augen zu,
Wo du erkennest nicht
Gottes heimlich Gericht,
Und grübel ihm nicht nach
Mit Murmelung und Schmach,
Sondern laß dir's gefall'n,
Denk, in sein' Werken all'n
Gott ist das höchste Gut,
Der all's im Besten thut;
Daß er dem Übel wehr
Und uns zu ihm bekehr,
Da ewig Freud uns wachs,
Wünscht zu Nürnberg Hans Sachs."

Dem Jahre 1539 gehört auch das Gedicht an, welches einen alten Volksglauben über der Frauen Art zur Darstellung bringt: „Die neunerlei Häut einer bösen Frau samt ihren neun Eigenschaften." Es lautet:

„Als ich ein's Abends ging spazieren,
Thät einer Sach nachfantasieren
Und ging über die Hallerwiesen,
Da ging herein vom Büchsenschießen
Meiner Gesellen einer, der sich zwar
Verheirat hätt in diesem Jahr,
Der war zerkratzet und zerkrellt,
Den grüßt' ich und zur Red ihn stellt',
Wo er gewest wär unter Katzen.
Er sprach: „Du darfst mich nit sehr fatzen (foppen),
Die Katzen haben mein nit gefehlt,
Mein Frau die hat mich also gestrehlt."
Ich sprach: „Wie hat sich das begeben?"
Er sprach: „Nun hör und merk eben!
Mein Weib ist nit wie ander Leut,
Weil sie hat wohl neunerlei Häut
Über einander, weil ihr ward,
Auch neunerlei Natur und Art,
Drum muß jegliche Haut allein
Der Folge nach geschlagen sein,
Doch will kein Schlagen an ihr klecken" (wirken).
Ich sprach: „Thu mir die Sach entdecken,

Daß ich's versteh', ich bitt dich drum!"
Er sprach: „In summa summarum,
Als ich am Montag kam vom Wein
Und etwas fragt die Frauen mein,
So wollt sie mir kein Antwort geben.
Da dacht ich bei mir selber eben,
Daß ich oft g'hört von alten Leuten,
Etlich Weiber sind von neun Häuten;
Solch eine ist zu teil mir wor'n.
Also ergrimmet ich im Zorn
Und thät ihr die Stockfischhaut bleuen,
Daß sie vor mir sich möge scheuen
Und Antwort geb auf meine Frag.
Als ich ihr gab noch einen Schlag,
Da traf ich auf die Bärenhaut,
Daß sie vor Zorne rot aufschaut
Und fing drob heimlich an zu brummen,
Wiewohl ich kein Wort hab vernommen.
Ich gab ihr noch ein Gut's an Schlaf
Und sie gleich auf die Gänshaut traf.
Nun fing sie an ein solches Schnattern,
Ein Schwatzen, Klappern und ein Tattern,
Eh ich ein Wort antworten thät,
Hatt sie dieweil wohl sieben geredt,
Thät mit Höhnworten schmähen und kläffen;
Nun thät ich's auf die Hundshaut treffen.
Da fing sie heftig an zu bellen
Und hing mir an viel schandbar Schellen,
Ich wär ein Esel, Narr und Tropf,
Ich gab ihr noch ein Guts an Kopf,
Da traf ichs auf den Hasenbalg.
Sie loff (lief) davon und schrie: „Du Schalk,
Du Weiberjäger und Ehbrecher,
Du Spieler, Raufer und Weinzecher," —
Stach mich mit dergleich Worten spitzig,
Ich loff ihr nach, wurd wieder hitzig
Und stach sie wieder zu den Ohr'n,
Traf sie gleich auf die Roßhaut vorn.
Da schlug sie aus und traf mich hart,
Daß ich gleich fast verdrehet ward.
Jetzt traf ich's auf die Haut der Katzen,
Da fiel's auf mich mit Krell'n und Kratzen,

Als wollt sie mich zu Stücken reißen,
Das Schreien konnt ich kaum verbeißen.
Ich zuckt (zog) ein Prügel lang genug,
Damit ich's auf die Säuhaut schlug,
Tanzt ihr auf dem Rück und den Armen,
Daß sie mich selber thät erbarmen.
Jetzt traf ich's auf die Menschenhaut,
Da rufet sie um Gnade laut
Und sprach: „Mein herzenslieber Mann,
Hör auf, ich will so nimmer than,
Mich hat ein Nachbarin verführt
Zu handeln, das sich nit gebührt,
Der will ich folgen nimmermehr,
Setz dir zum Pfand mein weiblich Ehr," —
Und fiel mir weinend um den Hals.
Ich sprach: „Es sei vergeben all's,
Doch komm nimmer, das rat ich dir,
Dich aufzubaumen gegen mir."
So macht' wir miteinander Fried,
Wie lang es währt, das weiß ich nit.
So hat der Hader sich angesponnen,
Wiewohl ich hab die Schlacht gewonnen,
Ist mir mein Teil auch tückisch wor'n
Im Angesicht und um die Ohr'n,
Daß ich der Schlacht nicht leugnen mag.
Ich sprach: „Mein G'sell, merk, was ich sag:
„Ihr jungen Ehmänner seid zu jech (hitzig),
Zu mutwillig, gar toll und frech.
Wenn euch ein Weib nit schön ansicht,
Oder nach eurem Sinn zuspricht,
Oder nit aller Sach recht geit (giebt),
Wenn ihr auch ganz unhäuslich seid,
Sollt ihr's mit Schlagen all's ausrichten,
Das ziemt 'nem Biedermann mit nichten,
Ungeraten Eh werden draus.
Man muß mit Krieg nit halten Haus,
Sondern mit Fried und Freundschaft mehr.
Paulus uns Männern giebt ein Lehr,
Die Weiber mit Vernunft regieren,
Nit poltern, grob tyrannisieren,
Weil sie das schwächste Werkzeug sein.
Derhalben straf dein Weib allein

Mit vernünftigen guten Worten
Zwischen euch beiden an den Orten:
„Mein liebes Weib, das sollst nit than,
Und jenes steht dir übel an;
Schau, dies ist Schand und jenes Schad,
Willst haben meine Gunst und Gnad,
So steh des müßig und folg mir,
Dagegen ich will folgen dir,
Wo mir ein Ding steht übel an,
Will handeln als ein redlich Mann
Und will kein bös Wort dir mehr geben,
So mögen wir dann freundlich leben.
Weil wir zwei g'hören zusammen,
Was woll'n wir zanken und griesgramen,
Führen ein solch teufelisch Leben
Und uns unter die Leut ausgeben,
Die halten dann nichts von uns beiden.
Schau, also straf dein Weib bescheiden,
Ist dann ein Ehr in ihrem Leib,
So zeuchst aus ihr ein g'horsam Weib,
Bis ihr zuletzt eins Sinnes werd,
Dadurch, so lang ihr lebt auf Erd,
Euch beiden Fried und Freud aufwachs
Im ehling Stand, das wünscht Hans Sachs."

Wie in diesem Gedichte ihn der Gedanke an die christliche Gestaltung des ehelichen Lebens beschäftigte, so trug er sich auch stets mit der Sorge um das religiöse Gedeihen des deutschen Volkes. So sinnt er (1539) des Nachts nach, wie Deutschland so voll Irrtum, Rotten und Sekten steckt. Da wird er im Traume in einen Tempel geführt, wo er eine Frau sieht in schneeweißem Gewand, sitzend auf einem Throne mit einem offenen Buche. Nur wenige sind ihr ergeben, aber viele vornehme Geistliche zerren sie umher und mißhandeln sie. Es ist die gemarterte Theologie. Und in der Nacht des Karfreitags (1540), in der er aus Andacht in der Kirche bleibt, hört er das Evangelium klagen:

„O daß ich Flügel hätt,
Daß ich von Menschen schnöd

In ein wüste Einöd
Mich lüftig möchte schwingen."

Es wünscht dies aber, weil es zwar mit den Worten bekannt wurde, die Menschen aber nicht nach ihm sich richteten, sondern mit verkehrtem Sinn gingen

„Ganz sicher hin,
Samb sei die Höll verdorben,
Der Teufel längst gestorben." — Die Freunde
„Han mich nur angenommen,
So weit ich ihn' thät frommen
Zu ihrem eignen Nutz."

Von den Feinden ist noch Schlimmeres zu berichten, so daß das ganze Leben schlecht ist und sie mit Recht klagt:

„Also werd ich umtrieben
Von dreierlei Partei,
Ich sei gleich, wo ich sei.
Erstlich von den Maulchristen,
Darnach von Romanisten
Und den Religiosen,
Sind eines Tuchs drei Hosen,
Der ich nicht ziehen kann,
Allein hängt mir noch an
Ein armes Häuflein klein,
Die wahr recht christlich G'mein,
Die mir ganz ist ergeben
In Worten, Werk und Leben."

Sonst ist zu erwähnen aus unserem Jahre „Ein Gespräch mit der Faßnacht von ihrer Eigenschaft."

Als ich am Freitag nach Faßnacht
Mit meinem Beutel Rechnung macht,
Den ich fand eitel ring (gering) und leer,
Da wurd mir erst die Faßnacht schwer,
Verdrossen ich gleich ausspaziert,
Hinab an der Pegnitz refiert (reviert = umherwandeln)
Bis gen Schnigling, ward also rucken
Hinab bis zu der steinen Brucken,
Von fern sah ich im Land herziehen
Ein großes Thier, da ward ich fliehen.

Ich kundt nit kennen, was es was,
Sein Bauch war wie ein füdrig Faß (Fuderfaß),
Sein ganzer Leib wohl schellenrund,
Hett stark Zähn und ein weiten Schlund,
Sein Schwanz schäbig war und beschorn,
Das hett weder Augen noch Ohrn,
Als ich floh etwas weit von ihm,
Ruft es samb (ebenso wie) mit menschlicher Stimm,
Ich sollt ohn Schaden zu ihm gehn.
Ich kreuzigt mich und blieb still stehn,
Bis daß es zu mir kroch gemach;
Ich merkt wohl, es war matt und schwach,
Noch hielt ich's für en G'spenst allwegen,
Ich bschwur es mit eim guten Segen:
„Du seist ein Tier, Geist oder Gspenst,
Gebeut ich dir, daß du dich nennst."
Die Faßnacht: Das Tier fing an gar laut und lacht:
„Kennst mich nit? Ich bin die Faßnacht,"
Sprach es: „Kennst nit mein weiten Bauch,
Mein starke Zähn und großen Schlauch?
Wie viel Kucheu ich hab aufgezehrt,
Bis man mich, Faßnacht, hat ernährt
Mit viel Wildbret, Vögl und Gmöß (Gemüse),
Salz, Pfeffer, Eingmacht, Sauer und Süß,
Gebratens, Gewürztes, Eingebicktes,
Gesottens, Bratens und Gespicktes!
Desgleich hab ich geleert viel Keller
Mit Frankenwein und Muskateller,
Legt (Fässer) mit Reinfal und Malvasier,
Viel Fässer auch mit fremden Bier.
Kandel, Krausen (Biergefäße) gemachet leer,
Samb (als ob) sonst nit gut zu trinken wär."
Der Dichter: Ich sprach: „Wie trägst du so viel Schellen,
Die um dein ganzen Leib erschellen (erklingen)?"
Die Faßnacht: Die Faßnacht sprach: „Hie merk mit Fleiß
Viel thörichter Freud und Abweiß (Narrheit, Unart),
Die um mich Faßnacht allzeit klingen
Mit Purschen (Gesellschaft), Spiel, Tänz, Reihen singen,
Mit allerlei Feuerwerk brennen,
Mit Krönlein stechen und scharf rennen,
Mit Kolbenstechen in dem Stroh,
Schwerttänz, Reiftänz ist man auch froh,

Viel Faßnachtsspiel bring ich herbei
Und ohn Zahl gar viel Mummerei.
Die sich vermummen und verputzen,
Eins teils wie Weiber sich aufmutzen (zieren),
Ein Teil wie Mönch, ein Teil wie Mohrn,
Eins teils sind wir Zigeuner worn,
Eins teils Bauern, eins teils Narrn,
Darin etlich viel Zeit verharrn,
Auch mancherlei man fähet an;
Wer sich der närrischt stellen kann,
Der ist der best und hat den Preis
Von wegen närrischer Abweiß."

Der Dichter: Ich sprach: „Wie hast so starke Zähn?"

Die Faßnacht: Sie sprach: „Da magst du bei verstehn;
Viel Beutel hab ich mit zerkifelt (zerbissen),
Viel Geldsäck damit aufgetrifelt (aufgetrennt)
Viel Erbgüter hab ich verstreuet,
Viel abtragens Geld mit zerkäuet,
Viel Karten hab ich mit zerrissen,
Viel Würfel zorniglich zerbissen,
Viel Werkentag damit zernagen (zernagt),
Viel böser Ebnbild drin vertragen,
Viel guter Sitten mit verkehrt,
Viel Ehrbarkeit damit versehrt."

Der Dichter: Ich sprach: „Du hast ein weiten Rachen."

Die Faßnacht: Da fing die Faßnacht an zu lachen
Und sprach: „Mein Rach' verschlungen hat
Geld, Kleider, Bett, Zinn und Hausrat,
Häuser und Stadl (Scheuern), Äcker und Wiesen,
Thät alles durch mein Rachen fließen,
Das ich ohn Anstöß hab verschlicket,
Wär er nit weit, ich wär ersticket."

Der Dichter: Ich sprach: „Wie ist dein Schwanz so mager,
Dürr, schienhärig (dünnharig), schäbig und hager?"

Die Faßnacht: Die Faßnacht sprach: „Durch meine Stück
Mir nachfleugt mancherlei Unglück,
Schuld, Armut, Laster, Sünd und Schand,
Schuldzahlen und versetzen Pfand.
Was ich auffraß in Überfluß,
Manch Hausvolk hart ersparen muß,
Mit guten Zähnen übel essen,
Früh aufstehn, lang in d' Nacht gesessen;

Bös Köpf und Fieber auch nachlaufen
Bei'm großen Fressen und Zusaufen,
Der Zipperlein und Wassersucht,
Auch große Hurweis und Unzucht,
Jungfrauschwächuug und auch Ehbruch,
Falsch Spiel, Hader und bös Geruch,
Dies und mehr Arges folgt mir nach."
Der Dichter: Zu der Faßnacht ich wieder sprach:
„Sag mir, du schwerer Überlast,
Wie dast (daß du) kein Aug' noch Ohren hast?"
Die Faßnacht: Faßnacht sprach: „Ich sich (seh) niemand an,
Keins Menschen ich schew noch verschon,
Geistlichs noch weltlichs, öbr noch under,
Wann (denn) ich bin der Welt ein Meerwunder,
Mich selb ich auch nit sehen kan,
Was übel oder wol ist stahn,
Ich geh gleich wie ein blindes Pferdt,
Bleib die Faßnacht hewer (heuer) wie ferdt (voriges Jahr = firn).
Dergleichen ich auch nichts gehör,
Wer sich gleich gegen mir empör,
Mich straffet, schendet oder schmecht,
Dem wird ich feind, gib jhm unrecht,
Thu mich gar an kein warnung kehren,
Biß man mir mit gewalt muß weren,
Ich ging sonst immer fort mein gang
Noch zwey oder drey Monat lang.
Nun bin ich trieben auß der Stadt,
Da mir das Gleyth gegeben hat
Mit großer klag ein hauffen Narren,
Die wöllen alle auff mich harren,
Biß zehen Monat widerumb
Vergehen, das ich denn widerkumb
Und sie all thu wider erfrewen,
Dieweil habens an mir zu dewen (verdauen).
Mit dem die Faßnacht, schwach und matt,
Auff die hoch steinen Brücke trat
Und that int (in die) Pegnitz einen pflumpff,
Das ich sah weder stiel noch stumpff
Da liegn under der Bruck verborgen.
Der Dichter beschleußt: Ich ging hinheim mit grossen sorgen,
Gedacht des Sprichworts vor vil tagen,
Das ich die Alten höret sagen,

Einer jeden Zeyt zu thun jhr recht,
Das machet manchen armen Knecht.
Das merk gwißlich in einer sumb,
Wenn die Faßnacht herwider kumb,
Das jedermann sich tuck und schmuck,
Daß sie jhm nit zu vil verschluck
Mit Kleydung, Gasterey und Spiel
Und dergleich ander unkost vil,
Daß er das gantz Jar mit gebruch (Mangel)
Dann nehen must am Hungertuch
Und halben sack denn zu muß binden
Beyde mit Weyben und mit Kinden,
Zum schaden jhm der spott auffwachs,
Warnt trewlich der Dichter H. Sachs."

Aus derselben Zeit stammt auch „ein Faßnachtspiel", in dem vier Personen: ein Richter, ein Buhler, ein Spieler und ein Trinker auftreten. Der Richter erbietet sich, in Deutschland, wo viel Gezänk herrscht, Recht zu sprechen und es in Friede und Einigkeit zu bringen. Da treten zu ihm drei Brüder und rufen seine Entscheidung an:

„O Richter, wir drey bitten dich,
Uns zu verhören günstiglich
Drey recht Brüder, Lux, Marx und Hans,
All drey ehlich Sön eines Manns,
Der uns an seinem letzten endt
Gemachet hat ein Testament,
Darinn er uns sein Hab verschreibt,
Doch ein Artikel eingeleibt
Macht uns ein span an diesem ort,
Der laut also von wort zu wort,
Daß der ergest Son auß uns dreyen
Enterbt soll werden von den zweyen.
Marx ist ein Trinker und ein Praßler (Prasser),
Lux ist ein Spieler und ein Raßler (Wüterich),
So bul ich schöne Fräwelein,
Nun will keiner der ergest sein.
Der zwitracht halb solt du, o Richter,
Zwischen uns sein ein weyser Schlichter."

Der Richter ist dazu bereit, und nun versucht ein Bruder

dem andern aus der heiligen Schrift, aus den Schriften der Alten und aus der Erfahrung des Lebens nachzuweisen, daß er selber der bessere, jener aber der ärgste sei. So erfahren wir alle Sünden und Schanden, welche aus Trunksucht, Spielsucht und Buhlerei entspringen. Der Richter entscheidet:

„So ich euch gründlich nach bin trachten,
Seyd ihr all arg und zu verachten
Kein Pfenning euch da werden soll,
So jr euch nit bekeret wol
Von ewerm lästerlichen handel.
Du Buler hast ein bösen wandel,
Und du Spieler geleichest diesen,
Wie dirs dein Bruder hat bewiesen.
Doch du Trincker der allergrößt
Und aus viel ursachen der böst (böseſt);
Doch weil ewer Vater nit hat gwolt,
Daß man ewer ein enterben solt,
Weil jr seyt sein natürlich Erben,
Begert er ewer kein zu verderben,
Hat den Artickel hineingelegt,
Daß jr all drey würd abgeschreckt
Von Hurweiß, Trunckenheit und Spiel.
Darauff ich nun beschliessen wil:
Nemlich du Buler solt dich schemen
Der Hurweiß, thu dir selber nemen
Einen Gemahel zu der Eh,
Die hab denn lieb und keine meh.
Und du Spieler, laß von deim Spiel,
Oder halt darinn maß und zil,
Mit Biderleuten geht es hin,
Doch ohn großen Verlust und gwin.
Und du Trincker unbesunnen,
Trinck fürbaß aus eim Wasserbrunnen,
Oder trinck Wein zimlich und meßig,
Der ist dir auch von mir zuleßig,
Und wo jr volget meiner Lehr,
Werd jr erlangen Gut und Ehr.
Nembt ewers Vatters Hab und Gut,
In drey gleich theil außbeuten (austeilen) thut,
Daß ewer jedem werd ein theyl,
Darzu wünsch ich euch glück und heyl.

Hiebey mercket jr ehrbarn Alten,
Daß jr solt ewere Kinder halten
Unter der Ruthen, die mit schmerzen
Deß Kinds thorheit treib auß dem hertzen,
Auff daß nit wüstling darauß werden,
Die nach ewerem tod auff Erden
Ewer Gut verspiln und versauffen,
Verbulen und zum Thor auslauffen,
Sonder aufzieht sie in der Jugend
Auff Gottesforcht, sitten und tugent,
Biegt sie, weil sie zu biegen sind,
Weil auß eim wolgezogen Kind
Wird auch ein fromm redlicher Mann,
Der solcher Laster ist müssig gan,
Das Leib, ehr, gut sich mehr und wachs,
Wünscht euch von Nürnberg H. Sachs."

In einem andern kurzweiligen und lustigen Fastnachtsspiele aus demselben Jahre „die holen Krapffen" führt er einen Bauer vor, der bei einem Bürger für sieben Groschen Fastnacht halten will, aber abgewiesen wird, da ein Edelmann den Bürger zur Fastnacht beehrt und zu solch vornehmer Gesellschaft ein Bauer sich nicht schicke. Darüber erhebt sich zwischen Bauer, Bürger und Edelmann ein Streit über die Vorzüge ihres Standes. Der Bauer muß dabei viel leiden wegen der ungeschliffenen Art der Bauern, teilt aber auch tüchtige Hiebe den andern aus, so daß ihn schließlich der Edelmann selber zur Fastnachtsfeier einladet.

Charakteristisch für die Zeitumstände sind auch zwei Gedichte desselben Jahres „Vom Teufel, dem die Höll will zu eng werden," und „das Höllbad." Das erste lautet:

„Einsmals in einer Samstag Nacht
Ging durch den Wald ich unbedacht
Nach Geld hin gern der Neuenstadt.
Fast um der ersten Hanenkrat (Hahnschrei)
Sah ich im Holz gegen mir glimmern
Feurig wie Wolfes Augen schimmern.
Mir graust, ich thet das Kreuz für mich,
Indem kam auff mich urplötzlich

Ein rabenschwarzer langer Mann
An einer Wegscheid und redt mich an
Und fragt, ob ich von Nürnberg wär.
Ich sagt: Ich geh heint (heute Nacht) davon her.
Er fragt, ob ich ihm weisen künnt,
Wo er die besten Werckleut find
Von Steinmetzen uud Zimmerleuten.
Ich sprach: Die will ich euch wol deuten;
Doch daß er mir vor sagen solt,
Wozu er sie doch brauchen wolt.
Er sagt, daß er der Teuffel wär.
Da lief der Angstschweiß mir daher,
Wolt mir die Stirn und Brust bekreuzen.
Er sprach: Laß dir vor mir nit scheuzen (scheuen),
Weil ich auff traun (Wahrheit) dir nichts will thun,
Will eben dir auzeigen nun,
Daß mir die Hölle wird zu eng,
Weil die Seeln mit groß Gedräng
Gen Hölle fahrn aus allen Ländern
Von obern und von niedern Ständern,
Von reich und armen, Mann und Frauen,
Darumb so muß ich lassen bauen
Die Höll weiter um etlich Meilen,
Darumb muß ich so laufn und eilen
Um Werckleut, weil's thet nie so not.
  Da dacht ich mir: O lieber Gott,
Sei du Mittler zwischen uns beden,
Auff daß ich ihn möcht überreden,
Daß er ablaß von diesem Bau.
Ich fasst ein Herz und sprach: So schau,
Die Höll ward zu Ulissis Zeit
Gleich einem ganzen Lande weit,
Doch wenig heidnisch Seelen drinnen,
Wie möcht die Höll dir jetzt entrinnen,
Da wir schier alle Christen sein
Und unser fahrn noch wenger drein.
Der Teufel sprach: Ihr seyd entwicht (abgefallen),
Halt ewres Glaubens Stücke nicht
Weder geistlich noch weltlich Stand.
Durch alle Reiche, alle Land
Steckt ihr Christen ganz voller Sünd.
Fragt, ob ichs anders sagen künnt?

Ja, sagt ich, du thust uns unrecht,
Weil jetzt das ganz christlich Geschlecht
Ist wiederum zu Gott bekehrt,
Weil man also predigt und lehrt
Und das Volk zu der Buß vermahnt.
Erstlich schau er den geistlich Stand,
Wie Papst, Kartinäl und Bischof
Jetzt so demütig halten Hof,
Als ob sie recht Apostel wären,
Hochmuts und Prachts sie gar entbehren,
Sie führen weder Krieg noch Reiß (Reisige),
Von Gold sammeln auch keiner weiß,
Bei ihnen ist kein Simonei (Kauf geistlicher Ämter),
Kein Irrtum und kein Ketzerei,
Und wo sie einen Ketzer finden,
Mit heilger Schrifft sie überwinden,
Tag und Nacht sie fleißig studiern,
Gottes Werck treulich prädiziern (predigen),
Halten streng auff Gottes Gebot,
Leiden auch in Geduld den Tod
Des Glaubens willen, und der Armen
Thun sie sich mildiglich erbarmen;
Kein Weibsbild sie auch nit berühren,
Thun gar ein englisch Leben führen.
Dergleich die Glehrten, Mönch und Pfaffen
Hilten sich geistlich und rechtschaffen,
Ein jeglicher hat nur eine Pfründ,
Auffsetz (Auflagen) und Drang verschwunden sind,
Bei ihn ist kein Verführung mehr,
Sie suchen einzig Gottes Ehr;
All Gleisnerei ist abgelegt,
Kein Spaltung mehr bei ihn' sich regt,
Keiner mehr auf den andern sticht,
Wenn er seine Meinung scharf verficht;
Einmütig eines Sinnes sind,
Kein Rott noch Sekte man mehr findt,
Ehr, Wollust, Reichtum sie verachten
Und nach dem Himmel einzig trachten.
In Summa sinds durch gut Exempel
Dem Laien ein heiliger Tempel,
Darumb laß ab von deinem Bauen.
Thu auf den weltlich Stand auch schauen,

Erstlich König, Fürsten und Herrn
In Christenbanden weit und fern,
Die all zum Frieden sind geeignet,
Tyrannisch keiner sich erzeiget,
Witwen und Waisen sie beschützen,
Das Schwert der Gerechtigkeit sie nützen,
Strafen das Übel in dem Land,
Durch Auffsetz beschweren sie niemand,
Ein End hat alle Schinderei,
Praktik (Unredlichkeit in Rechtssachen) und all Finanzerei
(Übervorteilung),
Sie sind der Armen Trost und Schild,
Thun keinen Schaden mit dem Wild,
Die Landstraßen haltens fein sauber,
Man findt mehr kein Straßenrauber,
Niemand darf jetzund nehmen Geleit,
Treulich halten sie Brief und Eid
Ihren Bundgenossen und Reichsstädten,
Was sie vor Jahren gar nit thäten;
Bei Hof leidens kein Schmeichler mehr,
Die Ehrenholden haltens in Ehr;
Dergleichen Ritter, Grafen und Adel
Ist jetzund ohn Mangel und Tadel,
Daß sie gar wenig gen Hölle fahren,
Deß magst dein Bauen wohl ersparen.
Hör, wie fromm man in Städten sey:
All burgerliche Polizey
Sind all auff gemeinen Nutz gericht,
Den Eigennutz man spüret nicht;
Die Münz man auff das beste schlägt,
Niemand sie brichet oder schwächt,
Niemand auch Wechsel damit treibt,
In einem Werth sie täglich bleibt.
Schlicht geht es zu auch am Gericht,
Kein falschen Eid man schwöret nicht,
Man braucht auch weder Ränk noch Kunst,
Ohn Neid und Furcht, ohn Haß und Gunst
Schaut man allein auff die Wahrheit
Und urteilt nach Gerechtigkeit.
Man findt auch keinen Wuchrer mehr,
Man leiht allein durch Gottes Ehr;
Kein Waare fälscht der Kaufmann nicht,

Giebt recht Maß, Ellen und Gewicht;
Wer Bürge wird bei Leihn und Borgen,
Darf um die Zahlung gar nit sorgen,
Jedermann hält Glauben und Trauen,
Drumb darfst die Höll nit größer bauen.
Gar wohl sich hält der Handwerksmann,
Keiner feindt mehr den andern an,
Sucht ihm kein Kunden abzusetzen,
Das Gsind einander nit verhetzen,
Kein böse Arbeit sie mehr machen,
Arbeiten treulich in allen Sachen.
Trutz dem, der auch die Bauern schild,
Sie geben Zehnten, Steuer und Güld
Willig, gehorsam allesander
Und neiden nimmer sich einander,
Was da wächst, gebens treulich hin
Ohn Aufschlag mit einfältgem Sinn,
Der Oberkeit sind sie ganz hold,
Sag, wer gen Höll denn fahren sollt?
Dergleich ist's in der Eh auch gut,
Kein Hader, Zank sich zeigen thut,
Ein jedes Weib ist ihrem Mann
Willig, ghorsam und unterthan,
Die Kinder wol aufzogen wern
Und folgen ihren Eltern gern.
Die Jungfrauen sind still und züchtig;
Dergleich sind jetzt all jung Gesellen
Bescheiden, nur nach Ehren stellen;
Die Nachbarn sind ohn Neid und Haß,
Sag, wann ist es gestanden baß?
Auch thut man nimmer sich zusaufen,
Abthan sind Tänz und Kirchtaglaufen,
Aus Hoffart kleidt sich auch niemand,
Sonder jedes nach seinem Stand;
Zu Nacht ists auf der Gassen still,
Kein Fluch mehr hört man ob dem Spiel,
Kein Unwillen, Zorn, noch Totschlagen
Über das alles darf ich sagen
In Summa, daß arm und reich
Alls ist in Gottes Liebe gleich
Und thut ein jedes, als es wolt,
Daß es ihm selbst geschehen solt;

Sind fromme Christen all ohn Schein,
Von Sünd und Laster gänzlich rein,
Und alle auff gen Himmel fahren.
Drumb magst dein Unkost wol ersparen,
Behalt die Höll für Heiden und Türken,
Die nit Buß ihrer Sünden wirken,
Für die ist weit genug die Höll,
Darumb dein Bauen nur abstell,
Das beut ich dir in Christi Namen.
Da wurd der Teuffel sehr grißgramen
Und blickt mich grimmiglichen an,
Sprach zu mir: Du verlogner Mann,
Du hast kein wahres Wort geredt,
Tückisch er nach mir greifen thät.
Ich sprach: Du hast mir geben Gleit,
Trutz halt, daß du mir thust kein Leid!
Die Ding ich wohl beweisen kann.
Er sprach: So bring zehn frommer Mann
Bis Pfingsttag Nacht auf die Wegscheid;
Können sie zeugen auf ihrn Eid,
Daß, was du sagest, Wahrheit sey,
So sey quitt, ledig, los und frey,
Und ich mein Bau will fallen lassen;
Zeugen sie aber nit dermaßen,
So will ich dich mit mir hinführen.
Den schwarzen Mann mußt ich anrühren,
Zu thun ein solchen schweren Stand.
Im Augenblick der Geist verschwand,
Ließ mich allein erschrocken stehn.
Mein Haar zu Berg mir wollten gehn,
Bis ich kam wieder zu den Leuten,
Den ich mein Handel thet bedeuten.
Doch wo ich suchte Hülf und Rat
Und ehrbar Leut zu Zeugen bat,
Sprachens, ich hätt geredt nit wahr.
Also bin ich wol zehen Jahr
Seitdem umbgangen mit den Dingen
Und kunnt kein Zeugen nie aufbringen,
Sie sagen all, ich hätt gelogen
Und die Wahrheit zu hart gebogen.
Weils nun so weiter fortgehen mag,
So hab ich auf den jüngsten Tag

Umb solches Zeugniß appelliert,
Da denn die ganze Menschheit wird
Kommen fürs letzte streng Gericht;
Da bin ich guter Zuversicht:
Wir Christen werden allgemein
Von allen Sünden frumm und rein
Erscheinen, aber nur aus Gnad
Christi, der durch der Taufe Bad
Uns eingeleibt hat seinen Tod
Und uns versöhnet auch mit Gott,
Die Sünd und Hölle überwunden,
Den Satan gfangen und gebunden,
Erlöst uns alles Ungemachs,
Wer glaubt wird selig, spricht H. Sachs."

Hans Sachs war sich bewußt, daß er in diesem Gedichte dem Teufel die Zustände der Zeit zu günstig geschildert habe. Darum erzählt er in dem Gedichte „das Höllbad", wie er in einer Nacht mit großem Schrecken an das dem Teufel gegebene Versprechen, zehn fromme Männer als Zeugen für die Wahrheit seiner Schilderung zu bringen, sich erinnert habe. Es erschien ihm der schwarze Mann im Traume, hieß ihn, sich zu erheben und mit ihm in die Hölle zu kommen, damit er sich selber überzeuge, daß sie zu eng sei. Er giebt dann in dem Gedichte eine sehr ausführliche Beschreibung der Hölle, indem er die verschiedenen Abteilungen nach den mannigfachen Sünden schildert. Er folgt dabei wahrscheinlich dem Vorbilde des großen Dichters Dante, ist aber doch in vielen Sachen selbständig.

Nach zweiundzwanzigjähriger Erfahrung in der Ehe schildert er 1541 „das bitter süß ehlich Leben" in schalkhaft treuherziger Weise, und lassen die zahlreichen Gegensätze (vergl. S. 17), die er in demselben aufstellt, seinen erfindungsreichen Kopf und seine bewunderswerte Beherrschung der Sprache sichtlich erkennen. Er war in dieser Zeit ein recht wohlhabender Mann; denn außer seinem Wohnhause hatte er noch einige Grundstücke, die er verkaufte und dafür 1542 ein Haus in der Spitalgasse um 610 Gulden erwarb.

In diesem Hause hat er von da an bis an sein Lebensende gewohnt. Er war so wohlhabend geworden durch seiner Hände Fleiß und weise Sparsamkeit. Darum hat er so prächtig in dem Gedichte „von dem verlornen redenden Gulden“ von dem verschiedenen Gebrauche des Geldes erzählt; er selber gebrauchte es wie der fromme Mann, von dem der Gulden sagt:

„Er braucht sein Geld zu nutz und noth,
Zu ehr und freud und danket Gott,
Wie glücklich's ging, und was er gewann,
So hengt er doch sein Hertz nit dran,
Hett uns wie andern Hausrat lieb.“

Es kamen ihm allerdings, wie das Gedicht „der Tod zuckt das Stüllein“ sagt, Gedanken, wie:

„Daß ich eine zeitlang rhu möcht haben
Vor meinem endt frey und sorgloß,
Daß ich mir selbst möcht leben bloß,
Frey aller gscheft, müh und arbeit.“

Allein als er im Traum einen Reichen in seiner Herrlichkeit geschaut hat, dem der Tod den Stuhl im Schlafe wegzieht, daß er das Genick bricht, da merkt er, daß man auf Erden nicht völlige Ruhe haben kann, sondern im Glauben die ewige himmlische Ruhe suchen muß. Sonst scheinen in dieser Zeit besonders die Angelegenheiten des deutschen Reiches und die Welthändel sein Gemüt beschäftigt zu haben, so daß er nicht bloß Gedichte wie 1541 „Karls V. Einreiten zu Nürnberg“ und „Ein tyrannische that des Türcken“ mit Mahnungen an die Fürsten ausschmückt, sondern auch in ganzen Gedichten den Zustand des Reiches behandelt. Sie machen, obgleich einige derselben als Dichterwerke wenig bedeutend sind, seinem patriotischen Herzen alle Ehre. So ruft er 1541 den deutschen Fürsten zu:

„ — Wacht auff, jr deutschen Fürsten,
Lasst euch nach trew und ehren dürsten
Und streyt mit ritterlicher handt
Für ewer eygen vatterlandt;

Einmütigklich halt ob einander,
Eh euch der Tyran (der Türke) nach einander
Durch seinen gewalt thu außreuten
Und euch vertreib von landt und leuten,
All ewer armes volck verderb,
Das gantze Teutschlandt einnehm und erb." —

Die Zwietracht in Deutschland, wo man Reichstag auf Reichstag hielt und doch nicht zur Einigkeit kommen konnte, bewegte sein Herz mit schweren Sorgen, die er 1544 in dem Gedicht „Ein artlich Gespräch der Götter, die Zwietracht des römischen Reichs betreffend," ausspricht. Im Traum wird er vom Genius in die Götterversammlung geführt, wo er anhört, wie Jupiter die Götter wegen der Zwietracht im Reich um ihre Meinung befragt. Mars meint, nur das Schwert könne entscheiden, dem widerspricht aber Jupiter und fragt Juno, ob nicht durch Verheiratungen (Gemahelschaften) die Einigkeit wieder hergestellt werden könne. Sie erwidert, sie habe es schon durch eine Gemahelschaft mit der Lilie (die Verheiratung Franz I. von Frankreich mit Karls V. Schwester) versucht, aber die Lilie halte niemals Glauben. Endlich meint Minerva, wenn man „Rempublicam," den „gemeinen Nutz", wieder emporbringen könne, so würde aller Not geholfen. Wo aber ist, fragt Jupiter, der gemeine Nutz zu finden? Er ist, wie Merkur berichtet, aus Deutschland, selbst aus den Reichsstädten, die ihn früher so hoch und wert hielten, geschwunden, er hat ihn in der Einöde ganz nackt, krank und zum Tode verwundet gefunden, er hat ihn aber, aus Furcht, er werde unterwegs sterben, nicht zurückbringen können. Da weiß Jupiter Rat. Er befiehlt, den Äskulap, den Gott aller Arzenei, auf die Erde zur Heilung des gemeinen Nutzes mit Kräutern, Pflastern und Nektar abzusenden, damit der Wiedergenesene auf Erden alles reformiere, so daß der Adler wieder frei sein Gefieder erheben könne,

„den Trachen zu vertilgen
Samt der vergiften Lilgen."

Die Heilung hat aber der Dichter nicht mehr im Gesichte geschaut, denn ein krähender Hahn weckt ihn auf.

„Drob" — sagt er — „trauert mein Gemüt,
Hoff, Gott werd durch sein Güt
Selbst all Zwietracht abfinden
Und durch sein Wort verbinden
Im Reich all Städt und Fürsten,
Daß sie nach Frieden dürsten,
Auff daß in hohem Ruhm
Das römsche Kaiserthum
Sich wieder mehr und wachs
Durch gemein Nutz, wünscht H. Sachs."

Ebenso mahnt er als guter Christ und Deutscher im Anschluß an das Gedicht von dem herrlichen Siege des Königs Josaphat über die Ammoniter und Moabiter (2. Chron. 20):

„Merck, du christliche Obrigkeit,
Thu auch also zu dieser Zeit:
Wirft wider dich auff sein Streitfahnen
Der Türck oder ander Tyranen,
So versammle mit Fleiß dein Heer,
Proviant, Büchsen, Harnisch, Wehr;
Jedoch verlaß dich nicht darauff,
Wie groß und starck auch sey dein Hauff,
Sondern ruff herzlich auff zu Gott,
Daß er dir helf in dieser Not,
Den laß Hauptmann seyn in dem Krieg,
Weil er allein auch giebt den Sieg
Allen denen, so herzlich auf ihn schauen,
Seinem Wort glauben und vertrauen.
Er kann auch stürzen die Tyranen,
Zu schanden machen ihr Streitfahnen
Durch Mittel, Weg, Weis', Maß und Rat,
Darauff kein Mensch gesonnen hat;
Denn all Ding steht in seiner Hand,
Auff daß auff Erd durch alle Land
Seyn göttlich Ehre auferwachs
Bei allen Menschen, wünscht Hans Sachs."

Allein in Deutschland regierte die Selbstsucht und der Eigennutz, „keiner sah nach dem andern um, als wären sie alle toll und dumm."

„Kaiser, König, Richter, Scherge,
Graf und Vogt, Amtmann und Ferge,
Bürger, Bauer und Handwerksmann,
Bettler, Spieler, Landsknecht voran,
Der Dieb, Böswicht, Spitzbub und Schlenker,
Der Mörder, Räuber, Brenner und Henker,
Papst, Bischof, Mönch, Pfaff und Nonn,
Mutter, Tochter, Vater und Sohn,
Schnur, Schwieger, Schwäher und Freund,
Weib, Mann, Nachbar, Fremdling und Feind,
Der Arm, Reich, Vormund und das Kind,
Wirth, Gast, Herr, Knecht, Magd und Gesind,
Denn jedes sucht sein eigen Nutz,
Daraus entspringet nicht viel Guts.
Welcher den andern übermag,
Den schiebt er gänzlich in den Sack.“

Dazu kam für Hans Sachs und das evangelische Deutschland ein schwerer Verlust. Am 18. Februar 1546 starb zu Eisleben Dr. Martin Luther. Hans Sachs, der den Gottesstreiter einst als Jüngling jubelnd begrüßt hatte, betrauerte tief dessen Scheiden, das er geahnt hatte, zugleich aber flocht er ihm in dem Gedichte: „Ein Epitaphium oder klagred ob der Leich Doctor Martini Lutheri,“ einen Ehrenkranz, der wie Leben duftet. Er singt:

„Als man zählt fünfzehn hundert Jar
Und sechs und viertzig, gleich als war
Der sibenzehend im Hornung,
Schwermütigkeit mein Hertz durchdrung,
Und west doch selb nicht, was mir was,
Gleich trawrig anff mir selber saß,
Legt mich in den Gedanken tieff
Und gleich in unmuth groß entschlieff;
Mich daucht (däuchte), ich wer (wär) in einem Tempel,
Erbawt nach Sechsischem Exempel,
Der war mit kertzen hell beleucht,
Mit edlem Reuchwerck wol durchreucht,
Mitten da stund bedecket gar
Mit schwartzem Tuch ein Todtenpar (Totenbahre),
Ob diser Par da hing ein Schild,
Darinnen ein Rosen war gebild,

Mitten darburch so gieng ein Creutz*).
Ich dacht mir, ach Gott, was bedeuts,
Erseufftzet darob trawrigkleich,
Gedacht, wie wenn die Todten Leich
Doctor Martinus Luther wer.
Indem tratt auß dem Chor daher
Ein Weib in schneeweissem Gewand,
Theologia hoch genandt,
Sie stund hin zu der Todtenpar
Sie wand ihr Händ und raufft ihr Har,
Gar kläglich mit wainen (Weinen) durchbrach,
Mit seufftzen sie anfieng und sprach:
Ach, daß es müß erbarmen Gott,
Liegst du den (denn) jetzt hier und bist todt,
O du trewer und küner Heldt,
Von Gott dem Herren selb erwelt,
Für mich so Ritterlich zu kempffen,
Mit Gottes Wort mein Feind zu dempffen,
Mit disputirn, schreibn und predigen,
Darmit du mich denn thetst erledigen
Aus großer trübsal und gezwengknuß
Meiner Babylonischen gfengknuß,
Darinn ich lag so lange Zeit
Biß schier in die vergessenheit
Von mein Feinden in hertzenleyd,
Von den mir mein schneeweißes kleyd
Vermayligt (beflecket) wurd, schwartz und besudelt,
Zerrissen und scheutzlich zerhudelt,
Die mich auch hin und wieder zogen,
Zerkrüppelten, krümbten und bogen.
Ich wurde geradprecht, zwickt und zwagt,
Verwundt, gemartert und geplagt
Durch ihr Gottlose Menschen Lehr,
Das man mich kaum kund kennen mehr,
Ich galt endlich gar nichts bei ihn,
Biß ich durch dich erledigt bin,
Du thewer Held, aus Gottes gnaden,
Da du mich waschen thetst und baden
Und mir wider reinigst mein wath (Kleid)
Von ihren lügen und unflat,

*) Doctor Luthers Siegel.

Mich thetst du auch heylen und salben,
Das ich gesund steh allenthalben,
Gantz hell und rein, wie im anfang;
Darinn hast dich bemühet lang,
Mit schwerer Arbeit hart geplagt,
Dein Leben offt darob gewagt,
Weil Bapst, Bischof, König und Fürsten
Gar sehr nach deinem Blut was dürsten,
Dir hinderdückisch nachgestellt;
Doch bist du als ein Gottes Held
Bliben warhafft, treu und bestendig,
Durch kein gefahr worden abwendig
Von wegen Gottes und auch mein.
Wer wirdt nun mein verfechter sein,
Weil du genommen hast dein end,
Wie wirdt ich werden so elend,
Verlassen in der Feinde mitt.
Ich sprach zu ihr: O fürcht dir nit,
Du heylige, sey wolgemut,
Gott hat dich selbst in seiner hut,
Der dir hat überflüssig geben
Vil treflich Männer, so noch leben,
Die werden dich handhaben fein
Sampt der gantz Christlichen Gemein,
Der du bist worden klar bekandt
Schier durchaus in gantz Deutschen land,
Die all werden dich nit verlassen,
Dich rein behalten aller massen
Ohn Menschen lehr, wie du jetzt bist,
Darwider hilfft kein gwalt noch list,
Dich sollen die Pforten der Hellen
Nicht überweltigen noch fellen,
Darumb so laß dein trawern sein,
Das Doctor Martinus allein
Als ein überwinder und siger,
Ein recht Apostolischer Krieger,
Der seinen Kampff hie hat vollbracht
Und brochen deiner Feinde macht
Und jetzt aus aller angst und noth
Durch den mild barmhertzigen Gott
Gefordert zu ewiger rhu,
Da helff uns Christus allen zu,

Da ewig frewd uns aufferwachs
Nach dem Elend, das wünscht Hans Sachs.

Der Dichter hatte recht getröstet. Der Baum des evangelischen Glaubens wuchs weiter; Luthers Tod verursachte keine Störung in dem Fortgange der evangelischen Kirche; das Evangelium bahnte sich ferner seinen Weg; der Dichter erlebte es noch, daß der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfriede geschlossen wurde, und man merkt ihm die Freude über die siegreiche Sache des Evangeliums an, wenn er über Pfaffenehe, Ohrenbeichte, Wallfahrten und Heiligenverehrung Geschichten erzählt und darüber Betrachtungen anstellt, und wenn er in Schwänken frühere Betrügereien mit Reliquien (Geschichte von der Feder aus dem Flügel des Engels Gabriel, welche dieser bei der Verkündigung Mariä verlor 2c.), die Armut der Mönche oder die Ohnmacht des Bannes schildert.

Siebentes Kapitel.

Hans Sachs als dramatischer Dichter. Sein Lebensabend.

Hans Sachs hatte zwar schon in früherer Zeit, wie wir gesehen haben, auch Schauspiele gedichtet, hatte aber dann von 1536 an längere Zeit damit gefeiert, bis er am 15. April 1546 das Schauspiel: „Die geduldige und gehorsame Markgräfin Griselda,“ vollendete und nun fast in jedem Jahre neben anderen Gedichten ein oder mehrere Schauspiele verfaßte. Die Jahre 1550 bis 1558 waren für diese seine dramatische Thätigkeit die fruchtbarsten. Die Stoffe zu seinen Schauspielen — er schrieb Tragödien, Komödien, Fastnachtsspiele und Schwänke — entnahm er dem alten und neuen Testament, den griechischen und römischen Klassikern, den italienischen Novellisten, der neueren Litteratur und aus dem Volksleben, und er hat damit große Erfolge erzielt. Doch heben wir meist im Anschlusse an die Zeitfolge zunächst einiges

Wichtige aus der Thätigkeit und dem Leben des Dichters hervor.

Der Inhalt des Stückes Griseldis, welche, die Tochter eines armen Hirten, von dem Markgrafen Walther zu Salutz zur Gemahlin erhoben, dann von ihm schwer geprüft und endlich, als sie in Gehorsam, Geduld und Treue bewährt erfunden ist, von ihm wieder als Gemahlin angenommen und vor allem Volk „als Kron ob allen edlen Weiben" gerühmt wird, ist aus dem Boccaccio entnommen und aus den alten Volksbüchern bekannt. Hans Sachs bietet es, da man von Griselda im ganzen Lande sagt:

„Durch Tugendt ist sie viel edler worn,
Als wenn sie edel wär geborn,"

Gelegenheit, den Eltern die Lehre zu geben, ihre Töchter zur Arbeitsamkeit, Häuslichkeit und Tugend zu erziehen, die Frauen zum Gehorsam, zur Demut und Geduld gegen die Männer zu ermahnen und den Männern Liebe zu ihren Ehefrauen zu empfehlen, damit zwischen Mann und Weib Friede, Liebe und Treue bestehe; denn sonst ist, wie der Dichter in einem „Gespräch, der Liebe art und Eigenschaft, auß der Biltnuß Cupidinis" (aus dem Bilde Cupidos, des Gottes der Liebe) 1547 sagt, die Liebe allzeit unstät und

„verkert sich allzeit
Aus Freud in hertzenleid,
Das sehnen und das meiden
Bringt innigklich hertzleiden."

In demselben Jahre 1547 behandelte er auch das Buch Hiob dramatisch, und 1548 dichtete er wieder ein biblisches Schauspiel, „das Trauerspiel von der Schöpfung, Fall und Austreibung Adams aus dem Paradies." Es treten in demselben neben den Menschen und Gott, dem Herrn, auch die guten und bösen Engel auf, und auch die Schlange, „auf ihren Füßen stehend", spielt eine Rolle. Der Inhalt ist aus der heiligen Schrift bekannt, gewinnt aber durch die naive Auffassung und Darstellung neues

Interesse. Das Lob Gottes im Gespräch der guten Engel, die Art, wie Gott Adam die Herrlichkeit der Schöpfung zeigt und ihn belehrend zum Herrn der Erde einsetzt, der Spaziergang Adams mit Eva, das Gespräch der Teufel und ihr Anschlag, die Menschen zu verderben, die Unterredung der Schlange mit Eva u. s. w., das alles ist recht dramatisch, wenn auch einfach gehalten, und zum Schlusse entläßt uns das Trauerspiel doch mit dem tröstlichen Hinweis auf Christum,

„Welcher Frau Eva und Adam
Samt ganzem menschlichen Geschlecht
Wiederum hat gebracht zurecht."

Sonst erwähnen wir nur noch aus demselben Jahre die Übersetzung der Menächmen, eines Lustspiels des römischen Dichters Plautus, und das Gedicht „Das Herz eine Mühle," nach dem das menschliche Herz einer Mahlmühle gleich Böses und Gutes mahlt und sich in einem fort nach der Schüttung, die man ihm giebt, ändert. Der Böse schüttet Böses auf, der Gute Gutes. Darum soll die Vernunft Müller sein und Tugend aufschütten, damit ein ehrlich Leben herauskomme.

Auch 1549 zeigt eine bemerkenswerte Komödie: „Die Königin von Frankreich mit dem falschen Marschalk", eine Art Genovevageschichte.

Besonders erhöht sich aber Hans Sachsens dramatische Thätigkeit mit dem Jahre 1550, und in den Jahren von 1550 bis 1559 schrieb er allein weit über die Hälfte aller seiner dramatischen Dichtungen, nämlich 142. Erklärt wird diese vermehrte Thätigkeit dadurch, daß in diesen Jahren die theatralischen Aufführungen mehr in Schwung kamen und sich die Handwerker mehr und mehr daran beteiligten, so daß Hans Sachs geradezu eigentlicher Theaterunternehmer wurde. Die Aufführungen der geistlichen Stücke fanden zuerst in der Marthakirche, später in dem zur Katharinenkirche gehörigen Dominikanerkloster statt; die weltlichen Stücke wurden in Gasthöfen aufgeführt, so daß als solche Schauplätze der goldene

Stern, der goldene Schwan und besonders der Heilsbronner Hof genannt werden. Die Zeit der Aufführungen war die Zeit zwischen Neujahr und Ostern.

Aus dem Jahr 1550 ist zu nennen das Fastnachtsspiel: „Frau Wahrheit will niemand herbergen.“ Ein Bauer und eine Bäuerin nehmen die überall vertriebene Frau Wahrheit auf, jagen sie aber fort, als sie dem Bauer, der oft Heucheln und Lügen erdenken muß, und der Bäuerin, die den Zinsherrn und die Käufer belügt und betrügt, die Wahrheit sagt. Darum klagt die Wahrheit:

„Daß niemand mich erleiden mag,
Wiewohl gar viel sich rühmen mein,
Als wolltens all mein Diener sein.“

Ein anderer lustiger Schwank aus demselben Jahre ist: „Der fahrend Schüler im Paradeis,“ dessen Stoff Sachs aus Paulis Schwanksammlung „Schimpf und Ernst“ entnahm und meisterhaft gestaltete. Wir geben das Stück hier ganz. Die Personen sind der fahrende Schüler, der Bauer, die Bäuerin.

Die Bäuerin (tritt ein): „Ach wie muß seufzen ich vor Leid,
Wenn ich gedenk vergangner Zeit,
Da noch lebte mein erster Mann,
Den ich je länger lieb gewann,
Wie er auch mich liebt wiederum,
Weil er war redlich, schlicht und frumb.
Mit ihm ist all mein Freud gestorben,
Wiewol ein andrer mich erworben.
Der ist dem ersten gar ungleich,
Er ist kargk und will werden reich.
Er kratzt und spart zusam das Gut,
Hab bey ihm weder Freud noch Mut.
Gott gnad noch meinem Mann dem alten,
Der mich viel freundlicher thet halten;
Könnt ich ihm etwas Guts noch thun,
Ich wollt nit säumen und nit ruhn.

Der fahrend Schüler (tritt ein): Ach liebe Frau, ich kumm herein,
Bitt, laß mich dir befohlen sein
Mit deiner lieben Hand und Gab,
Weil ich gar viel der Künste hab,

Die ich in Büchern hab gelesen;
Bin auch im Venusberg gewesen,
Wo ich sah Liebesnot gar vieler.
Wiß, daß ich bin ein fahrend Schüler
Und fahr im Lande her und hin,
Erst von Paris ich kummen bin
Jetzund etwa vor dreien Tagen.

Die Bäuerin: Ei, lieber Herr, was hör ich sagen!
Ihr waret jetzt im Paradies*)?
Da muß ich gleich euch fragen dies:
Habt ihr mein Mann nicht gesehen dort,
Der mir gestorben hier am Ort
Doch fast vor einem gantzen Jahr?
Weil er frumm und einfältig war,
Hoff ich, er sey dorthin gefahren.

Der fahrend Schüler: Der Seelen viel darinnen waren;
Drum sagt mir, was hat euer Mann
Zuletzt gehabt für Kleider an,
Ob ich daran ihn möcht erkennen.

Die Bäuerin: Wol kann ich die gar bald euch nennen.
Er hatte auff ein blawen Hut,
Ein Leibach (Bettuch) um, das nit sehr gut,
Womit er kam zur Ruhestätt;
Kein ander Kleidung er sunst hätt,
Wenn ich die Wahrheit sagen soll.

Der fahrend Schüler: O liebe Frau, den kenn ich wol,
Er geht herum ohn Hosen und Schuh
Und hat auch nit ein Hemd dazu.
So wie man ihn gelegt zu Grab,
Ist er ohn Kleider und ohn Hab
Und thut das Leibach um sich hüllen.
Wenn andre prassen und sich füllen,
So hat er gar kein Pfennig nicht,
Den andern sehnlich er zusicht,
Muß kläglich von Almosen leben,
Was ihm die andern Seelen geben;
So elend thut er dort umgahn.

Die Bäuerin: Ach, bist so elend dort mein Mann,
Hast nit ein Pfennig für ein Bad,
Nun ist mir's leid und jammerschad,
Daß du sollst solche Armut leiden.

*) Die Frau verwechselt Paris mit Paradies.

Ach lieber Herr, thut mich bescheiden:
Geht ihr wieder ins Paradeis?
Der fahrend Schüler: Geh morgen wieder auff die Reis'
Und kum hinein in vierzehn Tagen.
Die Bäuerin: Ach, wollt ihr etwas mit euch tragen
Ins Paradeis und zu ihm gehn?
Der fahrend Schüler: Ja, Frau, das soll gar gern geschehn,
Doch was ihr thun wolt, thut in Eil.
Die Bäuerin: Mein Herr, verzicht ein kleine Weil,
Bis ich zusam bracht Kleid und Geld. (Sie geht hinaus.
Der fahrend Schüler (zu sich selbst): Des Weibs groß Einfalt mir gefällt
Wenn sie viel Geld und Kleider brächt,
Das käm mir beides eben recht,
Wollt bald mich trollen damit hinaus,
Noch eh der Bauer käm ins Haus.
Er würd mir leicht meine Sach verderben,
Wenn ich den Alten wolt beerben.
Die Bäuerin (kommt wieder mit einem Bündel):
Nun seyd mir, Herr, ein guter Bot
Und nehmet die zwölf Gulden rot,
Die ich vor Zeit gegraben ein
Da draußen in dem Kuhstall mein,
Und nehmet auch das Bündel an
Und bringt das alles meinem Mann,
Wenn ihr ihn trefft im Paradeis.
Darinnen findet er mit Fleiß
Zu einem Rock ein blaues Tuch,
Auch Hosen, Hemd und anders gnug,
Sein Taschen, Stiefel, ein lang Messer,
Sagt ihm, zum nächsten wird's noch besser,
An Geld will ich's nit fehlen lassen.
Nun geht und eilt euch auff der Straßen,
Daß er bald aus der Armut kumm,
Weil er so einfältig und frumm
Und mir der liebste von den zweien.
Der fahrend Schüler (nimmt die Sachen):
O wie sehr werd ich ihn erfreuen,
Daß er mit andern am Feiertag
Etwan zwei Kannen trinken mag,
Auch spieln und ander Kurtzweil treiben.
Die Bäuerin: Mein Herr, wie lang werd ihr ausbleiben,
Daß ihr mir bringt ein Botschafft wieder?

Der fahrend Schüler: O, gar so bald kumm ich nicht wieder,
Weil doch der Weg gar hart und weit.
Die Bäuerin: Ei, da möcht ihm in dieser Zeit
Doch wiederum an Geld gebrechen
Zu baden, spielen und Weinzechen,
Bringt ihm noch die alt Böhmisch Groschen.
Wenn wir nun haben ausgedroschen,
Kann ich bald wieder Geld abstehlen
Und das vor meinem Mann verhehlen,
Daß ich's in den Kuhstall eingrab,
So wie ich dies verborgen hab,
Den Thaler hier zum Lohn nehmt an
Und grüßt mir fleißig meinen Mann.
(Der fahrend Schüler geht ab, die Bäuerin, allein, hebt zu singen an):
Bauern-Meidlin, Bauern-Meidlin,
Laß dir's wohlgefallen.
Der Bauer (kommt herein): Ei, Alte, wie so fröhlich bist,
Sag mir doch, was die Ursach ist?
Die Bäuerin: Ach, lieber Mann, freu dich mit mir,
Groß Freud hab ich zu sagen dir.
Der Bauer: So sprich, was hat sich zugetragen?
Die Bäuerin: Ach soll ich nit von Wunder sagen!
Ein fahrend Schüler, mir zu frummen,
Ist aus dem Paradeis herkummen,
Der hat mein ersten Mann drin gsehen
Und thut gar ernstlich drauff bestehen,
Wie er dort leidet groß Armut,
Nichts hat als seinen blawen Hut
Und das Leibach in jener Welt,
Weder Rock, Hosen oder Geld.
Wohl glaub ich's daß er sonst nichts hab,
Als wie man ihn gelegt ins Grab.
Der Bauer: Woltest nicht was schicken deinem Mann?
Die Bäuerin: O lieber Mann, ich hab's schon than,
Hab gschickt ihm unser blaues Tuch,
Hos', Joppen, Hemd und sonst noch gnug,
Auch für ein Gulden kleines Geld,
Daß er's ihm brächt in jene Welt.
Der Bauer: Ei, Frau, dran hast du recht gethan.
Wo naus ist zogen denn der Mann,
Den du die Ding hast tragen lassen?
Die Bäuerin: Er zog hinaus die untre Straßen,

Es trägt der Mann, gar hoch erfahrn,
An seinem Hals ein gelbes Garn
Und das Bündel auff seinem Rück.

Der Bauer: Ei du bist deines Manns Unglück, —
Du hast ihm z'wenig Geld gegeben,
Darvon kann er nit lange leben.
Geh, heiß mir's Roß satteln beizeiten,
Denn ich will eilends ihm nachreiten
Und will ihm noch zehn Gulden bringen.

Die Bäuerin: Mein Mann, hab Dank mit diesen Dingen,
Daß du meim Alten bist günstig noch!
Will's Gott, werd ich's ersparen doch,
Dir auch nachschicken meine Schätz.

Der Baner: Was braucht's da viel unnütz Geschwätz?
Geh, heiß den Knecht satteln das Roß,
Eh daß der Fremde kombt ans Moos.
(Die Bäuerin geht hinaus.)

Der Bauer (allein, spricht zu sich selber):
Ach Herr Gott, wie hab ich ein Weib,
Die ist an Seel, Vernunfft und Leib
Ein Dildap (Thörin), Stockfisch, halber Narr,
Ihrsgleichen ist nit in der Pfarr,
Läßt so sich überreden leider
Und schickt ihrem Manne Geld uud Kleider,
Der vor eim Jahr gestorben ist,
Jetzt durch des fahrenden Schülers List.
Ich reit ihm nach, kann ich 'n erjagen,
So will ich ihm die Haut voll schlagen,
Ihn niederwerfen auff dem Feld
Und wiedernehmen Kleider und Geld;
Darmit will ich denn heimwärts kehren,
Und mein Weib mit Fäusten lehren.
Ach, ich bin halt mit ihr verdorben,
Ach, daß ich hab um sie geworben,
Das muß mich reuen all mein Tag,
Ich wollt, sie hät Sankt Urbans Plag.

Die Bäuerin (ruft von draußen): Sitz auff, das Roß ist schon bereit,
Fahr hin, und daß dich Gott begleit! (Sie gehen beide ab.)

Der fahrend Schüler (kommt, sein Bündel auf dem Rücken):
Das Glück hat wolgewollt mir heut,
Mir ist geraten ein gute Beut,
Daß ich's den Winter kaum verzehr.

Träf ich so einfältig Frauen mehr,
Die mich schickten ins Paradeis!
's wär Schad, wenn all sonst wären weis'.
Potz Angst, dort seh ich ein'n von weiten
Mir auff 'nem Roß eilend nachreiten.
Ist's nicht der Bauer, so ist's sein Knecht,
Daß er die Sachen wiederbrächt'.
Ich will das Bündel hier verstecken
Ein Weil in dieser Dornenhecken.
Nun kann er ja mit seinem Roß
Nit zu mir reiten hier ins Moos,
Muß vor dem Graben erst absteigen.
Da thut er's schon! Nun will ich schweigen,
Mein gelb Garn unterschieben dann,
Daß er mich nit erkenn daran,
Will lehnen mich an meinen Stab,
als ich auff ein'n zu warten hab.

Der Bauer (ist abgestiegen, kommt gespornt):
Glück zu, mein liebs Männlein, Glück zu!
Hast nit ein'n sehen laufen du,
Hat ein gelbs Stränlein an dem Hals
Und trägt auff seinem Rück nachmals
Ein Bündel, trägt auch einen Stab?

Der fahrend Schüler: Ja, erst ich ein'n gesehen hab,
Der lief quer übers Moos gen Wald,
Er ist wol zu ereilen bald.
Jetzt geht er hinter jenen Stauden
Mit Blasen, Schwitzen und mit Schnauden,
Denn er trägt an dem Bündel schwer.

Der Bauer: Bei meinem Eid, 's ist eben der!
Liebs Männlein, schau nach meinem Roß,
So will zu Fuß ich übers Moos,
Will ihm nacheilen und ihn blewen,
Daß ihn sein Leben muß gerewen,
Er soll es beichten keinem Pfaffen.

Der fahrend Schüler: Hab ohnedies hier noch zu schaffen,
Muß wart'n auff einen in der Nähen
Dieweil will ich zum Roß wol sehen,
Bis daß ihr wieder her thut lenken.

Der Bauer: So will ich euch ein Kreuzer schenken,
Daß ihr mir's Pferd wohl hüten thut.

(Der Bauer geht ab.)

Der fahrend Schüler: Laufft nur, das Pferd behüt ich gut,
Daß ihr kein Schaden findt daran,
Das Roß ist recht mir, lieber Manu.
Wie fröhlich scheint mir heut das Glück
Vollkummen auch in jedem Stück!
Die Frau giebt mir Rock, Hose und Schuh,
So giebt der Mann das Roß dazu,
Daß ich nit darf zu Fuße gahn.
O das ist ein barmhertzig Mann,
Der geht zu Fuß, läßt mir den Gaul,
Als wiß er, daß ich bin stüdfaul.
O daß der Bauer auch solcher Weis'
Bald stürb und führ ins Paradeis,
So wolt ich gwiß von diesen Dingen,
Auch gute Beut davon noch bringen
Doch will ich gleich davon mich machen,
Denn käm der Baur dort zu den Sachen,
So schlüg er mich im Feld darnieder
Und nähm mir Geld und Kleider wieder
Will eilend auff sein Pferd drum sitzen
Und in das Paradeis nein schwitzen,
Ins Wirtshaus, da die Hühner braten,
Den Bauer lassen im Moos rum waten.
(Der fahrend Schüler nimmt sein Bündel und geht ab.)

Die Bäuerin kommt: Ach, wie ist mein Mann lang aus,
Daß er nit wieder kummt nach Haus,
Ich sorg, er hab des Wegs verfehlt
Und meim Alten nit ward das Geld.
Potz Mist, ich hör den Schultheß blasen,
Ich muß gehn, bald mein Säu auslassen.
(Die Bäuerin geht ab.)

Der Bauer kommt, sieht sich um:
Potz Leichnam Angst, wo ist mein Pferd?
Ich bin nit frumm und ehrenwert,
Hat mir's der Schelm nit weggeritten
Wol däucht mich seiner tückscher Sitten;
Hat auch das Geld und Kleider hin!
Der größt Narr ich auff Erden bin,
Daß ich traut diesem Schalck vertrogen.
Schau, dort kummt auch meiu Weib herzogen,
Ich darf ihr wol vom Roß nit sagen,
Ich hab gedroht, sie hart zu schlagen,

Daß sie so einfältig hett eben
Dem Landsbetrüger alles geben,
Und ich gab ihm doch selb das Pferd,
Viel größer Streich wär ich wol wert,
Weil ich mich klüger dünkt von Sinnen.
Muß drum etwan ein Ausred finnen (finden).

Die Bäuerin (kommt): Schau, bist zu Fußen wiederkummen,
Hat er das Geld von dir genummen?

Der Bauer: Er klagte mir, der Weg wär weit;
Auf daß er kumm in kurtzer Zeit
Ins Paradeis zu deinem Mann,
Ich auch das Pferd ihm geben han,
Daß er geritten kumm hinein,
Das Pferd auch bring dem Manne dein.
Mein Weib, hab ich nit recht gethan?

Die Bäuerin: Ei ja, du mein hertzlieber Mann,
Vermerck erst jetzt dein trewes Herz.
Ich sag dir das in keinem Scherz;
Wollt Gott, daß du auch stürbest morgen,
Daß du nur sehest unverborgen (klar),
Wie ich dir auch in gleicher Weis'
Nachschicken wollt ins Paradeis.
Nichts ist, was ich noch übrig hett,
Das ich dir nit zuschicken thet:
Geld, Kleider, Kälber, Gäns und Säu,
Daß du erkennest meine Treu,
Die ich allwegen zu dir trag.

Der Bauer: Mein Weib, nichts von den Dingen sag,
Solch geistlich Ding soll heimlich seyn.

Die Bäuerin: Es weiß schon die gantze Dorffgemeyn.

Der Bauer: Ei, wer hat's ihn gesagt so bald?

Die Bäuerin: Gleich als du wegrittst in den Wald,
Sagt ich's von Anfang bis zu End,
Was ich meim Mann hab hingesendt
Ins Paradeis, gar mit Andacht,
Ich mein, sie haben mein gelacht,
Und sich alle gefreut mit mir.

Der Bauer: Ei, das vergelt der Teuffel dir!
Sie haben all nur dein gespott.
Wie hab ich ein Weib, lieber Gott!
Geh nein und richt ein Milch mir an.

Die Bäuerin: Gleich, kumm hernach, mein lieber Mann. (Bäuerin geht ab).

Der Bauer beschließt: Der Mann kann wol von Unglück sagen,
Der ist mit solchem Weib geschlagen,
Gantz ohn Verstand, Vernunfft und Sinn
Geht als ein dummes Viech dahin,
Von jedem sich betölpeln läßt.
Die muß er halten im Zaum gar fest,
Daß sie nit hinbring all sein Gut,
Doch weil sie hat ein trewen Mut,
Kann er sie dester baß gedulden;
Wol kummt es auch gar oft zu schulden
Dem Mann, daß ihm entschlupft ein Fuß,
So daß er Federn lassen muß
Und Schaden leidet durch Betrug,
Weil er auch nit stets weis' genug.
So zieh man Schad gen Schaden ab,
Damit man Fried im Ehstand hab
Und kein Uneinigkeit aufwachs,
Das wünschet allen uns Hans Sachs."

Ebenso stammt aus dem Jahre 1550 der lustige Schwank: „Die Hasen fangen und braten den Jäger", in welchem er die verkehrte Welt schildert. Er knüpft daran die Lehre: Allzugroße Tyrannei führt Aufruhr herbei. Daneben führen wir noch an, um zu zeigen, welcher eigentümlichen Bilder er sich bedient, das Gedicht: „Das tugendlich leidend Herz." Es ist einer Frau gleich, welcher ein schwerer Ambos aufgelegt ist, auf dem geschmiedet wird; aber auf das Herz taut der Himmel reichlich hernieder.

Dramatisch behandelte er, ähnlich wie 1549 die Königin von Frankreich mit dem falschen Marschalk, so 1551 eine andere Genovevageschichte: „Die unschuldig Kaiserin von Rom." Der Inhalt ist kurz der: Der Kaiser reist in das gelobte Land und läßt die Kaiserin daheim unter Obhut seines Bruders. Dieser Bruder sucht sie aber zur Untreue zu verleiten und klagt sie, da er von ihr zurückgewiesen wird, der Unzucht bei seinem Bruder an. Sie wird verstoßen, wird aber, als ihre Unschuld an den Tag kommt, wieder in ihre Ehre eingesetzt. Auch dem bösen Ankläger wird verziehen.

Gegen diese Stücke sticht durch seinen derben Inhalt sehr

ab das Fastnachtsspiel: „Der fahrend Schüler mit dem Teufelbannen“, giebt aber ein anschauliches und wahres Bild von dem Treiben der fahrenden Schüler und von den sittlichen Zuständen im Anfange des 16. Jahrhunderts.

Aus dem Jahre 1552 erwähnen wir das Fastnachtsspiel: „Der Bauer in dem Fegefeuer.“ Darin beklagt sich der Abt, daß sein Glück nicht vollständig sei, da er nicht heiraten dürfe; der Mönch Ulrich tröstet ihn aber damit, daß der Ehestand viele Schattenseiten habe, wie er wohl selbst aus den vielen Klagen der Eheleute ersehen könne. Während sie noch sprechen, kommt des Bauern Heintz Düppels Weib und klagt über ihren Mann, der sie schelte und schlage aus grundloser Eifersucht. Der Abt verspricht Hülfe; er will ihn einen Monat im Fegefeuer seinen Eifer büßen lassen und ihn dann durch sein Gebet wieder zum Leben erwecken; er werde dann der frömmste Mann sein. Die Bäuerin verspricht dem Abte einen Hafen Pfennige zum Lohn. Der Bauer wird also mit einem Korb Birnen, die er als Geschenk überbringen soll, ins Kloster gesandt, wo ihm der Abt statt eines Trunkes Wein einen Schlaftrunk geben läßt. Er fällt in Gegenwart anderer Bauern scheinbar tot nieder. Sie meinen, ein Schlag habe ihn getroffen. Auf Befehl des Abtes wird er in den Chor in ein gehauenes Grab gelegt und von da heimlich in das „Presaun“ (prison, Gefängnis) gebracht. Dort in dem finstern Loch erwacht er und ruft seine Else; aber der Mönch Ulrich bedeutet ihn, daß er im Purgatorium, im Fegfeuer, sei; denn da der Bauer kein „Lapperdein“ versteht, muß er ihm das fremde Wort übersetzen. Damit er weiß, was das aber in der That bedeutet, wird er mit Ruten gehauen und belehrt, daß er diese Schläge leiden müsse, weil er um seine fromme Frau geeifert habe. Der Aufenthalt in diesem Fegefeuer, der mit allerhand drolligen Späßen, die aber für den Bauer sehr bitter sind, ausgefüllt wird, dauert längere Zeit, bis er verspricht, der frömmste Mensch zu werden, und die Zusage erhält, daß er durch Fürbitte des frommen Abtes

wieder zum Leben erweckt werden solle. Er erhält einen neuen Schlaftrunk, wird zurück in die Kirche gebracht, wo er wieder erwacht und dem Abte für seine Güte dankt. Seine Nachbarn, die von seiner Auferstehung gehört haben, kommen, um ihn zu sehen, halten ihn aber für einen Geist und fliehen, so daß er ihnen erst zurufen muß. Da bleiben sie stehen, und er erzählt ihnen seine Leiden im Fegefeuer.

Sonst hatte das Jahr 1552 dem Dichter die Belagerung seiner Vaterstadt Nürnberg durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach viel Jammer und Elend gebracht, so daß er seinem Zorn in einem großen Gedichte, „Klagspruch der Stadt Nürnberg", Ausdruck lieh und noch später, als er 1557 Nachricht von dem Tode des Markgrafen erhielt, zornig das ironische Gedicht schrieb: Die Himmelfahrt Markgraf Albrechts.

Mehr poetische Arbeiten müssen wir aus dem Jahre 1553 erwähnen. Zuerst gehört hierher: „Ein artig Gespräch der Götter, warum so viel übler Regenten auf Erden sind;" ferner die Tragödie „Von der strengen Lieb Herrn Tristrant mit der schönen Königin Isalden," in welcher er die mittelalterliche Erzählung von Tristan und Isolde in sieben Akten in freier Weise behandelt; ebenso die Tragödie: „Fortunatus mit dem Wunschsäckel;" ferner das Gedicht: „Der Heberlein bin ich genandt, zenckischen Leuten wol bekandt"; es ist der böse Geist, der überall Hader und Zorn anrichtet. Ferner gehört in dies Jahr das Fastnachtsspiel: „Der Ketzermeister mit den vil Kesselsuppen," eine derbe Satire auf die Verfolgungssucht der Kirche, welche mit Würgen, Verbrennen, in „Presaun"- (Gefängnis-) werfen und Geldstrafen den Leuten durch heimliche Aufpasser nachstellt und sie in Furcht setzt, um Gaben und Geschenke zu erpressen, von denen die Inquisitoren (Nequamsiter, wie sie spottweise genannt wurden) und die Mönche köstlich leben, während das Volk darben muß. Nun aber ist der Betrug laut geworden

und das Volk traut nicht mehr, so daß das Haus einen bösen Giebel hat und ihm der Grundstein gewichen ist. Zu nennen ist auch das Gedicht: „Die wunderbare würckung des Weins im Menschen.“ Es lautet:

„Eins Tags fragt ich ein gelehrten Mann,
Bat ihn, er solt mir zeigen an,
Wie mancherley eygenschafft het
Der Wein, weil er verkehren thet
Mancherley weiß des Menschen Hertz
Zu zoren, freundschafft oder schertz,
Und ein jede Person schier sunderlich,
Deß (deshalb) deucht mir sein natur gar wunderlich.
Der gelehrt Mann sprach: „Hast nie gelesen
Homerum, wie vor zeit sey gwesen
Circes (Circe), eine Göttin hochgeehrt,
Welche die Menschen hat verkehrt
In Hirschen, Hund, bären und schwein,
Welliche zu jr kehrten ein,
Wiewol ihr Kunst und Zauberey
War doch nur allzeit einerley
Getranck, darvon der zornig bald
Gewunn eines Bären gestalt,
Der Neydig ward zu einem Hund,
Der forchtsam als ein Hirsch dastund,
Der unkeusch ward zu einem Schwein,
Der listig der must ein Fuchs sein,
Der abentewerisch ward zum Affen.
So wurd eins jeden gstalt geschaffen,
Wie inwendig sein Gemüte was.
Schaw eben gleich sollicher maß
Hat einerley Natur der Wein
Für sich selber allzeit allein,
Ziemlich getruncken und fein meßig,
Erfrewt das Hertz und ist zulessig,
Wie König David sagen thut.
Der Wein ist unschedlich und gut,
Saget Theognites der Weis':
Meßig getrnncken zu der Speiß,
Aber unmeßiglich getruncken,
So zünd er an der Thorheit funcken,
Gleichwie der Circe zaubertranck.

Wenn er einschleicht in dem anfangk
Unmeßig, so lößt sein zukunfft
Auff die band der sinn und vernunfft,
Wie Anacharsis sagen thut,
Der erst Trunck sey gesund und gut,
Der ander Trunck sey zu dem lust,
Der dritt sey zu der Laster wust,
Der vierte Trunck sey allezeit
Dem Menschen zu unsinnigkeit;
Wo der Wein überhand gewinnet,
Macht er den Menschen gar entsinnet.
Pythagoras nennt Trunckenheit,
Ein Figur der Unsinnigkeit.
Der weis' Eratestenes spricht:
Nemb überhand des Weins Gewicht,
So hat er die krafft wie das Fewer,
Betrübt den Menschen ungehewer.
Geleich als Aquilo (Nordwind), der Wind,
Das Aphricanisch Meer geschwind
Mit Wellen machet ungestümb
Von grund auff grausam ümb und ümb:
Also erschütt der Wein das Gemüt
Des Menschen auffweckt und zerrütt,
Dann offenbart der Mensch on schmertzen
Die geheimnuß auß grund seins hertzen.
Wie Esthiles der Weis auch schreibt:
Ein palliert (poliert) Ertz ein Spiegel bleibt,
Darinn der Mensch sein gstalt ersicht,
So sey der Wein auch anderst nicht
Denn ein Spiegel, der das Gemüt
Anzeiget, wenn er darinn wüt.
Plato spricht auch: Durch wein auff Erden
Des Gemüts sitten eröffnet werden;
Worzu der Mensch sonst ist geneiget,
In Trunckenheit er das anzeiget,
Doch einer anderst denn der ander,
Wie denn schreibt der Poet Menander:
Der Wein schwecht die vernunfft und sinn,
Derhalb der Truncken wird darinn
Kindisch, öffnet in Trunckenheit
Auch seines Hertzen heimligkeit,
Deckt auff sein armut und affekt,

Was im Hertzen verborgen steckt,
Durch die vernunfft und scham bedeckt,
Derselb in Trunckenheit auffweckt
Und gibt sich herauß an den tag
Mancherley art nach deiner sag,
Worzu einer im Hertzen sust (sonst)
Hat heimlich begier oder lust.
Der Musicus hebt an zu singen,
Der Fechter wil fechten und springen,
Der leichtsinnig treibt gradigkeit (Lärm),
Der frölich lacht mit allezeit,
Der friedsam lest jms alls gefallen,
Der still der hebt auch an zu kallen (schwatzen),
Der kurtzweilig der sagt von schwenken (Schwänken),
Der milt thut verheissen und schencken,
Der geitzig thut sein vortheil suchen,
Der ungedultig der thut fluchen,
Der kleinmütig der stellt sich kläglich,
Der tückisch der wird unverträglich,
Der launisch (Launische) der thut immer muncken (unfreundliche Gesichter machen),
Der heuchler schmeichelt nach gedunncken,
Der spötisch treibt sein fatzwerck (Scherz) sunderlich,
Der eglisch wird seltzam und wunderlich,
Der spilsüchtig der wil nur spieln,
Der Buler schönen Frawen zieln (bestellen),
Der hoffertig der thut sich rühmen,
Der geudisch (Verschwenderische) sagt von seinen Reichthümen,
Der zornig wil nur stets rhumorn,
Der neydisch sticht hinden und vorn,
Der arg die Leut durch nachred schend,
Der from all Ding zum besten wend.
Also der überflüßig Wein
Durch die einige natur sein
Macht er die Jungen und die Alten
So in mancherley weis zerspalten,
Beyde, es sey an Leib und Gut,
So öffnet der Trunck seinen mut,
Derhalb wir das alt Sprüchwort han:
In trunckenheit kennt man den Mann,
Darinn er klärlich offenbart

Seins Hertzen verborgen art;
Also gschieht offt in Trunckenheit,
Das sonst nicht gschech in nüchterkeit,
Darinn manch Mann wird überladn
Mit unglimpff, sündn, schandn und schadn,
Ohn was Trunckenheit selber bringt,
Zu Krankheit und zu Armut dringt.
Derhalb Gsell fleuch die Trunckenheit
Und geh ihr müßig allezeit."
Ich sprach: „O gebt mir weis und Lehr,
Durch was Mittel ich mich abkehr
Von Trunkenheit und von dem Wein,
Weil zutrincken ist so gemein,
Beyde bey Reichen und den Armen."
Er sprach: „Es ist wol zu erbarmen,
Daß Trunckenheit, das schendlich Laster,
Alles verderbens ein Ziechpflaster,
Also hat überhand genommen.
Wilt du desselbigen abkommen,
So lehrt der Weis Pythagoras:
Welcher Mensch wöll abkommen das,
Derselb gedenk nur offt daran,
Was er in Trunckenheit hab than,
Beyde mit wercken und mit worten,
So wird er sich deß an den orten
Schemen und wird selber fortan
Der Trunckenheit gar müßig gan.
Auch lehrt Anacharsis der Weis:
Wer Trunckenheit mit hohem fleiß
In seim leben wöll müßig gan,
Der hab acht auff ein truncken Mann,
Wie er mit halbem wind her segel
Und hab so seltzam Taubn und egel (Würmer).
Die Spartaner hatten ein Recht,
Daß sie mit Wein füllten jr Knecht
Und liessen dann jr Sön mit fleiß
Sehen der Vollen jr abweiß (Unart, Narrheit),
Die Trunckenheit mit (damit) zu verschmehen.
Schaw, bey dem allen magst du sehen,
Wie die Trunckenheit ist so schedlich,
Verächtlich, schendlich, daß ein redlich
Mann Trunckenheit gar billich fleucht

Und alle volle Krapffen scheucht.
Wie denn der Weis Theognites
Schreibt: Es sey schendlich und ungemeß (unangemessen),
Daß ein voller trunckener Mann
Bey den nüchtern soll wohnung han.
Wann (denn) der Weis Plato spricht auch schlechts:
Ein Trunckner thut gar nichtsen rechts,
Er verführt in dem Feld das Heer
Und versenckt das Schiff in dem Meer.
Derhalb geh müßig allezeit
Der Truncknen und der Trunckenheit.
Wann (denn) Sophocles der spricht allzeit:
Es ist die edle Meßigkeit
Ein überkluge Meisterin
Guter Rathschläg und weiser sinn.
Bachilides schreibt: Daß der Jugend
Meßigkeit sey ein Schrein der Tugend,
Dardurch alls guts zunem und wachs
Im Menschling leben, wünscht Hanns Sachs."

Besonders aber müssen wir aus dem Jahre 1553 noch das Schauspiel: „Die ungleichen Kinder Evä, wie sie Gott anredet", und das Spiel: „Wie Gott der Herr Adam und Eva jre Kinder segnet", besonders hervorheben; denn dem Stoffe von den ungleichen Kindern Evä hat sich der Dichter mit besonderer Vorliebe zugewandt. Er hat ihn, nachdem er ihn 1546 in einem Meisterliede im zarten Tone Frauenlobs bearbeitet hatte, nicht nur in unserm Jahre zweimal behandelt, sondern auch noch im Jahre 1558 zu einem Schwanke verwandt. Er war ihm durch Melanchthon, wie er sagt, bekannt geworden, doch benutzte er dabei auch in freier Weise das „Gespräch zwischen Gott, Adam, Eva, Abel und Kain von der Schlangen Verführung und Gnade Christi unsers Heilandes" von Erasmus Alberus und anderes Material und hat in der größeren Bearbeitung, „dem Schauspiel", zugleich gezeigt, welch hohen Wert die lutherische Katechismuslehre hat; denn die Kinder der Eva müssen zeigen, wie sie sich den Wortlaut des Katechismus angeignet haben, und nach dem Ausfall der Prüfung erfolgt die Bestimmung ihres Be-

rufes. Zugleich aber hat er auch den Segen der von Gott gewollten Ordnung der Stände dargestellt und zeigt endlich, das spricht der Ehrenhold am Schlusse aus, wie an den auftretenden Personen nicht nur der Fluch des menschlichen Geschlechtes vor Gott durch den Sündenfall, sondern auch die gottesfürchtigen und Gott wohlgefälligen, dann die gottlosen Menschen und endlich die Gnade Gottes in Christo abgebildet seien. So hat Hans Sachs in dem großen Schauspiel, welches wir zuerst folgen lassen, das geistliche Spiel des Mittelalters mit protestantischem Geiste erfüllt und es so seinen Zeit- und Glaubensgenossen zur Unterhaltung nicht nur, sondern auch zur Belehrung und Förderung ihres religiösen Lebens vor die Augen gestellt.

„Schauspiel: Die ungleichen Kinder Evä, wie sie Gott anredet. Hat 19 Personen und 5 Aufzüge.

Der Ehrenhold: Heil und Gnade von Gott dem Herrn
Sei all den'n, so von nah und fern
Versammlet sind an diesem Ort,
Zu hören da von Wort zu Wort
Ein Schauspiel und lieblich Gedicht,
Das ursprünglich hat zugericht't
Philippus Melanchthon in Latein
Und nun zu gut für allgemein
Auch in deutsche Sprach ist gewend't
Und hält kurz inn das Argument:
Nachdem Adam ward ausgetrieben
Vom Paradies, darnach ist blieben
Auf Erd hartselig in Arbeit;
Wie Gott der Herr ist auf eine Zeit
Herkommen in dies Jammerthal
Zu trösten sie in dem Unfall
Und sein Kind zu examiniern
Wie sie in Gottes Wort studiern.
Da Gott der Herr den Abel find't
Und seins gleich gehorsame Kind,
Die ihm antworten auf dem Tag
Verständig wohl auf alle Frag,
Daß der Herr gleich hat ob ihn'n allen
Ein sonder herzlich Wohlgefallen

Und segnet dieselben, auf Erden
Große und herrlich Leut zu werden.
Nachdem aber der Herre Gott
Anred't Kain und seine Rott,
Da find't er sie in Antwort bloß,
Unkönnend, glaublos und gottlos.
Darob der Herr unwillig ist,
Sagt ihn'n, sie werden in der Frist
Auf Erden gar hartsel'ge Leut,
Und dem frommen Abel gebeut,
Daß er sein Brüder unterweis,
Das Abel thut mit allem Fleiß.
Das verdreußt den Kain sehr,
Und aus des Satans Weis' und Lehr
Erschlägt er ihn aus Neid und Haß;
Darum ihn Gott straft, sagt ihm, daß
Er fort auf Erd müß flüchtig sein.
Nach dem heißt Gott die Engel fein
Des frommen Abel Leib begraben,
Thut Adam und Eva begaben
Mit einem frommen Sohn, dem Seth,
Zum Erstgebornen ihn erhöht,
Der sie forthin tröste auf Erden,
Wie ihr solchs alls werd't sehen werden
Und hör'n mit Worten und Geberden.

Eva: Ich bin das armuthseligst Weib
Beides an Seel und auch an Leib,
Seit daß ich folget an den Orten
Den schmeichelhaftig süßen Worten
Der höllisch satanischen Schlangen,
Die mich hat listig hintergangen,
Sam (als) hab uns Gott aus Neid und Haß
Die Frucht verboten, und auf daß
Wir nicht ihm gleich auch Götter werden;
Es hab auf sich gar kein Gefährden,
Ob wir gleich dies Gebot verbrächen,
Gott der wird es nicht an uns rächen,
Er sei nicht so grausam und streng;
Macht mit den Worten nach der Läng,
Daß ich aß der verbotnen Frucht,
Derhalb ich forthin bin verflucht

Vor Gott und hab verlor'n sein Gnad, -
Er mich nun auch austreiben that
Vom Paradeis, daß ich auf Erden
Nun muß mit Schmerzen Mutter werden,
Mich auch ducken vor meinen Mann.
Ach Gott, groß Übel hab ich g'than.

Adam: Grüß dich Gott, Eva, mein lieb's Weib,
Ich bin ganz müd und matt von Leib;
Ich hab drauß graben und gehauen,
Das unfruchtbar Erdreich zu bauen,
Das ist so sauer worden mir,
Denn 's wächst nur Distel und Dorn hier,
Auf daß ich nach Gottes Geheiß
In meines Angesichtes Schweiß
Das hartselig Brot hab zu essen.
Wie bist so traurig hier gesessen,
Mein liebes Weib, was liegt dir an?

Eva: Ach, was fragst du, mein lieber Mann!
Ich bin ein Ursach dieser Not,
Daß wir essen hartselig Brot,
Als (weil) ich im heilgen Paradeis
Gegessen die verbotne Speiß,
Dadurch lieg'n wir, auch nicht dest' minder
All unser Nachkommen und Kinder
In Gottes Fluch und Ungenaden,
In immer ewiglichen Schaden,
Unterworfen dem ew'gen Tod,
Darein uns hat gestoßen Gott.
Derhalb mag ich auf dieser Erden,
Dieweil ich leb, nicht fröhlich werden,
Sondern leben in Reu und Klag.

Adam: Ach, meine Eva, nicht gar verzag!
Ob wir gleich viel leiden auf Erden,
Unser Fall muß gebüßet werden
Durch mancherlei Kreuz und Trübsal
Allhie in diesem Jammerthal;
Aber von dem ewigen Sterben
Wird uns lösen und Huld erwerben
Des Weibs gebenedeider Sam.
Drum ist uns Gott nicht feind und gram,
Sondern wird sich bald unser Armen
Durch seine Güt und Mild erbarmen.

Ich hab von Gabriel vernommen,
Der Herr werd morgen zu uns kommen,
Bei uns halten ein hohes Fest,
Und uns solches verkünden lässt,
Und will schauen, wie wir haushalten,
Auch wie wir unsrer Kinder walten,
Wie wir sie auch den Glauben lehr'n,
Auch wie sie Gott fürchten und ehr'n.
Nach dem wird er uns leicht begnaden.
Darum so thu die Kinder baden,
Kämm sie und schmück sie allesammt,
Leg ihnen an ihr Fei'rgewand,
Kehre das Haus und streu ein Gras,
Daß es hierin riech dest' baß;
Denn Gott der Herr kommt morgen rein
Mit seinen lieben Engelein.

Eva: O Adam, mein herzlieber Mann,
Solches wird von mir alls gethan,
Weil Gott der Herr will kommen rein.
Ach, Lob sei Gott, dem Schöpfer mein,
Daß er doch noch an uns gedenket
Und sich ins Elend zu uns lenket
Aus seinen väterlichen Gnaden.
So will ich heut die Kinder baden
Und das Haus schmücken um und um,
Auf daß, wenn morgen der Herr kumm',
Daß es alls rein und sauber sei,
Daß er uns segn' und benedei,
Ich hoff und glaub, er thu es schon.

Adam: Wo ist Abel, mein lieber Sohn?

Eva: Er ist drauß, füttert die Schaaf;
Er ist fromm und achtet der Straf,
Gott'sfürchtig und sucht Gottes Ehr,
Auch mit ihm andre Kinder mehr;
Darob ich ganz erfreuet bin.

Adam: Wo ist denn unser Sohn Kain,
Der Wüstling und bös' Galgenstrick?

Eva: Ach, wenn ich sein denk, ich erschrick.
Was soll das Belialskind thun?
Ich hieß den Ung'horsam jetzt nun,
Er sollt' Holz tragen in das Haus,
Da floh er nur und lief hinaus

Und thät mir lang herwider murren,
Thut etwan auf der Gaß umschnurren
Und schlägt sich vielleicht mit den Buben,
Kann ihn nicht halten in der Stuben.
Vom Himmel so scheint auch kein Tag,
Es kommt über ihn etlich Klag;
Dasselbig quälet mir mein Herz.

Adam: Mich peinigt auch die Furcht mit Schmerz,
Wir werdn nichts Guts an ihm erleben,
Weil er sich wollt der Straf nie geben;
Er ist ganz gottlos und mutwillig,
Handelt mit Wort und Werk unbillig.
Die andern Kinder auch verführt
Auf Schalkheit, die sich nicht gebührt;
Er steckt aller Untugend voll.

Eva: O, solches weiß ich selber wohl.
Da kommt Abel, der liebe Sohn!
Hast du die Schäflein füttert schon?
Geh, such Kain, den Bruder dein,
Und sag ihm, daß er komm herein.

Abel: Ja, liebe Mutter, das thu gern ich,
Fürcht doch, er werd schlagen mich,
Wenn ich ihn heiß hier heime gehn.

Eva: Ei, es wird dir gar nichts geschehn.
Wir haben von nem Engel vernommen,
Der Herr werd morgen zu uns kommen.

Abel: Ach, des freu ich von Herzen mich,
Daß den Herren soll sehen ich,
Von dem mir viel gesaget hat
Du und der Vater früh und spat.
Nun ich will suchen den Bruder mein.

Adam: So woll'n wir in das Haus hinein,
Das zieren auf das schönst und best
Auf Gott und die englischen Gäst
Und wollen das in allen Ecken
Mit schön grünen Maien bestecken,
Daß es wird lustig und wohl schmecken (= riechen).

Zweiter Aufzug.

Abel: Wo soll ich nur den Kain finden?
Er ist etwa unter den Kinden,
Hab ihn lang gesucht hin und her,

Könnt nicht wohl wissen, wo er wär.
Schau, schau! Wer läuft so g'schwind herein?
Es wird wahrlich mein Bruder sein.
Er ist's, es ist nicht recht zug'gangen,
Er hat wieder Unglück ang'fangen.
Kain! Kain! woher so g'schwind?

Kain: Wer ruft mir? Schau, du Mutterkind,
Bist du's? Ich hätt 'ne Lust zu wagen,
Die Faust dir an den Kopf zu schlagen.

Abel: Kain, komm herein schnelliglich,
Die Mutter die muß waschen dich.

Kain: Ich hab jetzund einen gewaschen;
Hätt'n mich die Buben thun erhaschen,
Sie hätten wieder g'waschen mich.

Abel: Du fleißt (befleißigst) allmal des Haders dich;
Ich mein, du wollst ein Mörder werd'n.

Kain: Ich will's einmal versuchen auf Erd'n
An dir, du Schalk, hast du's vernommen?

Abel: Gott der Herr wird morg'n zu uns kommen
Mit den lieben Engelein sein,
Drum mach dich auf und komm' herein,
Daß du dich badest, schmückst und zierest
Auf das Fest, den Herrn glorierest (preisend verehrest).

Kain: Das Fest sei gleich hoch oder nieder,
Ficht mich nicht an, ich will gehn wieder
Zum Spiel und meinen Spielgesellen.

Abel: Ei komm, du mußt dich auch darstellen
Dem Herrn als ein gottselig Kind.

Kain: Ich will mich wohl listig und g'schwind
Stellen, sam (gleich als ob) ich gottesfürchtig sei,
Doch bleiben wohl ein Schalk darbei.
Wer sagt's, daß Gott werd zu uns kommen?

Abel: Ich hab's von der Mutter vernommen.

Kain: Der Herr blieb mir viel lieber draußen.

Abel: Ach, wie magst so gottlos hausen!
Bet'n wir nicht: Gott, komm zu uns hier
Und uns behüte für und für?

Kain: Hab so gebetet heu'r und ehr,
Doch seine Herkunft nie begehr.
Ich nähm dies Lebn, das Gott gegeben,
Und ließe Gott sein ewges Leben;
Wer weiß, wie es dort zu wird gehn.

Abel: Wie magst du also gottlos stehn?
Fürcht'st du dich denn nicht vor der Höll?
Kain: Was Verdammnis? O lieber G'sell,
Der Vater sagt wohl viel davon,
Das ich doch nimmer glaubte schon.
Abel: Einmal wohl innen wird es dir.
Kain: Du Lecker, willst mich belehren hier?
Ich weiß wohl, was ich glauben soll.
Will mich der Herr nicht haben wohl
Im Himmel, gern hat der Teufel mich.
Abel: Komm, Kain, und nicht so gottlos sprich.
Der Vater sagt, du sollst bald kommen.
Kain: Ich hab es wohl von dir vernommen.
Wenn ich nicht fürcht't die Rute mehr
Denn Gott's Gehorsam, Furcht und Ehr,
So blieb ich in der Gaß hierunten,
Käm noch nicht heim in zweien Stunden.
(Sie gehen beide ab. Adam und Eva kommen).
Adam: Wann kommen unsre Söhn herein?
(Abel geht ein).
Eva: Da kommt unser Abel allein.
Adam: Abel, wo bist gewes'n so lang?
Abel: Ich hab gethan nen weiten Gang
Und sucht Kain, der lief daher
Und brummet wie ein wilder Bär,
Hatt sich mit den Buben geschlagen.
Eva: Ach, lieber Gott, ich muß dir's klagen:
Was soll'n wir mit dem Lecker thun?
Adam: Wo ist der Ungeratne nun?
Abel: Er sitzet draußen vor der Thür
Und schauet gar tückisch herfür.
Adam (schreit hinans): Kain, Kain, wo bist du?
Komm rein zu mir und hör mir zu.
Kain (redet mit sich selbst): Du rufest wol noch dreimal mir,
Eh daß ich geb ein Antwort dir.
Adam: Wo bleibst, Kain, komm rein zu mir!
Eva: Komm, Kain, der Vater ruft dir.
Kain: Ich sitz allhie; wo sollt ich sein?
Adam: Laß baden dich und komm herein,
Kämmen und putzen auf den Festtag,
Dich zieren nach des Herren Sag,
Zu opfern, beten, Predigt hör'n.

Kain: Ach, was willt mich damit bethör'n!
Ich wollt, daß Opfer, Predigt, Gebet
Nie wär erdacht, denn ich wollt spät
Viel lieber Füchs und Hasen jagen
Denn hören viel vom Glauben sagen,
Oder mit bösen Buben laufen,
Spielen, mit ihn schlag'n und raufen.
Adam: Ach, du lässt von der Schalckheit nicht,
Du bist gottlos, ein böser Wicht,
Gott wird morg'n kommen, verhör'n fast,
Was du Gutes gelernet hast.
Kain: Des Guten wird nicht gar viel sein.
Ich will dem Herren wohl allein
Opfern ein große Garbe Stroh
Für mein Gebet, drob wird er froh.
Adam: Unserm Herren ist mehr allwegen
Viel mehr am Gehorsam gelegen
Denn an Opfern wahrhaftiglich,
Drum laß auf das Best baden dich,
Daß du erscheinst vorm Herren rein.
Kain: Ich will wohl ungewaschen sein;
Wenn mich die Buben thun erhaschen,
Werd ich wohl um den Kopf gewaschen,
Daß mir rinnt übers Maul das Blut.
Eva: Hör, was der Lecker sagen thut!
Weil er nicht will gebadet sein,
So bleib er ein Unflat allein.
Kain: Ja Mutter, du red'st recht davon,
Auf die Weis will ich bleiben schon.
Eva: So komm, Abel, laß waschen dich
Samt andern Kindern g'horsamlich,
Wenn der Herr morgen ein wird gehn,
Daß ihr sauber vor ihm thut stehn.
So wird der Herr den Kain finden
Mit andern ungehorsam'n Kinden
Unlustig, zottet wie die Säu,
Wenn sie gelegen in der Streu,
Eine wüst zerhaderte Rott.
Abel: Ja Mutter, ich will dir und Gott
Gar willig und gehorsam sein,
Dieweil ich hab das Leben mein,
Samt andern frommen Kindelein. (Sie gehen alle ab).

Aufzug 3.

(Adam und Eva gehen ein und Abel selb sechst und Kain auch selb sechst).

Adam: Eva, ist das Haus geziert,
Auf daß, wenn der Herr kommen wird
Daß es alls schön und lustig steh,
Wie ich dir hab befohlen eh?

Eva: All Ding war schon zubereit't
Ja nächten um die Vesperzeit.

Adam: Ihr Kinderlein, ich seh den Herrn
Mit seinen Engeln kommen von fern,
Nun stellt euch in die Ordnung fein,
Und, bald der Herre tritt herein,
Neigt euch und bietet ihm die Händ.
Schau zu, wie stellt sich an dem End
Der Kain und seine Galgenrott,
Als wollten sie fliehen vor Gott.

(Der Herr geht ein mit zwei Engeln, giebt ihnen den Segen und spricht):
Der Fried sei euch, ihr Kinderlein.

Adam (hebt seine Hände auf): O himmlischer Vater mein,
Wir danken in unserm Gemüt,
Daß du uns Sünder durch dein Güt
Heimsuchst in unsrer Angst und Not.

Eva (hebt ihre Hände auf): Ach du treuer Vater und Gott,
Wie soll'n wir's verdienen um dich,
Daß du kommst so demütiglich
Zu uns Elenden an den Ort,
Dieweil ich hab veracht't dein Wort
Und gefolgt der höllischen Schlangen,
Da ich die größt' Sünd hab begangen
Wider dich, drum wird mein Gewissen
Bekümmert, geängst't und gebissen.

Der Herr: Meine Tochter, sey zufrieden eben,
Deine Sünden sind dir vergeben;
Denn ich bin barmherzig und gütig,
Genädig, treu und gar langmütig,
Ein Vater der trostlosen Armen,
Ich werd mich über euch erbarmen,
So ich euch send in meinem Namen
Des verheißenen Weibes Samen,
Der wird von Übel euch erlösen,
Zertreten die höllischen, bösen

Schlangen. Doch mitler Zeit und fort
Sollt ihr euch halten an mein Wort
Mit einem festen starken Glauben
Und lasst euch des niemand berauben,
Das soll dieweil euer Trost sein.

Adam: O himmlischer Vater mein,
Drum sei dir Lob, Dank, Preis und Ehr
Jetzund, ewig und immermehr.
Nun, ihr Kinder, euch hierher naht,
Mit Reverenz den Herrn empfaht.
Sieh, sieh, wie sich der Kain stellt,
Mit seiner Rott so ung'schickt hält
Und wend't unserm Herr Gott den Rück.
Wend't euch und habt euch alls Unglück!
Empfaht ihn nach einander hier!

Kain (empfängt drn Herrn mit der linken Hand):
Herr, nun sei du willkommen mir.

Eva: Ei, reicht ihr denn an diesem End
Unserm Herr Gott die linken Händ,
Zieht auch nicht eure Hütlein ab,
Wie ich euch vor gelehret hab,
Ihr groben Filz ohn Zucht und Ehr?!
Mein Abel, komm zum Herren her
Samt den g'horsameu Brüdern dein,
Empfahet Gott den Herren fein.

Abel (bietet dem Herrn die Hand samt den frommen Kindern):
O Herr Gott, du himmlischer Vater,
Ich dank' dir, du höchster Wohlthater,
Der du dich unser so gnädiglich
Annimmst, wer kann voll loben dich?

Der Herr: Abel und diese fünf sind
Gehorsam, wohlerzog'ne Kind,
Kommt, thnt näher zu mir hertreten,
Saget mir her, wie könnt ihr beten? (Sie legen die Hände zusammen).

Abel: O Vater in dem Himmelreich,
Wir bitten dich andächtiglich,
Du wollst uns senden allermeist
Deinen heil'gen himmlischen Geist,
Der uns erleucht' mit Liebsbegier,
Daß deinen Namen heil'gen wir,
Den man in Nöten rufend sucht,

Laß haben uns kein falsch Zuflucht
Zu irgend einer Kreatur,
Dadurch dein Nam gelästert nur.
Seth, der andere Bruder: Himmlischer Vater, wir bitten gleich,
Laß uns zukommen auch dein Reich
Durch dein heilig tröstlichs Wort,
Daß uns dasselb' regiere fort;
Laß das unsere Leuchte sein,
Darnach wir wandeln allgemein.
Jared, der dritte: Laß deinen Will'n g'schehn auf Erden,
Wie bei den Engeln im Himmel werden,
Daß wir ganz leben nach dein'm Willen.
Hilf unsre böse Natur stillen,
Durch Kreuz und Leiden täglich dämpfen,
Daß unser Geist mög freudig kämpfen,
Dem Fleisch und Blut mög angesiegen (obsiegen),
Daß es sich muß ducken und schmiegen
Samt der Vernunft, daß nur allein
In uns g'scheh der gut Wille dein.
Enoch, der vierte: Auch bitten wir, allmächt'ger Gott,
Vater, um unser täglich Brot
Und alle Notdurft über Tag,
Daß alles uns durch dein Zusag
Zufällt gnädig zu aller Zeit.
Herr, hüt uns vor der Geizigkeit,
Die ein Wurzel alles Übels ist;
Und vergieb uns in dieser Frist
Unsre Schuld, wie auch wir vergeben
Unsern Schuldnern von Herzen eben.
Methusalach, der fünfte: Ach himmlischer Vater, ich bitt,
Führ uns auch in Versuchung nit,
Sondern stärk uns dnrch deinen Geist,
Zu überwinden allermeyst
Beständiglich alle Anfechtung
In aller Trübsal und Durchächtung,
Und uns genädiglich erwehr
Vor Ketzerey und falscher Lehr
Des Satanas und seiner Glieder;
Da hilf uns, Herre, kämpfen wider.
Lamech, der sechste: Auch bitt ich, Herr, thu uns erlösen
Von allem Übel und dem Bösen
Beides an Leib und auch an Seel

Uns nicht mit Angst, Not und Pein quäl
Durch den gebenedeiten Samen,
Den du uns hast verheißen. Amen.
Der Herr: Abel, was heißt das Wort: Amen?
Abel: Daß wir dabei erkennen denn
Ungezweifelt, du werd'st alles thun,
Was wir von dir gebeten nun.
Der Herr: Seth, wobei bist du g'wiß auff Erd,
Daß dein Gebet erhöret werd?
Seth: Deine Verheißung kündet's an,
Die uns nimmermehr fehlen kann,
Denn du bist ein Gott der Wahrheit,
Was du verheißt, geschieht allzeit.
Der Herr: Jared, wenn Gott nicht bald giebt, was man
Bitt't, was muß thun der Gläubige dann?
Jared: Da soll er gar nicht lassen ab
Zu hoffen, sondern sich fest hab (halt)
An Gottes gnädige Zusag,
Die gäntzlich nicht ausbleiben mag;
Gott allein weiß die rechte Zeit.
Der Herr: Enoch, wenn Gott verzeucht gar weit
Zu geben, warum geschieht das?
Enoch: Es geschieht, daß wir desto bas
Dadurch uns üben in dem Glauben,
Lassen die Prob uns nicht berauben,
Sonder(n) bleiben in Hoffnung stet.
Der Herr: Methusalach, wenn das Gebet
Von Gott bleibet gar ungewährt,
Sag, was gedenket ihr auf Erd?
Wo bleibet alsdann euer Hoffen?
Methusalach: Aus dem wird den Gläub'gen frey offen (bekannt),
Weil Gott die Gab nicht geben thut,
Daß ihm gar nicht wär nütz und gut,
Wo er ihm dieselb Gab gegeben.
Der Herr: Ihr habt geantwort't wohl und eben
All sechs vom heiligen Gebet,
Wie ihr das treibet früh und spät.
Könnt ihr auch die zehen Gebot?
Lamech: Ja, himmlischer Vater und Gott,
Hilff, daß wir sie vorbringen thun,
Wie wir sie kennen, mündlich nun.
Der Herr: Abel, wie heißt das erst Gebot?

Abel: Du sollt glauben an einen Gott,
Nicht fremde Götter neben ihm han.
Der Herr: Wie verstehest du das? zeig mir an!
Abel: Wir soll'n auff Gott üb'r all Ding schauen,
Ihn fürchten, lieben und vertrauen.
Der Herr: Seth, wie heißt das andre Gebot?
Seth: Du sollst den Namen deines Gott
Nicht unnützlich und spöttlich nennen.
Der Herr: Was ist das g'sagt, thu mir bekennen!
Seth: Wir soll'n Gott fürchtn, lieben, ehr'n,
Bei sein'm Namen nicht fluchen, schwör'n,
Zaubern, lügen noch betriegen,
Sondern ihn loben unverschwiegen.
Der Herr: Jared, wie heißt das dritte? sag!
Jared: Du sollt heil'gen den Sabbat Tag.
Der Herr: Was gebeut Gott an diesem Ort?
Jared: Daß wir soll'n hören Gottes Wort
Und uns Gott gänzlichen ergeben
Mit Gedanken, Wort, Werk und Leben.
Der Herr: Enoch, was thut das vierte lehr'n?
Enoch: Du sollt Vater und Mutter ehr'n.
Der Herr: Wie verstehest das Gebot allein?
Enoch: Wir soll'n den Eltern g'horsam seyn,
Ihn' dienen, sie halt'n lieb und wert,
So werd'n wir lang leben auff Erd.
Der Herr: Methusalach, zeig das fünft Gebot!
Methusalach: Du sollt niemand schlagn zn todt.
Der Herr: Was ist das g'sagt, du mich bescheid.
Methusalach: Wir soll'n dem Nächstn thun kein Leid
Auf Erd, Schaden von ihm abwehr'n,
Ihm thun, wie wir von ihm begehr'n.
Der Herr: Lamech, thu mir das sechst aussprechen!
Lamech: Das heißt: Du sollst nicht ehebrechen.
Der Herr: Wie thust du das Gebot erklär'n?
Lamech: Wir sollen züchtig leben gern
In Gedanken, Werken und Worten
Im Eh'stand und an allen Orten.
Der Herr: Abel, wie heißt das siebent' Gebot?
Abel: Du sollst nicht stehlen, so spricht Gott.
Der Herr: Sag, wie man das vernehmen thut!
Abel: Wir soll'n dem Nächsten sein Gut
Nicht entfremden oder ablügen

Mit Wucher, Raub oder Betriegen.

Der Herr: Seth, wie heißt das acht? sag mir eben.

Seth: Du sollt kein falsches Zeugnis geben
Wider den Nächsten aus Neid und Haß.

Der Herr: Sag mir, wie verstehst du das?

Seth: Mit Nachred sollst niemand verlügen
Verrat'n, bereden, noch betriegen,
Nicht verkleinern an G'rücht und Ehr'n.

Der Herr: Jared, was thut das neunte lehr'n?

Jared: Sollst nicht begehr'n dein's Nächsten Haus.

Der Herr: Sag mir, was lernest du daraus?

Jared: Wir sollen nicht begehr'n im Land
Des Nächsten Würd, Ehr oder Stand,
Ihm nicht gefährlich darnach stell'n.

Der Herr: Enoch, das zehnte thu erzähl'n:

Enoch: Sollst nicht begehr'n, das zehnt sagt,
Dein's Nächsten Weib, Knecht oder Magd,
Vieh oder deines Nächsten Gut.

Der Herr: Sag, was dasselb gebieten thut!

Enoch: Daß wir Weib und G'sind nicht verführ'n
Dem Nächsten, das nicht thut gebühr'n,
Abspennig und abwendig machen.

Der Herr: Ihr habt gantz wohl zu allen Sachen
Geantwort't, lieben Kinderlein,
Sagt, ob ihr auch könnt allgemein
Euern Glauben hier bekennen?

Sie sprechen alle; Ja.

Der Herr: Thut mir die Stück desselben nennen.

Abel: Ich glaub an Gott den Vater wert,
Den Schöpfer Himmels und der Erd.

Seth: Ich glaube auch an den Heiland,
Der vom Himmel wird gesandt,
Der dem Satan den Kopf zertritt,
Menschlich Geschlecht erlöset mit.

Jared: Ich glaub auch an den heilgen Geist,
Der uns tröstet allermeist.

Enoch: Ich glaub auch ein heil'ge Gemein,
Die all himmlische Bürger sein.

Methusalach: Ich glaub auch Vergebung der Sünd,
Die durch den Heiland wird verkünd't.

Lamech: Ich glaub ein Auferstehung eben
Des Fleisches und ewiges Leben.

Der Herr: Abel, was heißt glauben in Gott?
Abel: So wir auff ihn in aller Not
Uns verlassen und auff ihn schauen,
Als nem Vater von Hertzen trauen.
Der Herr: Was heißt ein Schöpfer Himm'l und Erden?
Seth: Daß all Kreatur durch ihn werden,
Und die er auch durch sein Gewalt
Allzeit ernähret und erhalt.
Der Herr: Was heißt glaubn den heil'gen Geist?
Jared: Da hoff'n wir auf ihn allermeist,
Daß er uns unser Hertz erleucht',
Mit Glaub, Hoffnung und Lieb durchfeucht'.
Der Herr: Was heißt denn die heil'ge Gemein?
Enoch: Sind alle die, so gläubig sein
An den Messias und Heiland,
Der vom Himmel wird hergesandt.
Der Herr: Was ist denn Vergebung der Sünden?
Methusalach: Das ist, daß uns Gott läßt verkünden,
Daß uns durch den künftigen Heiland
Ablas der Sünden wird bekannt.
Der Herr: Was ist denn des Fleisches Urständ (Auferstehung)?
Lemech: Daß wir werden nach dem Elend
Von den Toten wieder ersteh'n
Und in das ew'ge Leben geh'n.
Der Herr: Ihr Kindlein, ihr könnt meine Wort,
Nun fahret darin immer fort,
Dazu will ich geben mein' Geist,
Der euch lehret, tröstet und speist,
Daß ihr kommt zum ewigen Leben,
Will auch in dieser Zeit euch geben
Glück und Heil auf dieser Erden,
Daß groß Leut aus euch sollen werden,
Als König, Fürsten, Potentaten,
Gelehrt, Prediger und Prälaten,
Auf daß in Ehren werd erkannt
Euer Nam ruhmreich in all Land,
Dazu so habt auch meinen Segen,
Der bleib auff euch jetzt und allwegen.
Raphael, der Engel: Zu Lob wollen wir Gott hofiren (musiciren)
Mit Saitenspiel, Singen, Quintiren (aus einem hohen Tone auf einer fünfchörigen Cither [Guitarre] spielen),

Dieweil sein Gnad steht ganz aufrecht
Zu dem gantzn menschlichen G'schlecht
Wie er's zum ew'gen Leben brächt. (Sie gehen alle ab).

Aufzug 4.

Kain (geht ein mit seiner bösen Rotte samt dem Satan und spricht):
Wie soll'n wir armen Schlucker thun,
Wenn uns der Herr anredet nun,
Daß wir ihm sollen Antwort geben
Vom Glaub'n, Gebet, Gebot und Leben?
Ich weiß ihm zu antworten nicht.

Dathan, der Aufrührische: Solch Disputirn mich nicht anficht,
Hätt ich dafür Würfel und Karten,
Der wollt ich fleißiger auswarten,
Oder zu spielen in dem Brett
Wär lieber mir als das Gebet,
Mir oft im Wurff gelungen war;
Mit dem Glaubn ich ganz und gar
Den meinen Kopf nicht brechen will.

Nabal, der Volle: O, du hast meines Kopfs auch viel.
Der Predigt thu ich nicht nachlauffen,
Hätt ich zu fressen und zu sauffen
Die Nacht bis an den hellen Morgen,
Gott ließ ich für sein' Himmel sorgen.

Achan, der Dieb: Mir ist auch, wie du hast gemeld't.
Hätt ich groß Reichtum, Gut und Geld,
Wär gleich mit Wucher oder Triegen,
Mit Stehlen, Rauben oder Lügen,
Wär mir auch lieber denn die Schrifft,
Dieweil man sich daran vergift't
So mit mancherley Ketzerey,
Aberglauben und Schwärmerei;
Drum will der Schrifft ich müßig geh'n.

Esau, der Wollüstige: Ihr Brüder, ich thu bey euch stehn.
Mich erfreut wenig Gottes Wort,
Hätt ich dafür an diesem Ort
Auff Erden allerley Wollüst,
Damit ich meinen Fürwitz büßt,
Dann wär ich wohl zufrieden mit.

Nemrot, der Tyrann: Ihr Brüder, ich hab auch die Sitt,
Ich wollt viel lieber g'waltig seyn
Und herrschen in der Welt gemein

Über die Reichen und die Armen
Und Krieg führen ohn alls Erbarmen;
Denn ich kann ringen, kämpfen, fechten
Vor Fürsten, Rittern und vor Knechten,
Das kann ich bas (besser) denn disputirn,
Will damit schwächen nicht mein Hirn.
Gäb ich nicht einen Tyrannen gut?
Satan, der Teufel: Ihr g'hört all meiner Fahn und Hut,
Darum kehrt euch nur nicht an Gott,
Verachtet sein Wort und Gebot.
Ich bin ein Fürst der gantzen Welt,
Verschaffe euch G'walt, Ehr nnd Geld;
Ihr mögt aller Wollust nachlauffen,
Spielen, buhlen fressen und sauffen
Und euch der jungen Tag erfreuen.
Thut unserm Herrgott trotzig dräuen
Seid ungehorsam Mutter und Vater,
Ich will wol seyn euer Wohlthater,
Euch genug schaffen hie auf Erd
Alls, was nur euer Herz begehrt.
(Der Herr geht ein mit Adam und Eva, der Satan verbirgt sich).
Der Herr: Kain, komm her mit deiner Rott.
Sagt an, wie betet ihr zu Gott?
Kain: Ach Herr, wir haben sein vergessen.
Der Herr: Bei deiner Red kann ich ermessen,
Daß ihr sein nicht viel seid gelehrt,
Sondern den Sinn auff Schalkheit kehrt.
Nun was du kannst, das bet mir her.
Kain: O Vater Himmel unser,
Laß uns allhie dein Reich geschehen
In Himmel und in Erden sehen:
Gieb uns Schuld und täglich viel Brot
Und alles Übel, Angst und Not. Amen.
Der Herr: Wer lehrt' dich das verkehrt Gebet?
Eva: Ach, lieber Herr, ich lehrt' ihn stet,
Es hilfft kein Straff; was ich thu sagen,
Er thut es alls in den Wind schlagen,
Sampt denen, die bey ihm stehn hie,
Nehmen kein Zucht nnd Straff an nie,
Thun aller Hoffnung mich berauben.
Der Herr: Du, Dathan, sag mir her den Glauben!
Dathan: Ich glaub an Gott, Himmel und Erden

Und auch des Samens Weib muß werden
Und des heiligen Geistes Namen,
Die Sünde, Fleisch und Leben. Amen.
Der Herr: Ist so kurz deines Glaubens Grund?
Dathan: So viel ich kaum behalten kunnt.
Der Herr: Nabal, sag her die zehn Gebot!
Nabal: Herr, ich dacht' nie, daß es thät not,
Daß ich sie lernt', ich kenn ihr' keins.
Der Herr: Achan, du aber sag mir eins!
Gedenkst du auch selig zu werden?
Achan: Ich weiß wol, wie es steht auf Erden,
Wie's dort zugeht, das weiß ich nicht;
Doch wenn mich Gott dazu ersicht,
Daß ich auch selig werden soll,
So werd ich selig, thu, was ich woll.
Der Herr: Esau, was hältst vom Opfer du
In deinem Herzen, sag mir zu!
Esau: Ich halt, Gott werd das ewig Leben
Uns von des Opfers wegen geben,
Damit wir es Gott kauffen ab,
Daß er uns dennoch mit begab,
Wo anders ein ewigs Leben ist.
Der Herr: Nemrot, sag mir zu dieser Frist:
Was hältst du von dem ew'gen Leben?
Nemrot: Das will ich dir gleich sagen eben:
Was mein' Augen sehn, glaubt das Hertz
Nicht höher schwing ich es auffwärts;
Ich nehm Ehr, Gut, Reichtum dermaßen
Und wolt' dir deinen Himmel lassen.
Der Herr: O wie ein gar glaublose Rott',
Die gantz und gar nichts hält von Gott
Weder vom Glauben noch Gebet,
Hängt nur an dem Irdischen stet,
Was wol thut ihrem Fleisch und Blut
Und der Satan einblasen thut.
Deßhalben so müßt ihr auf Erden
Hart und armutselig Leut werden
Als Bauern, Köbler (Kossäten), Schäffer, Schinder,
Badknecht, Holzhacker und Besenbinder,
Taglöhner, Hirten, Büttel und Schergen,
Kärrner, Wagenleute und Fergen (Fährleute),
Jakobsbrüder, Schuster, Landsknecht,

Auf Erd das hartseligst Geschlecht,
Und bleiben grob und ungeschicket,
Hergehn zerhadert und geflicket
Hin und her wieder im Land
Vor jedermann zu Spott und Schand;
Wo ihr euch nicht zu mir thut kehren,
Glauben, Gebot und Beten hören,
Werd't ihr auch endlich gar verdammt.
Darumb, Abel, hab dir das Amt,
Dein Brüder besser unterricht.

Abel: Herr, meinen Fleiß will ich spar'n nicht,
Wo sie anders mir folgen wollen,
Von mir sie all wohl lernen sollen,
Dich allein fürchten, lieben ehr'n.

Gabriel, der Engel: Auf daß die Sünder sich bekehr'n,
Kommt her aus engelischem Thron
Mit lieblichem Gesang und Ton
Zu Lob göttlicher Majestat,
Die all Ding wohl geordnet hat. (Sie gehen alle ab).

Aufzug 5.

Kaiu (geht ein mit dem Satan): Mein Bruder Abel ist wohl zu Hoff,
Er ist worden unser Bischoff;
Der Herr treibt mit ihm groäe Pracht,
Uns sonst all verspott', veracht';
Soll'n wir uns alle vor ihm biegen
Und ihm unter den Füßen liegen?
Es wird uns gar hart kommen an.

Der Satan: Warumb soll dasselb sein gethan?
Ihr seyd doch gleich so gut als er,
Kamt ihr doch all von Adam her;
Dazu bist du der Erstgeborn,
Dir soll die Schmach thun billig Zorn.

Kain: Ja mir ist mein Gemüt und Hertz,
Mit hässigem, neidigem Schmertz
Erfüllt, daß es gleich übergeht.

Der Satan: Wenn er dir dann sträflich zured't
Und aus dir treibet seinen Spott,
So schlag du ihn einmal zu tot,
Alsdann kommst sein mit Ehren ab.

Kain: Längst ich das ausgesonnen hab,
Jetzt wird's gleich gut, so wir all zween

Auf's Feld naus zu dem Opfer gehn,
Will ihn erschlagen und eingraben,
Daß wir darnach Ruh vor ihm haben.
Abel (kommt): Bruder, woll'n wir ein Opfer thun?
Kain: Ja wohl, fah' an am ersten nun.
(Sie opfern beide, der Herr kommt und spricht): Kain, warum ergrimmst auf Erd?
Warum verstellt sich dein Geberd'?
Ist's nicht also? Wenn du wärst fromm,
Wärst du angenehm und willkomm;
Bist aber bös, so glaube mir,
Die Sünd bleibt nicht verborg'n in dir;
Du solt die Sünde in dir stillen
Und ihr nicht lassen ihren Willen.
(Der Herr geht ab; Abel kniet bey seinem Opfer).
Kain: Bruder, mein Garb hab ich ausdroschen,
Darumb mein Opffer ist erloschen,
Dein Feist's (Fettes) vom Schaff das flammet sehr.
Abel: In allen Dingen Gott die Ehr,
Der uns Seel, Leib, Ehr, Gut und Leben
Umsonst aus Gnaden hat gegeben.
(Satan zeigt, Abel zu töten, Kain schlägt ihn nieder, der Satan hilft ihn zudecken und flieht).
Der Herr kommt: Kain, wo ist Abel, der Bruder dein?
Kain: Soll ich mein's Bruders Hüter seyn?
Was ficht mich wohl mein Bruder an?
Der Herr: O Kain, was hast du gethan!
Die Stimm von deines Bruders Blut
Zu mir in Himmel ruffen thut,
Die Erde die sey auch verflucht,
Der'n Mund dein's Bruders Blut versucht,
Das sie empfing von deinen Händen,
Soll unfruchtbar seyn an den Enden
Und ihr Vermögen dir nicht geben.
Auch so solt du durch all dein Leben
Auf Erd flüchtig und unstet seyn.
Der Satan (redet Kain in ein Ohr): O Kain, jetzund bist du mein!
Gilt's, du wirst jetzt von dein'm Gewissen
Geängst't, gemartert und gebissen,
Daß die Welt zu eng will werden,
Du bist verflucht sampt der Erden,
Gott und Menschen ist wider dich

Und alles, was auf Erd'n find't sich,
Weil du dein' Bruder hast erschlagen.
Drumb mußt verzweiffeln und verzagen,
Es wird kein Buß dir hülfflich seyn.

Kain: Viel größer ist die Sünde mein,
Denn daß sie mir vergeben werd.
Und du treibest mich von der Erd
Und treibst mich vom Angesicht dein,
Ich muß flüchtig auff Erden seyn,
So wird mir's gehn nach diesen Tagen,
Wer mich find't, der wird mich erschlagen.

Der Herr: Nein, Kain, wer dich schlägt auff Erden,
Soll's siebenfallt gerochen werden;
Da mach an dich ein Zeichen ich,
Daß niemand soll erschlagen dich.

Satan (führt Kain ab): Kain, thu dich an ein' Baum hencken,
Oder in 'nem Wasser ertrancken,
Auff daß dn kommst der Marter ab
Und ich an dir 'nen Höll'nbrand hab. (Sie gehen beide ab).

Adam (kommt weinend mit Eva): Ach Herr und Gott, laß dir es klagen,
Kain hat unsern Abel erschlagen,
Das fromme, gehorsame Kind,
Dess'n wir leider beraubet sind
Von Kain, der mit Wort und Thaten
War ungehorsam, ungeraten,
Von ihm kein Gut's uns ward gethan,
Kein Zucht noch Straff wolt nehmen an.
Ach, lieber Herr, tröste uns doch
Ob dem Tod unsers frommen Sohn's noch,
Herr, da liegt das unschuldig Blut.

Der Herr: Ihr Engel, bald begraben thut
Den Abel und bringt Seth her,
Auf daß von mir bestetigt er
Für Abel werd, den sie verlor'n,
Seth soll nun sein der Erstgebor'n.
(Die Engel tragen Abel aus).

Eva: O, lieber Herr, wenn du das willt,
Seth ist ein Sohn, gehorsam, mild,
Von dem ich werd getröst' zuletzt
Und alles Hertzleids werd ergetzt.
(Die Engel bringen Seth).

Der Herr: Den Seth sollt ihr annehmen thun

Für euern lieben Abel nun,
Von dem ich wahrhaft kommen laß
Des Weibes Samen, jetzt fürbas
Auff einen nach dem andern her,
Bis mit der Zeit doch kommet der
Verheiß'ne Sam und der Heiland,
Der euch löst aus des Fluches Band,
Auff daß ihr kommet alle gleich
Zu mir in das himlische Reich,
Wo ich leb ewiglich mit euch.

Der Ehrenhold: So sich die Comedie finiert (endigt),
Aus der vier schöner Lehr uns wird.
Erstlich bei Adam und Eva
Wird uns gestellt für Augen da,
Wie durch den Fall gantz menschlich G'schlecht
Vor Gott verflucht ward und ung'recht,
Unterworffn viel Angst und Plag,
Wie noch auff den heutigen Tag
In Trübsal stecken wir allsamt,
Ein Kreutz dem andern beut die Hand
Und essen das hartselig Brot,
Wie solches hat befohlen Gott.
Zum andern beim frommen Abel
Da hab'n wir abgemalet hell
All gottesfürcht'ge Menschen fort,
Die da glauben dem Gottes Wort
Und dem gehorsamlich nachleben
Und sich gentzlich Gott untergeben,
Auff sein' göttlichen Willen schauen,
In allen Nöten ihm vertrauen
Als ihrem himmlichen Vater,
Dem allerhöhesten Gutthater
Und werden durch den Geist getrieben,
Ihren Nächsten hertzlich zu lieben
Und ihm zu thun auch alles Gut
Geistlich und leiblich, wie ihn' thut
Ihr himmlischer Vater mehr,
Das thun sie Gott zu Danck und Ehr.
Zum dritten aber der Kain
Auff all gottlos' Leut deut' hin,
Die Gott verachten und sein Wort,
Glaublos leben an allem Ort

Nach der Vernunfft, Fleisch und auch Blut,
Und was demselbigen wohl thut,
Dem kommen's nach ohn alle Scham
Und stecken in der Wollust Schlamm,
In Sünden und Lastern verstocket;
Wie freundlich Gott sie zu ihm locket,
Das ist ihn' alles nur ein Spott,
Verfolgen, wer sie weist zu Gott,
Mit Mörderey, Neid, Haß und Zorn,
Der Satan liegt ihn' in den Ohr'n,
Bläßt ihn' alles Arges ein,
Auf daß sie ewig bleiben sein.
Zum viert'n: bei Gott wird uns gezeigt,
Wie Gott sei alle Zeit geneigt,
Zu helfen menschlichem Geschlecht,
Zu lösen, die verflucht, geächt't,
Durch den gebenedeiten Sam',
Damit er tröst't Eva, Adam.
Das ist Christus unser Heyland,
Welchen der Vater hat gesandt,
Von Maria Leib außgegangn,
Der auch zertrat das Haupt der Schlangen
Am Kreutz durch seinen bittern Tod,
Damit hat er versöhnet Gott
Menschlich Geschlecht und Adams Fall,
Daß wir nach diesem Jammerthal
Haben mit ihm das ew'ge Leben,
Das Gott thut aus Genaden geben,
Da ew'ge Freud' uns aufferwachs
Mit allen Engeln, wünscht Hans Sachs."

Trotz seiner fünf Akte ist das Stück durchaus nicht zu lang und keineswegs langweilig, obgleich nirgends ein dramatischer Knoten geschürzt ist und wunderbare Verstöße gegen die Zeitrechnung darin vorkommen. Ja diese gerade und die scharfe Zeichnung der Charaktere üben auf uns einen eigentümlichen Reiz aus. Das Stück heißt ein Schauspiel, eine Komödie, obgleich der fromme Abel vor den Augen der Zuschauer erschlagen wird. Aber es sind in demselben tröstliche Scenen genug, und die gebeugte Mutter erhält zum Schlusse ja die seligste Verheißung für Seth, der an des erschlagenen

Bruders Stelle tritt, so daß sie getröstet wird über Abel, den Kain erwürgt hat.

Das kürzere Spiel weicht von dem Schauspiel sehr bedeutend ab, indem z. B. Abel schon erschlagen ist und auch Kain nicht mehr vor dem Herrn unter den andern Kindern erscheint; es ist auch durch herzliche Naivetät, der die Schalkheit nicht fehlt, und durch die köstliche Charakterisierung der Eva noch ansprechender und feiner als jenes. Wir müssen es darum hier neben das erstere stellen.

„Ein Spiel. Mit XI. Personen. Wie Gott der Herr Adam und Eva jre Kinder segnet.

Eva (tritt ein und spricht): Ich bin das Armut seligst (armseligste) Weib
Beyde an Seel und auch an Leib,
Seit daß ich folget an den orten
Den schmeichelhaften süßen worten
Der hellisch, Satanischen Schlangen,
Daß ich im Paradeiß empfangen
Und gessen die verbotten frucht,
Daß ich nun forthin bin verflucht
Von Gott und hab sein gnad verlorn
Und bin auch außgetrieben worn
Vom Paradeiß und muß auff Erdn
Mit schmertzen meine Kindt gebern,
Mich auch dücken vor meinem Man,
Ach Gott, groß übel hab ich than.
Adam (kommt mit seiner Haue): Grüß dich Gott, mein hertzliebes Weib,
Ich bin ganz müdt und matt von Leib,
Ich hab das Gereut (Gerodete) umbgehawen,
Das Erdtrich fruchtbarlich zu bawen
Gar nach dem Göttlichen geheiß,
Daß ich in meines Angsicht schweiß
Das hardtselig Brodt hab zu essen.
Wie bist so trawrig auff dir gsessen,
Mein liebes Weib, was leidt (liegt) dir an?
Eva: Ach, was fragstu, mein lieber Man?
Ich bin ein ursach diser noth,
Daß wir essen das hardtselig brodt,
Als (da) ich im frommen Paradeyß
Hab gessen die verbotten speiß.

Darburch liegn wir, auch nit dest minder
All unser nachkommen und Kinder
In Gottes fluch und ungenaden,
In immer ewigklichem schaden,
Unterworffen dem ewing (ewigen) Todt,
Darein uns hat verstossen Gott
Derhalb mag ich auff dieser Erden,
Weil ich leb, nit mehr frölich werden,
Sondern in weinen, rew und klag.

Adam: Ach, mein Eva, nit gar verzag!
Von eim Engel hab ich vernommen,
Gott der Herr werdt heint (heute) zu uns kommen
Und beschawen unser Haußhalten,
Und wie wir unsrer Kinder walten,
Wie wir sie lehren, zaffen (zieren) und ziehen.

Eva: O mein Adam, so wil ich fliehen,
Wann (denn) ich fürcht jn so grausam sehr.

Adam: Du solt jm zulauffen vil mehr,
Weil er zu uns wil kommen heint,
So ist er uns nit so gar feindt,
Sonder begert, uns noch zu begnaden.
Geh, thu die Kinder butzen und baden,
Strel jn (strähle, kämme sie) und schmück sie allesandt,
Leg jn ahn jr feyergewandt,
Kehr die stuben und strew ein graß,
Daß es hinnen schmeck (rieche) dester baß,
Wenn der Herr komb zu uns herein.

Eva (hebt ihre Hände auf): Ach lob sey Gott dem Herren mein,
Daß er doch noch an uns gedencket,
Weil wir doch sind so dieff versencket
In sünden und Ewigen todt!
Weil aber unser Herre Gott
Zu uns her kummen wil auß gnaden,
So wil ich gehn, die Kinder baden,
Schmucken und nach Ordnung stelln,
Da sie den Herrn entpfangen söln.
Villeicht gibt er jn seinen segen,
Der auff ihn bleibet alle wegen,
Nimbt sie gleich zu gnaden widerumb.

Adam: So geh hin und bald wider kumb. (Eva geht ab).

Adam (hebt seine Hände auf): Ach Herr Gott, du himmlischer vatter,
Du unser einiger woltater (Wohlthäter),

Wie haben durch den ungehorsam wir
Uns so hart versündet an dir,
Darvon uns mancherley unglück
Seither kummet auf unsern rück,
Dieweil erst hat vor kurtzen tagen
Cain unsern Abel erschlagen.
Das ist uns auch ein hertzlich bschwer.
Ach Gott, send uns dein Heylandt her
Nach deim verheissen, der uns tröst,
Uns auß deiner ungnad erlöst.

Eva (kommt und bringt vier Söhne): Adam, lieber Gemahel mein,
Wie gefallen dir die Kindelein?
Hab ichs nit fein gestrichen rauß?
Wenn Gott der Herr nun kumbt zu hauß,
Ich hoff, sie werden jm gefallen,
Werd von jrend wegen (ihretwegen) uns allen
Forthin dest genediger sein.

Adam: Eva, lieber Gemahel mein,
Ja, ich laß mir sie auch gefallen;
Ja, das ist nur ein theil auß allen,
Sag, wo die andern Kinder sein,
Daß du sie auch mit füreſt herein,
Daß jn der Herr auch geb den segen.

Eva: Ich hab es lassen unter wegen.
Es ist warlich das ander Kindig
Lausig, zottet (zottig), kretzig (krätzig) und grindig,
Högret (bucklig), schlicket (unrein), unkündt und grob,
Schlüchtisch (unverschämt), perstet (verkehrt) ohn alles lob,
Zerrissen, ein zapffete (üble) Rott.
Wo sie sech (säh) unser Herre Gott,
So müst ich mich der vor jn schemen,
Darum thet ichs nit herein nemen.

Adam: Wo hast diese Kinder hin than?

Eva: So wiß, Adam, mein lieber Man,
Ich habs verstossen in das Hey (Heu)
Draussen im Stadel in die strey (Streu);
Dergleichen jr eins teils auch schlaffen
Drauß hindern herdt und in dem offen (Ofen),
Der keines sol schlieffen (schlüpfen) herauß,
Biß daß der Herr kumb auß dem hauß.

Adam: Hestus (Hättst du sie) nur alle herein bracht;

Gott hat auff leiblich schön kein acht,
Sonder auff zucht und Gottes Ehr.
Ir Kinder, folget meiner lehr!
Wann Gott der Herr kombt herein,
So zieht ab ewer Schleplein (Hütchen) fein
Und thut euch all gegen jm neigen!
Thut jm all Reverentz (Ehre) erzeigen,
Biet jm die hendt nach einander
Und entpfahet jn allesander,
Denn kniet nider, legt die hendt zsamb,
Bett (betet) mit einander allesamb,
So wirdt er euch den segen geben.

Seth: Ja, lieber Vatter, das wöll wir eben
Mit allem höchsten fleiß verbringen,
Wie dus befilchst (befiehlst) in allen dingen.

Der Herr (tritt ein mit zwei Engeln): Der Friedt sey euch, jr Kinderlein!

Adam (neigt sich): O du Himlischer Vatter mein,
Dir sey ewig ehr, preiß und lob,
Daß du uns arme Sünder grob
Heimsuchst und uns verschmehest nicht,
Weil wir, durch unser sünd entwicht (entartet),
Sindt nun gar kaumb wirdig und werdt,
Daß uns ertragen sol die Erdt;
Und du, Herr, suchst uns selbst zu Hauß.

Eva (fällt auf die Knie): Gantz unaussprechlich überauß
Ist unser missethat und schuldt,
Weil wir theten wider dein huldt,
Der du uns so miltreich hast geben
Unser Seel, Leib, Vernunfft und Leben.
Derhalb werd (werden) wir in dem gewissen
Geengst (geängstigt), gemartert und gebissen,
Daß wir schier gar verzweiffelt sein.

Der Herr: Seyt getröst, lieben Kinder mein,
Ich bin von natur gnedig und gütig,
Von grosser güt und langmütig,
Bin ein trost und ein Hilff der Armen,
Der sich über euch thut erbarmen.
Derhalben so thut nit verzagen,
Halt euch nur fest an mein zusagen:
Dein sam zertretten wird die Schlangen,
Denn (dann) werdt jr gnad und heil erlangen
Und wird euch ewer sünd vergeben

Und werdet ewig mit mir leben
Ein endt nemen all ewer klag.
Eva: O du himlischer Vatter, sag,
Ist dieser heilig Samen rein
Eins unter disen Kinden mein,
Der sol zertreten das haubt der schlangen?
Der Herr: Der Sam hat darin angefangen,
Und solcher Samen der wird wandern
Von einem Sone auff den andern,
Biß kommen wirdt zu seiner zeit
Der gemeldt Sam gebenedeyt,
Der die Schlangen wird untertretten.
Der Herr (wendet sich zu den Kindern):
Ir Kinderlein, sagt, kündt jr beten?
Eva: Ja, lieber Herr, sie könnens wol;
Wilt du, daß man beten sol?
(Die Kinder knieen nieder, Seth der älteste betet vor, die andern beten nach das Vaterunser).
Der Herr: Ihr Kinderlein habt bettet recht,
Durch euch wil ich Menschlich geschlecht
Mehrn und erfüllen alle Landt,
Unzalbar (unzählbar) wie die Meeres sandt
Biß an den Jüngsten tag alwegen
Eva: Ach lieber Herr, gieb jn dein segen,
Eim jeglichen besunder allein,
Daß sie dabey gedencken dein,
Deiner lieb, trew und milten güt,
Auff daß jr Hertz, Seel und Gemüt
An dir hang, weil sie leben auff erden.
Sag jedem, was auß jm sol werden.
Der Herr (legt dem ersten die Hände aufs Haupt): Eva, ich wil geweren dich.
Du solt werden auff Erdterich
Ein König gewaltig nnd mechtig,
Herschen in deinem Reich gar prechtig,
Solt Fürsten und Herrn unter dir han,
Darzu hab dir Zepter und Kron.
(Legt dem andern die Hände auf den Kopf.):
Du, Knab, solt werden ein strenger Ritter
Und solt beschützen one zitter
Landt und Leut, Wittwen und Waisen
Vor den Feinden in Krieg und raisen,
Schild und Wappen führst du auff erdt,

Darzu nimb in dein handt das schwerdt.
(Zum dritten Sohne.) Und du solt Burgermeister sein
Und ordinieren die Burger dein
Und handhaben gemeinen nutz,
Straff das böß und belohn alls guts,
Recht urtheil am Gerichte hab,
Darzu nimb des gewaltes stab.
(Zum vierten.) Und du solt werden ein Kauffman,
Du solt sehr grosse Reichthumb han
Und solt bringen allerley war (Ware)
Von eim Landt in das ander dar,
Handel recht mit rechen (rechnen) und zeln,
Darzu hab dir Gewicht und Eln (Elle).
(Zu den Kindern.) Nun kumbt mit mir ins Paradeiß,
Daß ich euch den Lustgarten weiß (weise),
Auß dem ich Eva und Adam,
Ewr Eltern umb jr unghorsam
Verstossen habe, auff daß jr
Mich fürcht und bleibet ghorsam mir,
Mir glaubet, liebt und ehrt allein,
So wil ich ewr Gott auch sein
Und ob euch fest halten mein hand,
Daß jeder bleib in seinem standt,
Wie ich jm hab mein Segen geben,
Forthin, dieweil er hab sein Leben.
Eva: Ach lieber Herr, laß uns auch mit!
Der Herr: O Eva, es gezimbt dir nit
Zu gehn wider ins Paradeiß,
Weil du aßt die verbotten speiß.
(Der Herr führt die Kinder ab.)
Eva: O mein Adam, erst (jetzt) rewet mich,
Daß nicht die andern Kinder ich,
Gleich also zotet und so scheußlich,
Bucklet, unlüstig und so greußlich (abscheulich),
Hab auch rein für den Herren bracht;
So het (hätte) er auch groß Herrn drauß gmacht
Durch seinen reichen milten Segen.
Adam: Ich sagt vor, jm sey nichts dran glegen,
Der Herr seh nit an die Person,
Sonder wem er sein güte gon (gönne),
Denselbigen, den segnt er doch.
Geh, liebe Eva, bring sie noch,

Daß er jn auch sein Segen geb.
Eva: Ja, wils bringen, so war ich leb,
Und wil gehn ziehen auß dem Hew,
Auß dem Ofen und auß der strew,
Mein Adam, bleib ein weil zu Hauß,
Ich will fürwar nit lang sein auß.
Kombt der Herr wider an den orten,
So halten (halte ihn) ein weil auff mit worten,
Biß ich die andern Kinder bring.
Adam: Geh, bring sie baldt, sey guter ding,
Eil, ich sich (sehe) dort her gehn von fern
Wider unsern Gott und Herrn. (Eva geht ab.)
Der Herr (gehet ein): Adam, Adam, wo ist dein Weib?
Wiß, daß ich nun nit lenger bleib.
Die Sonn die wil schier gehen zu rast
Mit jrem hellen liechten glast (Glanz).
Ich wil gen Himmel wider von euch.
Adam: Ach, lieber Herr, ein klein verzeuch,
Biß daß mein Eva wider kumb;
Sie wirdt dir bringen noch ein sumb (Summe)
Kinder, die sie mir hat geborn.
Der Herr: Ich bin dir vor zu willen worn (geworden),
Wil noch verziehen ein kleine weil.
Adam: Ich wil gehn sagen, daß sie eyl.
Da kombts gleich selber her gelauffen
Mit jhrem rotzing, laussing hauffen.
Eva (kommt mit vier Kindern): Ach, lieber Herr, ich bitt dich hoch,
Segn mir auch dise Kinder noch
Wie die vorigen aller massen.
Der Herr: Wo hast die Kinder vor (vorhin) gelassen,
Sie mit den ersten nit hast bracht?
Eva: Ach, lieber Herr, ich hab gedacht,
Von dir ich mit verspottet wer,
Weil sie so schluchtisch (liederlich) gehn daher,
Thu auch dein gnad an jn bestetten (beweisen).
Der Herr: So laß sie nider knien und betten.
Eva: O lieber Herr, sie künnens nit.
Der Herr: Ei was wilt du denn machen mit?
Du bist mir ein heiloses Weib,
Zeuchst sie weder an Seel noch Leib,
Sie wachsen auff wie stöck und blöck,
Ungschickt und wilt wie Gemsenböck

Ohn all art und Menschliche zier
In eigen willen und begier,
Die jren Schöpffer nit erkennen,
Anruffen, loben, ehrn und nennen,
Nit fürchten oder betten an,
Wie können sie denn segen han?

Eva: Ach Herr, ich hab der Kinder vil,
Mit der zeit ichs bas (besser) ziehen wil,
Sie Geistlich und leiblich baß straffen.
Müh und arbeit gibt mir zu schaffen
Und meinem Adam nicht dest minder,
Daß wir vergessen offt der Kinder.
Doch Herr, ich beger deiner gnaden,
Wölst jr einfalt nit lassen schaden
Und jn dein milten segen geben
Den ersten Kinden gleich und eben,
Das ist mein hertzliches begern.

Der Herr: Nun, ich wil dich der bit gewern,
Die Kinder nichts lassen entgelten.
Du und dein Adam seit zu schelten,
Daß jr die Kindt nit ziehet mehr
Auff tugent, Gottesforcht und ehr.
Wo man sucht Gottes reich vor allen,
Wirt das ander alls wol zufallen.
Nun führ diese Kinder auch her,
Daß jn von mir der segen wer (werde).

(Eva führt die Kinder her.)

Der Herr (legt einem die Hände auf): Nun du solt werden ein Schuster,
Dich nehren mit Leder und Schmer,
Und solt das Leder mit deinen Zänen
Groß weit und breit hin und her dehnen,
Daraus machen der Menschen Schu;
Da gib ich dir ein Laist (Leisten) darzu. (Eva kratzt sich am Kopfe).

(Zum andern Sohne). Ein Weber solt werden nach Jarn,
Und mit Leinen und wüllen Garn
Solt Tuch würcken zu Hem (Hemden) und Röcken,
Darmit die Menschen sich bedecken;
Darzu hab dir die Webers schützen,
Die solt du all dein lebtag nützen.

(Zum dritten.) Du aber solt eiu Schefer wern,
Die Schaf soltu melcken und schern,

Sie führen auff waidt süß und gut,
Vor wölffen sie haben in hut
Und von jn machen Keß und Schmaltz,
Nimb die Hirtentasch und behalts.
(Zum vierten.) Du aber solt werden ein Bawr
Mit dem Pflug und mit Arbeit sawr,
Solt ackern, pflantzen und mäen,
Ernehren alle Menschen gar
Darzu gieb ich dir die Pflugschar.
(Zu allen.) Nun seyt jr auch gefertigt ab,
Jeder hat sein segen und gab,
Darmit ich jn hie thu verehrn,
Darmit sie sich auff erdt ernehrn.
Eva: Ach lieber Herr vom Himmelreych,
Wie teilst du dein segen auß so ungleich!
Weil (da doch) sie sind alle meine Kinder,
Und ist je keins mehr oder minder
Mit meinem Adam Ehlich geborn,
Wie daß denn jen' sind Herren worn?
Und diese vier hast du veracht,
Lauter armes volck drauß gemacht,
Schuster, Weber, Hirten und Pauern.
Der Herr: Mein Eva, das laß dich nicht dauern!
Wie ich ansihe die ein Person,
Also mach ich darauß ein man,
Nachdem er kan fürstehn ein ambt,
Auff daß auff erd werd nichts versaumbt.
Ich bin der Allmechtige Herr,
Muß in der Welt weit und ferr (fern)
Ambtleut haben zu allen dingen,
Daß einer den andern hin kan bringen.
Wenn sie all König und Fürsten wern (wären),
Burgermeister und groß Kauffherrn,
Müsten ob ein ander verschmorn.
Wer wolt jn bauen treidt (Getreide) und Korn
Wer wolt jn zimmern, bauen und bachen (backen),
Weben, hosen und schuh machen,
Schmiden, drehen und leder gerben,
Müntzen, scheren uud tuch ferben?
Dergleichen wenn der gmeine hauff
Kein Obrikeit het, die jm sech (sähe) drauff
Und sie fürsichtigklich regiert,

Gmein nutz schützet und ordinirt
Und thet den bösen widersthen,
Wie wirt (würde) es übr und übergehn?!
Kein standt kan an (ohne) den andern sein.

Eva: Ich glaubs wol, lieber Herre mein!
Die ersten aber leben Herrischer art,
Die andern vier arbeiten hart,
Übel essen und hart liegen,
Vor König, Adel und Bürger sich schmiegen;
Die haben gut kleider, trank und speiß,
Lustgerten wie das Paradeiß,
Köstliche heuser, sanffte beht (Betten);
Wenn solchs der ander hauff auch het (hätte),
So leg (läge) mir zwar auch nichtsen an.

Der Herr: Eva, du thust nit recht verstan.
Es ist ein stand gleich wie der ander,
Sie sind mühselig allesander,
König, Ritter, Burger und Kauffmann,
Gleichwohl (obwohl sie) gar kein handarbeit han,
Doch unter jrm bracht (Pracht) verborgen
Stecken sehr groß müh, angst und sorgen
Von Krieg, Auffrhur und rauberey,
Kranckheit und unglücks mancherley,
So sich zutregt im Regimendt.
Des sind gefreidt die andern stendt,
Haben kein ander sorg nit mehr,
Denn wie man Weib und Kind erner (ernähre).
Die handarbeit ist jn gesundt,
Macht süssen schlaff, nüchter und rundt
Jn ist auch wolschmach (Wohlgeschmack) speiß und tranck,
Auch ist jn die weil nit so lang.
Zu arbeit ich den Menschen klug
Beschuff wie den Vogel zum flug.
Drumb welcher Mensch jm lest (läßt) genügen
An dem stand, den ich jm thu fügen,
Der hat genug bey all sein Jaren.
Nun wil ich wider gen Himmel fahren
Zu aller Engelischen schar.
Mein friedt euch ewigklich bewar. (Der Herr geht ab).

Adam: O mein Eva, laß uns fortan
Nach dem worte des Herren fron (Gerichtsherrn)
Vaß ziehen unser Kinder mehr

Auff Tugendt, Gottesfurcht und Ehr.
Du hörst, daß er sonst nichts begert,
Denn daß jn menschlich Gschlecht auf Erd
Jhm glaube und vertrawe allein,
Thu jn förchten und gehorsam sein,
Anruff und ehre seinen Namen,
So wil er uns des Weibes samen,
Den gebenedeyten Heilandt
Schicken, welcher uns allesandt
Abtilgen wirdt den ewing fluch,
Uns kleiden in der unschuld tuch
Und werdt uns auch nach diesem leben
Ein ewig, selig, himlisch geben,
Da ewig freudt uns aufferwachs
Sambt Menschlichem Gschlecht, spricht Hans Sachs."

Aus dem Jahre 1554 heben wir die „Historia der schönen Magelona, eines Königs Tochter zu Neapolis", hervor, welche der Dichter nach dem Volksbuche erzählt und im folgenden Jahre als Komödie bearbeitet hat; ferner die etwas weitschweifige aber sinnreiche Vergleichung des menschlichen Lebens mit den zwölf Monaten, in welcher er zeigt, daß nach Abzug der Spielerei, des Schlafes, der Krankheit, Faulheit u. s. w. der Mensch kaum 16 Jahre recht lebt, so daß Simonides mit Recht sagen kann, er habe kurze Zeit, aber lange Jahre gelebt. Neben der Tragödie „die Zerstörung der Stadt Troja" dichtete er in demselben Jahre den Schwank „Eulenspiegels Disputation mit einem Bischof über das Brillenmachen", in welchem in ergötzlicher Weise die Zeitschäden geschildert werden. Ein Bischof nämlich, der nach Worms zum Reichstag zieht, trifft den Schalk Eulenspiegel, der in ärmlicher Kleidung sich für einen Brillenmacher ausgiebt, für den wenig zu thun ist, da die alten fleißigen Theologen ausgestorben sind, die jungen Mönche aus den Klöstern laufen und Handwerker werden und die Fürsten durch die Finger sehen, so daß niemand mehr Brillen braucht. Diese Klage, der er den Spott anmerkt, geht dem Bischof zu Herzen, und er meint:

„Weiß der gemein Mann diese Tücken,
Daß wir heimlich thun unterdrücken
Alls mit gefärbtem, gutem Schein,
Vermeinen, es soll heimlich seyn,
So ist es warlich hohe Zeit,
Daß wir Unschuld und Gerechtigkeit
Im unterdrückten deutschen Land
Hilf reichen mit gerechter Hand.“

Wie Sachs so die Großen straft, so zeigt er auch, daß im Leben des Volkes viel Böses sich finde, in dem Gedicht: „Der Teufel sucht eine Ruhstatt auf Erden“. Der Teufel ruht an Fürstenhöfen, an Bischofssitzen, bei den Bürgern und an Gerichten und findet da viel Böses, aber doch auch Männer, welche das Böse strafen, so daß er da nicht bleiben mag und wieder in die Hölle fahren will. Da sieht er einen Tanz, bei dem ist alles Böses und nichts Gutes; darum bleibt er da als

„— an einem Ort,
Da man gar nichts Guts sieht noch hort,
Wie denn ein altes Sprichwort thut lehrn,
Das Best am Tanz sey das Umkehrn,
Sam (Als) sey sonst nicht viel Guts daran.
So sagt man auch, niemand komm von
Dem Tanz so gut, als er ging daran.“

Dem Kaiser aber bezeichnet er als „die vier Erzfeinde des Friedens“, die er ausrotten müsse, in einem Gedichte von 1556 den Neid, den Geiz, den Zorn und die Hoffart und hält allen die Geschichte von Herkules am Scheidewege vor in dem „Kampfgespräch Xenophes des Philosophen mit Frau Tugend und Frau Untugend, welche die ehrlichere sei“, damit sie der Versuchung widerstehen mögen. Daran reiht sich aus demselben Monate das Gedicht „Dreierlei Gespräch des Philosophen Sokrates, die Jugend betreffend“, in deren erstem er straft, daß man nur den Schmuck des Leibes, aber nicht der Seele kenne und suche, und lehrt:

„Des Gemütes Zier das sind die Tugend,
So man lernet in der Jugend,
Davon wirdt das Gemüt geschlacht (fein)
Und die schnöden Laster veracht,
Treibt alle Unart von ihm hin.
Dann setzt der Mensch Hertz, Mut und Sinn
In ein gantz tugendliches Leben,
Von den ihm wirdt der Lohn gegeben,
Daß er im Himmel und auff Erd
Wird Göttern und der Menschen wert.
Schau, ist das nit ein schöne Zier,
Dazu du billig sollt Begier
Haben zu tausend malen mehr,
Denn wie du kleidst dein Leib zu Ehr
Und ihn schmückest zu dieser Frist,
Das nur ne äußre Larve ist
Gegen die inwendige Zier?!"

Wie Sokrates in diesem ersten Gespräche die Tugend empfiehlt, so beantwortet er im zweiten die Frage nach dem Thun und der Freude der Götter im Himmel dahin, daß er sagt, sie belachen die Thorheiten, welche die Menschen auf Erden begehen, und bezeichnet im dritten Gespräche den Menschen als den Göttern am nächsten und ähnlichsten, welcher sich an dem genügen läßt, was ihm das Glück gewährt, und an nichts sein Herz hängt. Sonst ist noch aus dem Jahre zu erwähnen die Parabel von den drei Freunden, welche der Mensch hat. Wir besitzen sie auch in einer Bearbeitung von Herder. Die drei Freunde sind nach Sachs Geld, Verwandte und Freunde, der dritte aber der fromme Glaube an Jesum Christum,

„Der vertritt uns vor dem Gericht,
Daß uns der Richter ledig spricht
Und nehmet uns auff zu Genaden,
Thut in sein ewig Reich uns laden
Durch Christum, der genaden Thron,
Den Freundt solln wir für augen hon
Für alle ding in diesem leben,
Weil er besteht vor dem Richter eben."

Wenn auch nicht ergiebiger an Gedichten überhaupt, so

doch ausgezeichnet durch bedeutsame Dichtungen ist das Jahr 1557, welches wie die Jahre 1523 und 1553 einen besonderen Höhepunkt in der dichterischen Thätigkeit des Meisters bezeichnet. Wir geben zuerst, weil er auch am Neujahr 1557 gedichtet ist, einen Schwank, den Hans Sachs als ein Gespräch bezeichnet hat, in dem er aber nur immer selbst erzählt. Es ist die Geschichte von „Sankt Peter mit den Landsknechten." Sie lautet:

„Neun arme Landsknecht zogen aus
Und garteten (fochten, bettelten) von Haus zu Haus,
Dieweil kein Krieg im Lande war.
Eins Morgens trug ihr Straß sie dar
Hinauf bis vor das Himmelthor,
Da klopften sie auch an davor,
Wollten auch in dem Himmel garten.
Sankt Peter thät der Pforten warten.
Als er die Landsknecht davor sah,
Gar bald er zu dem Herrn sprach da:
„Herr, draußen steht ne arme Rott,
Laßt sie herein, es thut ih'n not.
Gern schweiften sie herum im Garten."
Der Herr sprach: „Laß sie länger warten."
Als nun die Landsknecht mußten harren,
Fingen's an zu fluchen und scharren
Marter, Leiden und Sakrament.
Sankt Peter diese Flüch nit kennt,
Meint, sie red'ten von geistlich Dingen,
Gedacht, in Himmel sie zu bringen,
Und sprach: „O lieber Herre mein,
Ich bitte dich, laß sie herein,
Ich hab gesehn nie fromm're Leut."
Da drauf der Herr wieder entbeut (Antwort giebt):
„O Petrus, du kennst sie nit recht;
Ich seh wohl, daß es sind Landsknecht,
Sollten wohl mit mutwillgen Sachen
Den Himmel uns zu enge machen."
Sankt Peter, der bat aber mehr:
„Herr, laß sie herein durch dein Ehr."
Der Herr sprach: „Magst sie lassen rein,
Du mußt mit ihn behangen sein;

Schau, wie sie wieder bringst hinaus."
Sankt Peter war froh überaus
Und ließ die frommen Landsknecht ein.
Als sie in Himmel kamen nein,
Garten sie um bei aller Welt,
Und bald sie zusammen brachten das Geld,
Huckten sie nieder auf nen Plan
Und fingen dort zu spielen an.
Und eh ein Viertelstund verging,
Ein Hader sich bei ihn'n anfing
Von wegen was in ihrem Spiel.
So wurden sie entrüstet viel,
Zuckten (zogen) von Leder sie allsammen
Und hauten da mit Kraft zusammen,
Jagten einander hin und wieder
In dem Himmel auf und nieder.
Sankt Peter diesen Straus vernahm,
Brummt die Landsknecht an, als er kam,
Sprach: „Wollt ihr in dem Himmel balgen?
Hebt euch hinaus an lichten Galgen!"
Die Landsknecht sahn ihn an mit Tück
Und schlugen so auf Sankt Peters Rück,
Daß ihn'n Sankt Peter mußt entlaufen,
Zum Herrn kam mit Ächzen, Schnaufen
Und klagt ihm über die Landsknecht.
Der Herr sprach: „Dir geschieht ganz recht,
Hab ich dir nicht gesaget heut:
Laß sie heraus, es sind freche Leut!?"
Sankt Peter sprach: „O Herr, der Ding
Verstand ich nicht, hilf, daß ich bring
Sie naus, soll mir ein Witzung sein,
Daß ich kein Landsknecht laß herein,
Weil sie sind so mutwill'ge Leut."
Der Herr sprach: „Ein'm Engel gebeut,
Daß er ne Trommel nehm zuhand,
Nehm vor des Himmels Pfort den Stand
Und einen Lärmen davor schlag."
Sankt Peter that nach seiner Sag.
Als der Engel die Trommel schlug,
Liefen die Landsknecht ohn Verzug
Eilend aus durch das Himmelsthor,
Meinten, ein Lärmen wär davor.

Sankt Peter schloß die Himmelpforten,
Versperrt die Landsknecht an den Orten.
Der keiner seit hinein kam nie,
Weil Sankt Peter ist brummig auf sie.
Doch nehmt auf schwankweis dies Gedicht,
Wie Hans Sachs ohn all Arges spricht."

Wie aber Sankt Peter keinen Landsknecht mehr in den Himmel läßt, so läßt der Teufel nach einem andern Schwanke keinen Landsknecht mehr in die Hölle fahren; denn auch er hat schlimme Erfahrung mit dem bösen Volke der Landsknechte gemacht. Er hätte sich gern ein Dutzend zugelegt und beauftragte Beelzebub (Belzebock), doch wenigstens einen herzubringen. Belzebock fuhr auf die Erde in ein Wirtshaus, da die Landsknechte zechten, und hoffte, beim Trinken in einen fahren zu können. Sie tranken einander aber trotz allen Fluchens immer mit dem frommen Spruche: „Daß Dir's Gott gesegne!" zu, und er entfloh aus Angst, daß es ihm an den Kragen ginge, als er hörte, daß ein Landsknecht den Wirt beauftragte, ihm den armen Teufel in der Hölle zu rupfen und zu braten. Der Landsknecht aber meinte einen Hahn, den er hinter dem Ofen (in der Hölle) aufgehängt hatte. Der zurückgekehrte Belzebock macht Lucifer eine schreckliche Beschreibung von den wilden Landsknechten, von ihrer Tracht und ihrem Treiben:

„Es ist die allerwildste Rott.
Man heißt sie die frommen Landsknecht,
Man thut ihnen aber unrecht;
Denn ich mag auff Wahrheit gestehn,
Wildre Leute hab ich nie gesehn.
Ihr Kleider nach den wildsten Sitten
Zerschlitzt, zerhauen und zerschnitten,
Eins Teils die Schenkel blecken thaten,
Die andre groß weit Hosen hatten,
Die ihnen auf die Füß rab hingen,
Wie die gehosten Tauber gingen.
Ihr Gesicht geschrammt, geknebelbartet,
Auf das allerwildest geartet,
In Summa wüst aller Gestalt,

Wie man vor Jahren uns Teufel malt.
Die spielten mit einander um,
Hui! wurden sie entrüstet drum,
Balgten und haueten zusamm
Einander beide krumm und lahm. —
Derhalb kann ich gar nicht ermessen,
Daß uns Nutz wär der Landsknecht Meng,
Sie machten uns die Höll zu eng."

Darum beschließt der Oberteufel Lucifer:

„Mein Belzebock, und ist es wahr,
So wollen wir forthin fürwahr
Nimmer nach keinem Landsknecht fragen,
Sondern woll'n zu uns wie vor tragen
Spieler, Gotteslä'st'rer, Weinzecher,
Die Buhler, Hurer und Eh'brecher,
Wuchrer, Dieb, Mörder, Straßenräuber,
Auch wollen wir aufklauben sauber
Die Landfriedbrecher und Mordbrenner,
Verräter und all schändlich Männer,
Münzfälscher und falsche Juristen
Und dazu all glaublose Christen
Verstockt, die nicht Buß wollen wirken,
Juden, Ketzer, Heiden und Türken,
Gottlos Mönch, Nonnen und Pfaffen,
Die woll'n wir um ihr Unzucht strafen."

In der „Geschichte vom hörnen Siegfried," die er in einem Trauerspiel behandelte, griff Hans Sachs wieder in die deutsche Heldensage und bewährte ebenso in dem Fastnachtsspiel: „Der Teufel nahm ein alt Weib zu der Ehe", in dem er zugleich die wucherischen Juden geißelte, den alten Satz, daß ein altes Weib bitterer als die Hölle sei und selbst den Teufel überwinde. Es muß ihm die Wahrheit dieses Satzes so wichtig gewesen sein, daß er dieselbe Geschichte von der Ehe des Teufels mit einem alten Weibe noch einmal in demselben Jahre in einem Schwanke darstellt. Der Teufel, der selber so in böser Ehe gelebt hat, sucht auch Zwietracht unter frommen Eheleuten zu stiften. Da er nun sich beklagt, daß er das bei einem Paare nicht vermocht habe, obgleich er sich seit 30 Jahren darum bemühe, verheißt ihm

ein altes Weib gegen ein Geschenk, daß Mann und Weib noch heute bei scheinender Sonne sich schlagen sollen. Der Teufel verspricht ihr ein Paar neue Schuhe, und der Alten gelingt der Streich. Als sie aber den Teufel beschwört, traut sich dieser gar nicht zu ihr, sondern reicht ihr die Schuhe auf einem Stecken:

„Denn solcher alter Weiber drey
Fingen im Feld den Teuffel frey.“

Mit der Ehe beschäftigt er sich auch in dem „Gespräche der Mutter mit ihrer Tochter von ihrem Eidam“ und in dem „Klaggespräch dreier Kläger mit dem Mann ob seinem verstorbenen bösen Weibe,“ von denen der eine rät, gleich am nächsten Morgen nach einer besseren Frau Umschau zu halten; ebenso in dem Schwanke „Der Pfarrer mit den ehebrecherischen Bauern.“ Die Kinderzucht im Hause behandelt er in der hübschen Fabel:

„Wer hat gehört vor diesen tagen,
Daß die Esel den Müller schlagen,
Daß er die Säck muß selber tragen?
Wer hie fürgeh, der schaw mich an,
Ob ich nit sey ein armer Mann!
Sechs Esel hab ich aufferzogen
In meiner Mül, die mich betrogen.
Wann (denn) ich gab jn Futter und Hew,
Fürt sie gen trenck und macht jn strew
Und warrt (wartete) jr auß mit allem fleiß,
Doch zaumet ich sie viel zu leiß
Und ließ jn den zaum im anfang
Durch mein unverstand vil zu lang.
Darvon sie worden sind zum theil
Mutwillig, gögel (kühn), frech und geil.
So ichs jetzt reitten will mit sporn,
Legken (löcken, springen, ausschlagen) sie auff hinden und vorn;
So sie mir jetzt nutz sollen sein,
Faren sie zu und spotten mein,
Tummeln sich auf dem Kugelplatz
Und bieten mir auch trutz und trotz,
Daß ich jn jetzt muß selber schweigen.

Sie machen mir eins auff der Geygen
Und hauen mich auff der sackpfeiffen
Und mich auch noch hertter angreiffen,
Daß ich die seck muß selber tragen,
Darzu sie mich mit Geischeln (Geißeln) schlagen
Und treiben mich, daß ich muß than
Alls, was mein Esel wollen han,
Daß ich mich jr gleich schemen muß.
Secht (seht), ist das nit ein schwere Buß,
Daß ich in meinen alten Tagen
Die seck selber gen Mül muß tragen.
Beschluß: Jhr Eltern nempt Exempel bey mir,
Ziecht ewere Kind dest besser jr
Und lasset jn in dem anfang
Den Zaum auch nit (wie ich) zu lang
Und secht jn nit zu durch die Brillen,
Sonder brecht jn jrn eigen willen,
Biegt sie, weil sie zu biegen sindt,
Wann (denn) die Ruth treibt einem Kindt
Die arg Thorheit auß seinem Hertzen
Sampt allem mutwilligem schertzen.
Wer sein Kind lieb hat, der Weis' spricht,
Der sparet jm der Ruthen nicht,
Wer sein Kindt nit zeucht in der Jugendt
Auff Gottes forcht, sitten und Tugend,
Warrt (wartet) sein allein mit tranck und speiß
Und kleidet es mit allem fleiß,
Lest (Läßt) jm all sein thun wohlgefallen,
Lacht darzu, gibt jm recht in allen;
Daz kind wechst auf gleich eim zaunstecken,
Drob endtlich die Eltern erschrecken.
Wenn jr Kinder kommn zu Jarn,
Gantz unzogen und unerfarn,
Und nichts mehr umb die Eltern geben,
Füren ein wüst und schendtlich leben:
Denn (dann) hebt sich an der Eltern klagen
Und müssen die seck selber tragen,
Sorg und angst haben für jr Kinder,
Sich jr auch schemen nicht dest minder,
So sie meinen Kinder habn geborn,
So sind grob Esel darauß worn.
Dergleichen Herrn, Meister und Frawen,

Thut auch auff ewer Ehaltn (Gesinde) schawen,
Erstlich jr sie gewenen solt,
Wie jr sie endtlich haben wolt.
Wer erstlich zärtlich hält sein Knecht,
Zeucht jm selb einen Junckherrn schlecht,
Der jm nit lang bleibt unterthenig,
Sonder unghorsam, widerspenig,
Der darnach thut, was er selb will,
Daß man seiner Dienst geneust nit vil.
Dergleichen auch nach dem bescheidt,
So halt ein Fraw auch jr Hausmeid.
Wo man's nit erstlich helt im Zaum
Und lest jr gar zu weiten raum,
So werden sie stoltz und furwitz,
Zu klappern (schwatzen) jenes und auch ditz (dies),
Sich denn faul und fahrlessig stelln,
Schawen nach Täntz und jungen Gselln;
Derhalb soll man zu erster fart
Jhn abgewenen jr böß unart,
Sie fein behalten bey dem Hauß,
Nit umbschweiffend zu rollen aus,
Daß sie ob unzucht haben schew,
Bleiben gehorsam, fromb und trew.
Welch Herrschafft jr Ehalten bloß
On Zucht lest gehn wie die saumroß,
Solch Herrschafft hat denn nit zu klagen,
Wenn sie die seck muß selber tragen.
Groß unkost, schaden auff sie wachs
Durch jr Ehalten, spricht Hans Sachs."

Mit der Kleidung und der Sucht der niederen Stände, es darin den höheren Ständen gleich zu thun, befaßt sich der lustige Schwank: „der Pawern Knecht mit dem zerschnitten Kittel", in dem der Knecht Heinz Dölp seinen Kittel so gemacht haben will, wie ihn sein Edelmann trägt. Dieser hat sich aber nach der Mode seinen Kittel ganz zerschneiden lassen, und so wird der Knecht, als er einen ebensolchen Kittel aus grobem Zwilch erhält, überall verlacht und für einen Narren gehalten. Mancherlei Fehler strafen die „Stich- und Strafreden Diogenis Philo-

sophi, die Unart betreffend", und die Fabel „der Zipperlein (das Zipperlein) und die Spinne" verspottet das unreine Wesen der Bauern und das üppige Leben der Geistlichen, Adeligen und Bürger. „In dem Bauernhause", sagt die Spinne:

„Da will ich mich wohl reichlich nehren,
Forthin mein tag in rhu verzehren,
Weil wol ein gantzes Jahr hinfehret,
Eh man die Spinnenweb abkehret."

Dagegen meint das Zipperlein:

„Nun wil ich bleiben
Bey Burgern, Adel oder Pfaffen,
Die haben jetzt nit mehr zu schaffen,
Denn müßig gehn und wollust treiben
Mit baden, spiln, schlaffn und weiben,
Essen und trincken auch das best,
Bey den da wird ich wol gemest (gemästet)."

Außerdem erwähnen wir „die Geschichte der herrlichen Thaten der Frauen der Stadt Argos", welche tapfer kämpfend ihre Stadt erretteten. Der Dichter hat es dabei besonders auf die Frauen abgesehen und beschließt das Gedicht mit der Lehre:

„Ein Biederweib lern hier heraus,
Daß sie auch wol erhalt jr Haus
Fürsichtiglich mit allem Fleiß,
Auf daß ihr auch Lob, Ehr und Preiß
Von männiglich dadurch erwachs
Durch jr Tugend, das wünscht Hans Sachs."

Ergötzlich verspottet er dann den dummen Geiz in dem Schwanke „der einfältige Müller mit den Spitzbuben", dreizehn listigen Burschen, die sich für Christus und seine Apostel ausgeben und durch allerlei scheinbare Wunder ihn samt seiner ebenso geizigen Frau um das zusammen gescharrte Geld betrügen, und wiederum greift er in der Komödie Daniel, die auch dem Jahre 1557 angehört, in die heilige Geschichte, um die Nichtigkeit des Götzendienstes zu erweisen, und dichtet auch im biblischen Sinne ein Weihnachtsspiel.

Aber auch damit sind wir mit dem Reichtum der dichterischen Erzeugnisse des Jahres 1557 noch nicht zu Ende, sondern wir müssen daraus noch drei Stücke, nämlich: „das Bild des Menschen elenden, gefährlichen Lebens“, ferner das Fastnachsspiel: „Das Narrenschneiden“ und endlich den Schwank „Sankt Peter mit der Geiß“ anführen, um nur ein ungefähres Bild der reichen dichterischen Thätigkeit dieses Jahres zu geben. Wir setzen das erstere Stück besonders aus dem Grunde hierher, damit wir einen Vergleich anstellen können, wie derselbe Gegenstand von verschiedenen Dichtern verschieden behandelt wird. Dasselbe Thema nämlich, welches Hans Sachs in dem Gedichte „das Bild des Menschen elenden gefährlichen Lebens“ behandelt, ist auch der Gegenstand des Gedichtes von Friedrich Rückert: „Parabel“, welches in vielen Schullesebüchern sich befindet und so beginnt:

„Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kamel am Halfterband 2c.“

Bei Hans Sachs lautet die Parabel von dem elenden, gefährlichen Leben des Menschen so:

„Im Buch der alten Weisen steht
Ein Figur, der ich Wunder hätt,
Die war gebildet und gemalt:
Ein Mann wohnet in einem Wald,
Darin 'nen Löwen schlafen sach (sah),
Als der aufwacht', lief er ihm nach.
Der Mann floh, kam zu einem Bronnen,
Darein stieg er ganz unbesonnen
Auff einen schmal walzenden Stein
Und hielt sich an zwey Reislein klein,
Die da wuchsen in dem Gesträuß
Vor dem Brunnen. Sah doch zwo Mäus',
Eine weiß, die andre geschwärtzt,
Nagen an den Reisen auswärts.
Indem thaten ihn auch erschrecken,
Er sah an des Brunnen vier Ecken
Vier erschrecklich grausame Tier
Mit dicken Häuptern, welche schier

Ihn lebend begehrten zu fressen.
Mit großem Leid ward er besessen;
Als er unter sich blickt zur Stund,
Sah er tief in des Brunnen Grund
Liegen einen sehr gift'gen Drachen,
Der wart't mit aufgethanem Rachen
Auff seinen Fall, gar ungeheuer
Schlug heraus das rot glänzend Feuer.
Als nun der Mann stand in Not,
Sah oben und unten den Tod,
Indem sah er aus einem Stein
Fließen 'nen Honigseim gar klein,
Den lecket er und vergaß gar
Der Angst und Not, darin er war.
Diese Figur mich wundert' groß,
Bis auch darauff las die Glos (Glosse, Erklärung),
Der Beschluß: Die zeiget mir: der Mann bedeut't
Auff Erd noch alle Menschen heut,
So hie wandeln in diesem Leben.
Den'n hat Gott einen Wald gegeben,
Welcher bedeut't Gottes Gebot,
Die allen Menschen vorschrieb Gott;
Darinnen soll der Mensch auch bleiben,
Sein Leben nach Gott's Will'n vertreiben,
Dem nie der Mensch entrinnen wird.
Der Löw bedeut't die bös' Begierd,
So steckt in Menschen Fleisch und Blut.
Sobald dieselb erwachen thut,
Daß sie der Mensch nicht hält im Zaum,
Läßt ihr frey und zuweit Raum,
Dann läufft der Mensch frey unbesonnen
Von Gottes Gebot zu dem Bronnen.
Der Brunn bedeutet diese Welt;
Darein steigt der Mensch obgemeld't
Auff diesen schmal walzenden Stein:
Bedeut't das wanckel Glück allein,
Darauff sich verlassen die Weltkinder.
Da wird der Mensch je länger blinder
Und hält sich an zu beyder Seit
Hie an die ungewisse Zeit,
Gedencket hie noch lang zu leben
Und sich darauff vertröstet eben,

Welche bedeuten die zwei Reis,
Welche ihm doch die schwartz und weiß
Maus hie all Augenblick abnag',
Bedeuten beyde Nacht und Tag.
Auch im Hof der vier Ecken stehn'd
Vier Tier, sind die vier Element:
Lufft, Feuer, Wasser und die Erd,
Dadurch sein Leben wird verzert.
Der Drach in dieses Brunnens Grund,
Der mit offnem Rachen und Schlund
Ihn b'gehrt nach sein'm Fall zu verschlicken,
Das ist die Höll in allen Stücken,
Darin der Mensch auf Erden lebet,
Ganz g'fährlich auff diesem Stein klebet,
'nen Augenblick steht sicher kaum;
Noch leckt der Mensch den Honigschaum,
Bedeut't der Welt Freud und Wollust,
Der Sünd und aller Laster Wust,
Darin der Mensch sich wälzen thut,
Vergißt der Seel Schad und Armut,
Ohn alle Buß und Widerstreben
Verrharrt in dem gefährlich Leben.
So ihn übereilet der Tod,
Wo ihn der mild barmhertzig Gott
Nicht selbst mit seinem Geist erleucht't,
Mit wahrer Buß wieder abzeucht
Von der Welt Sünde und Irrtum
Allein durch Glauben an Jesum,
So wird der Mensch ewig verlor'n
Durch Gottes wohlverdienten Zorn,
Vor dem Gott all Christen behüt
Durch sein Barmung (Erbarmen), mildreiche Güt,
Durch Christus, der am Kreutz gestorben
Und uns Genad und Huld erworben.
Der ist unsre Gerechtigkeit,
Unsre Versöhnung und Weisheit,
Durch den der Vater uns will geben
Nach dem Elend das ewige Leben,
Da ew'ge Freud uns auferwachs'
Mit allen Engeln, wünscht Hans Sachs.

Ein Charakterbild und eine treffliche Sittenschilderung der Zeit ist das lustige Fastnachtsspiel „das Narrenschneiden“,

in welchem der Arzt mit seinem Knechte und einem Kranken auftritt. Er kommt in ein Haus, rühmt sich seiner großen Kunst, mit welcher er alle Krankheiten heilen kann, und zeigt darüber Brief und Siegel auf. In dem Hause aber ist alles gesund, so daß sie keinen Arzt, sondern nur einen Possenreißer bedürfen. Indem aber kommt ein großbäuchiger Kranker auf zwei Krücken und bittet den Arzt um Hülfe wegen seines geschwollenen Leibes. Dieser nimmt ihn in die Kur und erkennt, daß er ganz voller Narren steckt, die nur durch Schneiden zu entfernen sind. Zuerst holt er den Narren der Hoffart heraus, so daß der Kranke sich gleich besser fühlt. Der Arzt sagt ihm:

„Wie wohl will ich dir glauben das;
Der Narr hat dich hart anfgebläht,
Er übte dich in Hoffart stet.
Wie hat er dich so groß aufblasen,
Hochmütig gemacht übermaßen,
Stolz, üppig, eigensinnig und prächtig
Rühmisch, geudisch (vergeuderisch), als seist du mächtig.
Nicht Wunder wär's, willst du es wissen,
Er hätt' dir längst den Bauch zerrissen."

Der Arzt sieht ihm nochmals in den Bauch und holt einen viereckten Narren heraus, den Narren des Geizes, und da quält den Kranken in der Seite noch ein Narr, den er schon lange getragen hat. Der Arzt holt ihn heraus; es ist ein dürrer, magerer, bleicher und gelber Gesell, der neidige Narr, „der machte dich," so sagt der Arzt, „so untreu gar,

Dich freute des Nächsten Unglück
Und brauchtest viel hämischer Tück;
Des Nächsten Glück, das macht' dir Schmerz,
Also nagt'st du dein eigen Herz.
Mich wundert, daß der gelb' Unflat
Dein Herz dir nicht abg'fressen hat.

Der Kranke: Herr Doktor, es ist endlich wahr,
Er hat mich fressen lange Jahr.

Der Knecht: Mein G'sell, schau selbst und prüf dich sehr,
Ob du nicht hast der Narren mehr.
Es ist dir stets dein Bauch noch groß."

Der Kranke fühlt noch andere Narren, will aber den unkeuschen Narren behalten. Der Arzt jedoch schneidet ihn und auch den feuchten Narren der Völlerei heraus und entfernt dann auch den zornigen und den faulen Narren. Trotzdem bleibt der Kranke noch geschwollen; denn das Narrennest, in dem die jungen Narren ausgebrütet werden, sitzt ihm noch im Leibe. Es wird endlich auch herausgeschnitten und in die Pegnitz geworfen. Nun fühlt sich der Kranke so wohl, daß er vor Freude gleich hüpfen und springen möchte; nur kann er nicht begreifen, woher er die Narren hat, ob er sie getrunken oder gegessen hat. Da belehrt ihn der Arzt:

„Weißt nicht, man spricht von alter Weis',
Daß jedem g'fällt sein' Weis so wohl,
Drum ist das Land der Narr'n so voll.
Von dem kamen die Narren dein,
Daß dir gefiel dein Sinn allein
Und ließt dem Eigenwillen Raum,
Hieltst dich selber gar nicht im Zaum;
Was dir gefiel, das thatst du gleich.

Der Kranke: O Herr Doktor Künstereich,
Ich merk, eure Kunst die ist subtil,
Ich that je alls, was mir gefiel,
Es bracht mir gleich Nutzen oder Schaden.
Nun ich der Narren bin entladen,
So will ich fürbaß weislich handeln,
Fürsichtiglich leben und wandeln
Und folgen guter Lehr und Rat.
O wie ohn' Zahl in dieser Stadt
Weiß ich armer und reicher Knaben,
Die auch meine schwere Krankheit haben,
Sie doch selber empfinden nicht,
Nicht wissen, was ihnen gebricht,
Die will ich all zu euch bescheiden,
Daß ihr ihnen müßt die Narren schneiden,
Da werd't ihr Gelds g'nug überkommen.
Weil ihr von mir nichts habt genommen,
Sag ich euch Dank eurer milden Gab.
Ade, ich scheid mit Wissen ab.

Der Knecht: Nun hört, ob irgend einer wär,
Der dieser Arzenei begehr,

Der such uns in der Herberg hie
Bei einem, heißt, ich weiß nicht wie,
Dem woll'n wir unsre Kunst mitteil'n
Und von der Narrensucht ihn heil'n.
Der Arzt: Ihr Herrn, weil ihr jetzt habt vernommen,
Viel Narr'n von dem Kranken kommen,
Die bei ihn wuchsen vor viel'n Jahr'n,
Vor solcher Krankheit zu bewahr'n,
Laß ich zuletzt ein gut Recept:
Ein jeglicher, dieweil er lebt,
Laß seine Vernunft Meister sein
Und halt sich selbst im Zaum allein
Und thu sich fleißiglich umschauen
Bei Reich und arm, Mann und Frauen,
Und wenn ein Ding übel ansteh,
Daß er desselben müssig geh,
Richt die Gedanken, Wort und That
Nach weiser Leute Lehr und Rat,
Zu Pfand setz ich ihm Treu und Ehr,
Daß alsdann bei ihm nimmermehr
Gemeld'ter Narren keiner wachs,
Wünscht euch mit guter Nacht Hans Sachs."

Nur nebenbei erwähnen wir die Fabel „Die füchsische Gesellschaft", in der erzählt wird, wie der Fuchs allerlei Gesellschaft: die Katze, den Hund, den Waldesel, die Kröte, den Bären, den Löwen, den Pfau, den Raben, den Wolf, das Schwein und das Maultier, welche ihn auf der Wallfahrt begleiten wollen, wegen ihrer Untugenden zurückweist und sich eine Gesellschaft guter Vögel wählt. Hans Sachs zieht daraus die Lehre, daß ein junger Mann prüfen soll, wen er zum Freunde nehme;

„Denn bei den Bösen wird man bös,
Muß bei ihn' leiden viel Anstöß,
Auch wird man bei den Frommen fromm
Durch ihre Tugend."

Unstreitig eins der glücklichsten Gedichte des fruchtreichen Jahres 1557 ist der Schwank „Sankt Peter mit der Geiß." Es lautet:

„Da noch auff Erden ging Christus,
Und auch mit ihm wandert Petrus,

Eins tags auß eim Dorff mit ihm gieng
Bey einer Wegscheid Petrus anfieng:
„O Herre Gott und Meister mein,
Mich wundert sehr der Güte dein,
Weil du doch Gott allmechtig bist,
Läßt es doch gehn zu aller frist
In aller Welt gleich, wie es geht,
Wie Habakuk sagt, der Prophet;
Frefel und Gewalt geht für recht,
Der Gottloß übervortheilt schlecht
Mit schalckheit den Grechten nnd frommen,
Auch könn kein Recht zu end mehr kommen.
Die Lehr gehn durcheinander sehr
Eben gleich wie die Fisch im Meer,
Da jmmer einer den andern verschlind,
Der böß den guten überwind:
Deß steht es übel an allen enden
In obern und in nidern Ständen.
Des sichst du zu und schweygest still,
Samb kümmer dich die sach nit vil
Und geh dich eben glat nichts an;
Könst (Könntest) doch als übel understan,
Nembst recht in dhand (die Hand) die Herrschafft dein!
O solt ich ein Jar Herr Gott sein
Und solt den Gwalt haben wie du,
Ich wolt anderst schawen darzu,
Führn vil ein besser Regiment
Auf Erderich durch alle Ständt;
Ich wolt stewern mit meiner hand
Wucher, Betrug, Krieg, raub uud brand,
Ich wolt anrichten ein rüwig leben."
Der Herr sprach: „Peter, sag mir eben:
Meinst, du wolltst je besser regieren,
All ding auff Erd baß ordimiren,
Die frommen schützen, die bösen plagen?"
Sankt Peter thet hinwider sagen:
„Ja, es müst in der Welt baß stehn,
Nit also durch einander gehn;
Ich wolt vil besser Ordnung halten."
Der Herr sprach: „Nun so must verwalten,
Petro, die hohen Herrschafft mein,
Heut den tag solt du Herr Gott sein,

Schaff und gebeut als (alles), was du wilt,
Sey hart, streng, gütig oder milt,
Gib auß den Fluch oder den Segen,
Gib schön Wetter, Wind oder Regen,
Du magst straffen oder belohnen,
Plagen, schützen oder verschonen,
In summa mein gantz Regiment
Sey heut den tag in deiner Händt."
Damit reichet der Herr sein Stab
Petro, den in sein Hände gab.
Petrus war deß gar wolgemut,
Daucht sich der Herrlichkeit sehr gut.
Indem kam her ein armes Weib,
Gantz dürr, mager und bleich von Leib,
Barfuß in eim zerrissen Kleyd,
Die trieb jhr Geiß hin auff die Weyd.
Da sie mit auff die Wegscheyd kam,
Sprach sie: „Geh hin in Gottes Nam,
Gott bhüt und bschütz dich immerdar,
Daß dir kein übel widerfahr
Von Wolffen oder Ungewitter,
Wann (denn) ich kan warlich je nit mit dir,
Ich muß arbeiten das Taglohn,
Heint ich sonst nichts zu essen hon (habe)
Daheim mit meinen kleinen Kinden,
Nun geh hin, wo du Weyd thust finden,
Gott der bhüt dich mit seiner Händ!"
Mit dem die Fraw widerumb wend
Ins Dorff, so gieng die Gaiß jhr straß.
Der Herr zu Petro sagen was:
„Petre, hast das Gebet der Armen
Gehört, du must dich jhr erbarmen!
Weil ja den Tag bist Herr Gott du,
So stehet dir auch billich zu,
Daß du die Gaiß nembst in dein hut,
Wie sie von hertzen bitten thut,
Und behüt sie den gantzen Tag,
Daß sie sich nicht verjrr im Hag,
Nit fall, noch mög gestolen wern,
Noch sie zerreissen Wolff noch Bern,
Daß auff den Abend widerumb
Die Gaiß unbeschedigt heimkumb

Der armen Frawen in jhr Hauß,
Geh hin und richt die Sach wol auß."
Petrus namb nach des Herren wort
Die Gaiß in sein hut an dem ort
Und trieb sie an die Weyd hindan,
Sich fing Sankt Peters unrhu an;
Die Gaiß war mutig, jung und frech
Und bliebe gar nicht in der nech (Nähe),
Loff auff der Weyde hin und wider,
Stieg ein Berg auff, den andern nider
Und schloff hin und her durch die stauden.
Petrus mit ächtzen, blasn und schnauden (Schnauben)
Must immer nachtrollen der Gaiß,
Und schien die Sonn gar über haiß,
Der schweiß über sein Leib abran,
Mit unrhu verzehrt der alte Mann
Den tag, biß auff den Abend spat,
Machtloß, hellig (entkräftet), gantz müd und math,
Die Gaiß widerumb heimhin bracht.
Der Herr sach Petrum an und lacht,
Sprach: „Peter wilt mein Regiment
Noch lenger bhalten in deiner Händt?"
Petrus sprach: „Lieber Herre mein,
Nimb wider hin den Stabe dein
Und dein gwalt, ich beger mit nichten,
Forthin dein Amt mehr außzurichten,
Ich merck, daß mein Weißheit kum töcht (taugt),
Daß ich ein Gaiß regieren möcht,
Mit großer angst, müh und arbeit,
O Herr, vergieb mir mein Thorheit.
Ich will fort der Regierung dein,
Weil ich leb, nit mehr reden ein."
Der Herr sprach: „Petre, dasselb thu,
So lebst du fort in stiller rhu,
Und vertraw mir in meine Händt
Das allmechtige Regiment."

Der Beschluß: Dise Fabel ist von den Alten
Uns zu vermanung fürgehalten,
Daß der Mensch hie in dieser Zeit
Gottes unerforschlich Weyßheit
Und sein Allmechtigen gewalt,
Wie er Himmel und Erd erhalt

Und die verborgenlich regier,
Nach seinem willen ordinier,
Alle Geschöpff und Creatur
Als der Allmechtig Schöpfer pur,
Daß er dem sag lob, preiß und ehr
Und forsch darnach nit weitter mehr
Auß fürwitz mutwillig und frech,
Warumb dieß oder jens geschech,
Warumb Gott solch übel verheng,
Sein Straff verzieh sich in die leng
Und die Bosheit so ob laß schweben.
All solch gedanken kommen eben
Geflossen her auß Fleisch und Blut,
Das auß Thorheit urtheilen thut
Und läßt sich duncken in den sachen,
Es wöll ein ding vil besser machen
Denn Gott selber in seinem Thron,
Und wenn's ihm etwan noth solt than,
Solt er mit müh, noth und angstschweiß
Auch hie regieren kaum ein Gaiß.
O Mensch, erkenn dein unvermügen,
Daß dein Weißheit und krässt nit tügen,
Nachzuforschen Göttlichem willen.
Laß den Glauben dein hertze stillen,
Daß Gott ohn ursach nichtsen thu,
Sonder auffs best, und sey zu rhu.
Dergleich urtheil in diser zeit
Auch nit die Weltlich Oberkeit,
Samb solt's das thun und jenes lassen,
Dieweil sie ist von Gott dermassen
Zu regieren hie außerwelt (auserwählt)
Und seim Volck zu gut fürgestelt,
Daß sie Gottes befelch außricht.
Und ob sie gleich dasselb thut nicht.
Sonder eben das widerspiel,
So ist es doch auß Gottes will
Zu straff der großen Sünde dein,
Sie wird tragen des urtheil sein.
Derhalb man's auch nit urtheiln soll,
Bitten und Beten mag man wol,
Daß uns Gott wöll die Sünd verzeyhen
Und sein gunst und gnad verleyhen

Der Oberkeit im Regiment,
Weil jhr hertz steht in se'ner händ
Auff daß rhu und frid aufferwachs
In Christlicher gmein, wünscht Hans Sachs."

In den folgenden Jahren ist der Dichter nicht gerade weniger fleißig im Dichten gewesen, wir haben aber doch nur wenig Bedeutsames hervorzuheben. Zu bemerken ist zunächst aus 1558 „Das Gesprech Sankt Peter mit dem faulen Bawernknecht." Der Herr Christus kam, als er noch auf Erden wandelte, mit Petrus an eine Wegscheide und fragte einen Bauernknecht, der im Schatten eines Birnbaumes lag, welcher Weg nach Jericho führe. Der faule Knecht hob nur ein Bein in die Höhe und zeigte damit die Richtung, legte sich aber gleich wieder zum Schlafen zurecht. Der Herr und Petrus gingen weiter, wurden aber wieder irr im Wege. Da trafen sie im Felde eine fleißige Bauernmagd, und der Herr fragte diese um den rechten Weg. Sie legte schnell ihre Sichel hin und brachte sie freundlich auf die rechte Straße, dann lief sie eilig zur Arbeit zurück. Petrus war über diese Dienstfertigkeit so erfreut, daß er den Herrn für die Magd um einen frommen und wackeren Mann bat. Der Herr antwortete ihm, sie solle den faulen Schlingel unter dem Birnbaume erhalten, und sagte, als Petrus das verhüten wollte, daß es darum geschehe, damit der Schlüssel mit Ehren durchkomme und die Magd nicht stolz werde.

In der Fabel „Der gescheyd Han mit dem listigen Fuchs" behandelt er die bekannte Geschichte von dem Frieden, der unter den Tieren geschlossen sei, auch bearbeitete er das Schauspiel: das Leiden Christi „(Der ganz Passio") zu Ehren der Stadt Annaberg. Besonders bemerkenswert aber ist das Jahr 1858, weil in demselben der erste Band seiner Gedichte, von denen schon viele früher in Einzeldrucken verbreitet worden waren, bei dem Buchhändler Georg Willer in Augsburg, aber gedruckt in Nürnberg durch Christoph Heußler, erschien. Er enthielt 376 Dichtungen. Als dieser Band fertig war, kam dem Dichter einen Augenblick

der Gedanke, sich zur Ruhe zu setzen, weil er schon alt sei, viel in der Welt gewirkt und durch sein Dichten, wiewohl unverschuldet, mancher Personen Haß sich zugezogen habe. Aber er war doch bald wieder an der Arbeit trotz mancherlei, auch körperlicher Beschwerden, die ihn heimsuchten; denn die Weisheit, so sagt er in einem Gedichte, habe ihn ermahnt, da die Tugenden so verachtet seien, im Dichten fortzufahren und dadurch das Gute zu befördern. So haben wir von ihm aus dem Jahre 1559 die „Historia, der Held Herkules mit seiner Zucht und wunderkühnen Thaten,“ in der er wünscht, daß Gott dem deutschen Lande auch einen Herkules schenken möge, der sich des Vaterlandes annehme und die Straßen von Raub, Mord und Placerei säubere; ferner „das letzte Kapitel Ecclesiastes (Prediger Salomonis) von dem menschlichen Alter“, das Fastnachtspiel „Der Doktor mit der großen Nasen,“ die Komödie „Daniel“ und die Tragödie „Gott Bel, in denen er die Standhaftigkeit des Glaubens und den Kampf gegen die Abgötterei, in welcher der wahre Glaube siegt, preist. Er sammelte auch die Gedichte zu einem zweiten Bande, der, nachdem der erste Band eine zweite Auflage erlebt hatte, im Jahre 1560 erschien. In der Vorrede dazu schildert er ganz treffend die Art seiner Reime also: „Gutherziger, freundlicher Leser, du wollest dies ander Buch meiner Gedicht annehmen für ein gemeines, offenes Lustgärtlein, so an offener Straßen steht für den gemeinen Mann, darin man nicht allein findet etliche süß, fruchttragende Bäumlein zur Speiß der Gesunden, sondern Würz und Kraut, so scharf und bitter sind, zu Arznei, die kranken Gemüter zu purgieren und die böse Feuchtigkeit der Laster auszutreiben. Dergleichen findet man darin wohlriechende Veilchen, Rosen und Lilien, aus denen man kräftige Wasser, Öl und Säft destillieren und bereiten mag, die abkräftigen und schwachen Gemüter, so bekümmert sind, zu stärken und wieder aufzurichten. Auch endlich mancherlei schlicht Gewächs und Feldblümlein als Klee, Distel und Korn-

blümlein, doch mit schönen, lieblichen Farben, die schwermütigen melancholischen Gemüter fröhlich zu machen." Er merkte aber auch, daß „der goldene Liederquell nicht mehr wollt fröhlich fließen, sondern oft mit Verdrießen, nicht wie vor mit so hellen, scharfen Sinnen aufquellen, sondern langsam und träg."

Viel trug zu diesem Versiegen der Liederlust der Verlust seiner treuen Ehefrau Kunigunde bei, welche am 28. März 1560, erst 58 Jahre alt, nach kurzem Krankenlager starb. Er hatte mit ihr 41 Jahre in glücklicher Ehe gelebt, sie hatte ihm 7 Kinder, 2 Söhne und 5 Töchter, geboren, diese waren aber alle vor ihr gestorben, so daß ihm nur von seiner ältesten Tochter Enkelkinder blieben. Er trauerte tief um sie und hat ihr Lob in einem tief empfundenen Gedichte gesungen „Der wunderliche Traum von meiner abgeschiedenen lieben Gemahel Kunigunde Sächsin", in welchem er auch, und damit tröstete er sich, die feste Zuversicht ausspricht, daß sie lebe in größter Ruhe und Seligkeit; denn sie war im Glauben an das gewisse Gotteswort entschlafen, „daß Christus wär

Für aller Menschen Sündt gestorben,
Bey Gott gnad und huldt erworben
Umbsonst aus lauter Barmherzigkeit."

Aber es war ihm doch einsam in seinem Hause, und das Singen wollte nicht mehr recht gehen. Was sollte er thun in seinem Alter, daß er Hilfe und Beistand fände? Er hielt es für das Beste, wieder in den Ehestand zu treten, und er traf eine glückliche Wahl; denn seine Frau, die jugendliche Barbara Harscherin, mit der er am Erichstag 1561 Hochzeit hielt, hat ihn lieb und wert gehalten, daß er wieder jugendlich aufblühte und wieder fröhlich zu singen begann. Er hat sie in dem Gedichte „Das künstlich Frawen Lob" besungen nach Gestalt, Sitten und Art, rühmt nicht bloß ihre holdselige äußere Schönheit, sondern hebt auch die hohen geistlichen Gaben hervor, mit denen sie geschmückt ist: Keuschheit, Schamhaftigkeit, ehrliche Zucht, Gehorsam, Ehrbarkeit, Fleiß und haushälterischen Sinn. Bei ihr, „die ehrenhaft wie Stahl",

wünscht er sein Leben zu beschließen. Noch in dem Hochzeitsjahre 1561 erschien der dritte Band seiner gesammelten Gedichte, sonst aber bietet dieses Jahr wenig bedeutende Gedichte. Dagegen hat er in dem schweren Jahre 1562, in welchem die Pest wütete und in Nürnberg und in seinen Vorstädten über 9200 Menschen starben, viele Trostlieder, manche sogar in scherzhaftem Tone, gesungen; denn er hielt aus, wollte nicht vor der Seuche fliehen und entgegnete einem Freunde, der ihn dazu bewegen wollte:

„Freund, magst du fliehen aus Gottes Hand
In dieses oder jenes Land?
Kein Hauptthaar fällt ohn seinen Willen!
Dies Wort laß ich mein Herz nur stillen;
Darum ich gar nicht fliehen will;
Denn Gottes Will der ist mein Ziel!“

Er weiß, das sagt er in dem Gedichte „Historia. Die unglückhafftig Königin Jocasta“:

„Gott kann des (des Unglücks) machen selb ein end,
Das Kreutz dem Fleisch ist ein artzney,
Daß es dem Geist gehorsam sey.“

Auch in den folgenden Jahren hat er noch manchen Gesang gesungen, so 1563 „Art und Lob einer tugendhafften erbar frommen Frawen.“ Es heißt darin:

„Dargegen Salomo beschreib
Selig ein tugendhafftig Weib,
Spricht, sie sey köstlicher allein
Denn Perlein und Edelgestein,
Irs Mannes hertz darff sich allermassen
Auff sie gentzlich und gar verlassen.
Diß Weib erfreut jrs Mannes hertz,
Tröst jn in unmut, leid und schmertz
Thut liebs und kein leids jrem Mann,
Ist jm ghorsam und unterthan,
Ist fürsichtig, sein Hauß versorgt,
Zeucht jhre Kind auff Gottes forcht.
Wer ein solch tugendsam Weib hat,
Das ist ein hohe Gottes gab;
Jhm zerrinnt nicht mehr Ehr noch Gut,

Sie wonet bey jm in Sanftmut,
Still, züchtig, schamhaftig und sitsam,
Demütig, from, dultig und mitsam (freigebig, milde),
Gantz freundlich und holdselig wandelt,
Warhafft und trew überall handelt.
Ein solch Weibsbild die ist löbleich,
Sie sey gleich arm oder reich;
Wann (denn) solch jr schmuck, der bleibt bestendig,
Dann jren schatz trägt sie inwendig;
In allem unfal und unglück
Bleiben solch Tugendsame stück,
Daß armut, kranckheit, schad, unfal
Jr nichts dran schadet überal.
Schaw ein solch Tugendsames Weib,
Die jr beide an Seel und Leib
Durch solch löblich Tugend und sitten
Ein solch ehrenkleid hat angeschnitten,
Das zirt sie baß vor aller Gmein
Denn Perlein und Edelgestein,
Seidenwat (Kleid), Silber oder Gold,
Gott und die Menschen habens hold
Und bleibt auch hochwirdig und wert,
Daß auch nach jrem tot auff Erd
Jr wirdt in allen ehrn gedacht
Jr Tugend halben hie verbracht.“

Die letzte dramatische Arbeit des Dichters war die Bearbeitung des Eunuchus, eines Lustspieles von dem römischen Dichter Terentius. Nach und nach aber verstummte sein liederreicher Mund mehr und mehr. Im Jahre 1567 fing er am Neujahrstage, wie er in einem Gedicht (Summa aller meiner Gedichte) erzählt, an, seine Dichtungen zu zählen. Er fand 16 Bücher Meistergesänge, 17 Spruchbücher, die er alle mit eigner Hand geschrieben hatte, darinnen waren enthalten 4275 Meistergesänge in 275 Tönen, von denen er 13 selbst erfunden hatte, ferner 208 Schauspiele, teils Komödien und Fastnachtspiele, teils Tragödien, andere Gedichte, Fabeln und Schwänke 1700. Davon enthielten die zwei ersten Bände seiner gesammelten Werke und der dritte, der vorbereitet war, 788 Stücke, und zwei weitere Bände waren bereits zum Drucke

fertig gestellt. Außerdem zählt er auf 7 Gespräche in Prosa, Kirchengesänge u. s. w., so daß er die Zahl seiner Gesänge und Sprüche auf mehr als 6048 berechnete. Das ist viel, und noch mehr bedeutet es, daß er sagen durfte:

—„Die hie angezeigte Gedicht,
Die sind alle dahin gericht.
So vil mir außweist mein Memori,
Zu Gottes preis, lob, rhum und glori,
Und daß sein Wort werd außgebreit
Bey Christlicher Gmein fern und weit."

Er konnte darum auch seine Rechnuig abschließen mit den Worten:

„Gott sey Lob, der mir sendt herab
So miltiglich die Gottes gab
Als einem ungelehrten Mann,
Der weder Latein noch Griechisch kann,
Daß mein Gedicht grün, blüh und wachs
Und vil Frucht bring, das wünscht Hans Sachs".

Er legte nun sein Handwerk nieder, und auch nur selten noch sang er ein Lied, aber die Bücher, vor allem die Bibel, las er noch eifrig bis an sein Ende. Auch vornehme Leute suchten ihn auf, so der damals hochgeschätzte Maler Herneißen, der große Sprachgelehrte Joachim Camerarius u. a. Aber nach und nach, besonders mit seinem 78. Lebensjahre, nahmen auch die geistigen Kräfte ab, er saß zuletzt vor seiner Bibel oder vor einer Chronik still in sich gekehrt und kümmerte sich nicht mehr um das, was um ihn her vorging. So beschreibt ihn in einem Gedichte sein dankbarer Schüler Adam Puschmann. Er saß da grau und weiß wie eine Taube. Sein Bart ergoß sich bis auf den Tisch. Vor ihm lag die Bibel, ringsum viele andere Bücher. Wer ihn grüßte, den sah er freundlich an, sagte aber nichts, sondern „thät neigen mit Schweigen gegen ihn sein schwaches Haupt." Am 18. Januar 1576 wurde Nürnberg von einer großen Wasserflut heimgesucht, Hans Sachs lag schon auf dem Totenbette, er starb am 20. Januar, über 81 Jahre alt. Er wurde auf dem Johanniskirchhof begraben, und die Nürnberger Meistersänger gaben ihm mit frommen Liedern ihrer Schule das Geleite.

Achtes Kapitel.

Würdigung des Dichters.

Bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts war Hans Sachs bei dem deutschen Volke ein beliebter Dichter, dann kam er namentlich durch die Gelehrten jener Zeit in Vergessenheit und Verachtung. Besonders trug dazu Christian Wernicke bei durch sein komisches Heldengedicht „Hans Sachs," mit welchem er sich für eine Beleidigung an dem elenden Reimer Postel, einem Anhänger der Lohensteinschen Dichterschule, rächte, und in welchem Hans Sachs als Dummkopf und elender Reimer dargestellt wird. Seitdem wurde er mit den schmählichen Versen:

„Hans Sachs war ein Schuh-
macher und Poet dazu,"

hochmütig verurteilt, und geraume Zeit war das fast alles, was Deutschland von seinem großen volkstümlichen Dichter wußte. Da erschien 1765 von Salomon Ranisch die Lebensgeschichte Hans Sachsens und schilderte mit warmen Worten die gemütvolle, ergötzliche und zugleich herzbessernde Kunst des verkannten Nürnberger Meisters. Das war der erste wirksame Anfang, den verlästerten dichterischen Schuhmacher wieder zu Ehren zu bringen. Wieland verglich nun seine Dichtungen mit Dürers Holzschnitten, aber noch ein Größerer trat für ihn ein. Gerade 200 Jahre nach des Meisters Tode besang Göthe, der ihn eifrig studiert und schätzen gelernt hatte, „Hans Sachsens poetische Sendung" in sinnreicher und begeisterter Weise. Er erzählt in diesem Lobgedicht, daß zu dem Meister Hans an einem Sonntag früh, als er Schurzfell, Hammer, Ahle und Pechdraht beiseite gelegt habe und in sauberem Feierwams in der Werkstatt gestanden, ein junges, wunderseltenes Weib getreten sei. Es sei die ehrbare, großmütige deutsche Dichtkunst gewesen, die habe kräftig, gerad, edel, „ohne mit Schlepp und Steiß zu schwänzen oder mit den

Augen herum zu scharlänzen," den Meister gegrüßt und ihn zum Dichter berufen mit den Worten:

„Meister, ich hab dich auserlesen
Vor vielen in dem Weltwirrwesen,
Daß du sollst haben klare Sinnen,
Nichts Ungeschicklichs magst beginnen.
Wenn andre durch einander rennen,
Sollst du's mit treuem Blick erkennen;
Wenn andre bärmlich sich beklagen,
Sollst schwankweis deine Sach fürtragen;
Sollst halten über Ehr und Recht,
In allen Dingen sein schlicht nnd schlecht,
Frummkeit und Tugend bieder preisen,
Das Böse mit seinem Namen heißen,
Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt;
Sondern die Welt soll vor dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie gesehn,
Ihr festes Leben und Männlichkeit,
Ihre innre Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land,
Soll dir zeigen alles Leben,
Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt die Wirtschaft tollert,
Der Ameishauf durch einander kollert;
Mag dir aber bei allem geschehn,
Als thätst in einen Zauberkasten sehn.
Schreib es dem Menschenvolk auf Erden,
Ob's ihm möcht eine Witzung werden."

Und Hans Sachs erfüllt seine poetische Sendung, so daß die Muße selber ihn bekränzen läßt. Es schwebt über ihm, wie Göthe das Gedicht schließt,

„Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt;
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt."

So kam der vergessene und verkannte Dichter wieder zu Ehren, und mehrere Ausgaben haben eine Auswahl seiner

Werke unserem deutschen Volke wieder nahe gebracht. Und er ist es wert, daß das Volk sich an ihm erquickt und erhebt; denn er ist ein echter deutscher Volksdichter, ein Mann voll Wissen und Weisheit, voll Einsicht und Überblick über die Zeitverhältnisse und steht auf der Höhe seiner Zeit; das erkannte der ihm geistesverwandte Göthe, der ihm auch seinen Knittelvers abgelernt hat, und bei dem dieselbe Allseitigkeit, dieselbe heitere Behaglichkeit der Anschauung, dieselbe Leichtigkeit der Form, nur alles in verklärterer, kunstreicherer Gestalt, sich findet.

Seine Sprache ist trotz aller Derbheit das beste Hochdeutsch, welches sein Zeitalter neben Luther geschrieben hat, wenn er auch den Nürnberger Dialekt nicht verleugnet. Gesetz für seinen Vers ist die Silbenzählung, und es finden sich darum bei ihm allerdings Härten, z. B. „Alles, was er thut than," und auch Reime wie:

„Lieb ist ein bitter Krankheit schwer,
So spricht Hans Sachs Schuhmacher."

Aber sie sind doch verhältnismäßig selten und geben keinen Grund ab, ihn spöttisch zu verachten. Öfter leiden seine Gedichte auch an Breite, da er es versäumte, das Müßige zu streichen, und doch ist seine Redseligkeit in gewisser Weise wohlthuend, so daß man sich bald an seine Eingänge und immer wiederkehrenden Schlußzeilen gewöhnt und sie nur ungern vermissen würde, weil sie ein Bild der Zeit sind, in der er lebte, und der Kreise, für die er dichtete.

Besonders groß ist die Mannigfaltigkeit der Stoffe, welche er bearbeitet hat. Er schöpfte sie teils aus der Erfahrung, so daß wir seine große Beobachtungsgabe der Natur und des Lebens, seine umfassende Welt- und Menschenkenntnis bewundern müssen. Fast jede Erfahrung seines langen Lebens gestaltete sich ihm zu einem Gedichte, und noch im Alter schwebten ihm die Erlebnisse seiner Jugend, besonders die seiner Wanderjahre, wie seine Gedichte beweisen, so lebendig vor der Seele, daß er Menschen, Sitten, Begebenheiten aller Art,

Länder und Städte mit der klarsten Anschaulichkeit zu schildern vermochte. Eine große Anzahl seiner Stoffe schöpfte er aber auch aus Büchern, und seine Belesenheit ist erstaunlich groß. Er muß fast alles gelesen haben, was zu seiner Zeit in deutscher Sprache gedruckt war, und auch vieles Handschriftliche. Die Bibel, die er unablässig studierte, kennt er durch und durch, er hat auch die bedeutendsten griechischen und römischen Schriftsteller in Übersetzungen oder Auszügen gelesen und zeigt sich bewandert in der alten und neuen Geschichte, der griechischen und römischen Mythologie und in der deutschen Sage. Diese Kenntnis der deutschen Sagenwelt hat er wahrscheinlich aus den älteren deutschen Dichtungen selber geschöpft. Ebenso kennt er die bedeutendsten neueren Schriftsteller der Ausländer. So boten ihm Bücher und Lebenserfahrung hauptsächlich die Stoffe zu seinen Gedichten, und nur höchst selten hat er den Stoff eines Gedichtes erfunden, so daß Jakob Grimm recht hat, wenn er sagt: „Hans Sachs dichtet alles und erdichtet nichts." Es erklärt sich daraus auch eine besondere Eigentümlichkeit seiner Darstellung, daß er nämlich gern die Quelle, aus der er geschöpft hat, wie ein gewissenhafter Geschichtschreiber im Gedichte selbst namentlich anführt, und wäre diese Quelle auch nur ein Gespräch auf der Straße, dem er gelauscht, ein häuslicher Zank, dem er zugehört, oder ein Traum, den er einmal gehabt hat. Sein dichterischer Drang, jeden sich darbietenden Stoff zu einem Gedichte zu gestalten, hat ihn freilich auch öfter irre geführt, da er die Stoffe nicht auf ihren dichterischen Gehalt untersuchte. So sind manche Gedichte, z. B. wenn er den ganzen Hausrat, welchen man im ehelichen Leben bedarf, bei 300 Stücken aufzählt, wenn er verschiedene Tiere mit menschlichen Charakteren vergleicht, wenn er die 36 Turniere in Deutschland, alle römischen Kaiser von Christi Geburt bis auf Karl V., die 72 Namen Christi, 100 Tierlein mit ihrer Art und Natur, 124 Fische und Meerwunder, die 110 fließenden Gewässer Deutschlands vorführt, zu bloßen Reimereien geworden. Es fehlt aber auch in ihnen nicht ein kernhafter Gedanke, und sie

befriedigten gewiß die Ansprüche seiner Zeitgenossen; denn diese forderten von der Dichtkunst zuerst Belehrung nicht nur in der Fabel mit ihrer Moral, sondern auch im ernsten Schauspiele und im lustigen Schwanke, denen darum auch bei Hans Sachs die Lehre immer angehängt ist. Für uns aber haben diese Dichtungen nur einen geschichtlichen, keinen dichterischen Wert, zumal auch die Sprache in ihnen nicht immer fließend, sondern öfter steif und ungelenk ist. Dagegen begegnen uns in seinen besseren Gedichten, die wirklich dichterische Stoffe behandeln, treffliche Ausführung und schöne, ungezungene und leichte Darstellung, so daß man sich von der natürlichen, treuherzigen Sprache, dem Reichtum und der Angemessenheit des Ausdrucks und den glücklichen Wendungen, in denen sich sein dichterischer Sinn bekundet, erfreut und angezogen fühlt.

Aus dem allen ergiebt sich, daß Hans Sachs kein eigentlich schöpferischer Geist war, daß er es aber verstand, das wirklich Poetische, Schöne und Wahre der Stoffe mit Sicherheit darzustellen, ohne es freilich zu einem reicher entfalteten Gemälde gestalten zu können. Es sind ihm daher kleinere Erzählungen und Schwänke, die eine reiche Entfaltung nicht verlangen, am besten gelungen, während seine größeren Schauspiele, so sehr sie auch seine Zeitgenossen ergötzten, uns nur als Aufrisse, denen die Ausführung im einzelnen fehlt, erscheinen, die aber doch auch so noch Eindruck auf uns machen. Dabei besaß er die hohe Gabe, die Welt, die er beobachten konnte, poetisch aufzufassen und in ihrer ganzen Wirklichkeit und Wahrheit gleichsam holzschnittartig darzustellen als Spiegel der Zeit in Sitte und Sprache. Deshalb sind besonders diejenigen Erzählungen so trefflich gelungen, in welchen er die Gegenwart und das bürgerliche Leben darstellt und die enge Welt, die ihn umgab, mit allen ihren Eigentümlichkeiten schildert. Andere Stoffe dagegen behandelt er nur dann mit eben so glücklichem Erfolge, wenn es ihm gelingt, sie in seine eigene Welt zu ziehen.

Wenn wir auf die verschiedenen Arten seiner Dichtungen und die Quellen sehen, aus denen er den Stoff dazu

schöpfte, so bemerken wir, daß er den Stoff zu seinen Erzählungen öfter aus Boccaccios Novellen, ferner aus zahlreichen Chroniken, aus Ovid, Livius, Herodot, Diodor, Äsopus und andern Schriften der Griechen und Römer entnahm. Ebenso benutzte er die Gesta Romanorum, ein Sammelwerk, welches Anekdoten, Sagen, Märchen und Legenden enthält, welche auf die römische Kaisergeschichte zurückgeführt sind, dann das Buch von den sieben weisen Meistern, welches Geschichten enthält, das Buch der alten Weisen, welches Beispiele und Sprüche vorführt, die alten Weisen in den Mund gelegt sind, auch viele ältere deutsche Dichtungen. Unter den späteren deutschen Schriftstellern hat er außer Hans Rosenblüt, Hans Folz und Sebastian Brant am häufigsten Paulis Schimpf und Ernst, eine Anekdotensammlung aus alten Büchern, benutzt, und auch der Eulenspiegel hat ihm Stoff zu mehrern Schwänken gegeben. Eine reiche Quelle für seine Erzählungen war ihm auch die heilige Schrift und die mündliche Erzählung.

Eine eigentümliche Mittelgattung zwischen Erzählung und Schauspiel bilden seine Gespräche, Kampfgespräche und Klagereden. Sie entsprechen in ihrer allegorisierenden Art dem Geschmacke der Zeitgenossen, und so hat er in zahlreichen Gedichten nach einer erzählenden oder schildernden Einleitung, wie er in einem Walde, in einer Grotte oder nachts vor seinem Bette diese oder jene Gestalt habe erscheinen sehen, Kühnheit und Geduld, Zorn und Sanftmütigkeit, Hoffart und Demut, Wollust und Ehrbarkeit, Frömmigkeit und Schalkheit, Tugend und Glück, Armut und Reichtum, Sommer und Winter u. s. w. als persönliche Wesen mit einander über ihre Vorzüge streiten lassen. Zuweilen ist es auch nur eine Person, Frau Milde, Frau Keuschheit, Frau Zucht, Frau Wahrheit, der verjagte Friede u. s. w., welche sich belehrend an den Dichter wendet oder nach ausführlicher Beschreibung ihres Aussehens und ihrer Umgebung Klagreden hält. Der Wert dieser Dichtungen, in denen Hans Sachs allerdings mit großem Scharfsinn die mannigfaltigen Seiten der Begriffe vorführt und mit richtigem sittlichen Takte über Wert oder Unwert

der Tugenden und Laster entscheidet, ist ein mehr praktischer als poetischer, da auch die Einleitungen trotz mancher guten Schilderung ziemlich eintönig sind und nur einzelne, wie z. B. das Häderlein, Heinz Widerporst u. s. w., sich durch Humor und frischeres Leben auszeichnen.

Manche Geschichten, die Hans Sachs aus dem Leben der niederen Stände erzählt, sind ziemlich grob und derb, wie überhaupt in seiner Zeit in der Sprache wie in den Sitten eine gewisse unbefangene Derbheit herrschte, die uns anstößig erscheint, damals aber niemand auffiel. Dabei verwirrt er aber das sittliche Urteil nicht und macht nicht lüstern. Überall hat er eine Richtung auf das Lehrhafte, aber es drängt sich nicht vor und behindert die Geschichten nicht. Diese erscheinen vielmehr zuerst immer um ihrer selbst willen, und die Moral ist nur eine Zugabe.

Die Fabeln, welche er bearbeitet hat, sind dem Stoffe nach teils aus dem Äsop, den auch Luther hochschätzte, teils den späteren lateinischen Fabeldichtern entnommen, teils selbst erfunden und teils aus der Tiersage entlehnt. Er war hier recht in seinem Elemente und entsprach darin recht dem Geschmacke der Zeit für das Lehrhafte in der Dichtung; denn die Fabel ist recht eigentlich ein Beispiel für die Lehre, um derentwillen sie geschrieben wird. Es kann daher bei der Neigung der Zeit für dieses Lehrhafte in der Dichtkunst nicht wunder nehmen, daß Hans Sachs jede biblische und weltliche, jede ernste und scherzhafte Geschichte und Erzählung, jedes Schauspiel und jeden Schwank in eine Fabel verwandelte, welche eben um der Moral willen, die daraus gezogen war, gute Aufnahme beim deutschen Volke fand. So ist ihm alles, Natur und Geschichte, ein Bild für das christliche Leben und gleichsam eine von Gott gedichtete Fabel, die allerlei gute Lehren enthält.

Besondere Erfolge hatte Hans Sachs im Schauspiel, für welches das Volk seit der Mitte des 15. Jahrhunderts besondere Neigung zeigte, und dies besonders in Nürnberg und Augsburg, von wo aus die dramatischen Spiele sich nach

und nach immer weiter verbreiteten. In Nürnberg bestand seit 1550 hauptsächlich zur Aufführung der Stücke unseres Meisters ein besonderes Schauspielhaus, in dem dieselben von ehrbaren Bürgersleuten aufgeführt wurden. Wir dürfen allerdings an seine Schauspiele nicht den vollendeten Maßstab legen; denn von dramatischer Entwicklung der Charaktere ist nicht die Rede, vielmehr beschränkt sich die dramatische Darstellung auf die schlichte Entwicklung der Handlung, wobei er sich allerdings bemüht, die Charaktere zu zeichnen und ihnen eine bestimmte Haltung und Färbung zu geben, so daß seine Schauspiele die höchste Stufe der Vollendung in seiner Zeit erreichten und große Verbreitung erlangten. Seine Akte sind meist nur Scenen, und er vergrößerte ihre Anzahl in beliebiger Weise. Die Einschnitte treten gewöhnlich ein, wenn eine neue Scene mit neuem Schauplatz beginnt, oder auch wenn die Personen abtreten. Da nun das Theater zu jener Zeit keinen Vorhang hatte, so konnten die Aktabteilungen nur dadurch bezeichnet werden, daß die Personen abgingen und nach einer kleinen Pause andere wieder auftraten. Die Stoffe, welche er dramatisch behandelt hat, sind sehr mannigfaltig; biblische, die er freilich öfter nur in Gesprächsform umsetzte, aber auch, wie z. B. „die ungleichen Kinder Evä", poetischer und freier gestaltete; geschichtliche, in denen er sich aber zu ängstlich an die Quelle hielt; Sagenstoffe, die allerdings etwas spießbürgerlich zugestutzt werden; Stoffe aus der damals weit verbreiteten Erzählungs- und Novellenlitteratur, die er im ganzen glücklich gestaltete; noch mehr gelangen ihm die Spiele, welche in das bunte Leben und Treiben seiner Zeit einführen. Er führte so dem Schauspiele neue fruchtbare Stoffe zu und entwickelte sie auch trotz der schon erwähnten Schwächen höher als seine Vorgänger. Bei diesen war selbst das Gespräch noch ganz unentwickelt, von Handlung war nicht eine Spur; „dagegen pflegte", wie Scherr sagt, „die thatsächliche Handlung, d. h. eine tüchtige Prügelei, sich fast immer einzustellen"; von Charakteristik war keine Rede. Bei Hans Sachs ist das alles schon unverkennbar vorhanden; er versucht schon Expo-

sitionen und unternimmt es, die Handlungen zu begründen, wenn es ihm auch nicht gelingt, die Personen sich innerlich vor uns entwickeln zu lassen. Seine Personen sind immer, sie mögen Orientalen, Griechen oder Römer, Könige oder Königinnen, Knechte oder Mägde sein, nichts anderes als Nürnberger Bürger und Bürgerinnen, und sie benehmen sich und sprechen geradeso wie diese in ähnlicher Weise, wie die deutschen Maler dieser Zeit die biblischen Personen als deutsche Bürger und Bürgersfrauen darstellten; er giebt ihnen aber doch einen scharf ausgeprägten Charakter. Gerade dadurch, daß er so entlegene Stoffe ganz und gar in die bürgerlichen Verhältnisse seiner Zeit versetzte und sie so den Anschauungen des gemeinen Volkes näher rückte, wird auch die große Wirkung seiner Stücke auf die Zeitgenossen erklärlich. Das Geschäft, dem Volke die Lehre aus dem Schauspiele zu ziehen, hat er dabei dem Herolde oder, wie er ihn nennt, dem Ehrenholde zugewiesen. Dieser trat vor dem Beginne des Stückes auf, gebot Ruhe und Aufmerksamkeit und führte kurz den Inhalt des Stückes berichtend vor. Ebenso trat er wieder am Schlusse auf und zeigte den Zuschauern, welche Lehren aus dem Stücke zu ziehen seien. Auch beim Fastnachtsspiele und Schwanke fehlt solcher Eingang und Ausgang nicht, wenn ihn da auch eine andere Person übernimmt. Besonders zieht bei seinen Schauspielen, deren er 208 als Tragödien, Comödien, und Fastnachtsspiele gedichtet hat, der volkstümliche Geist an, und am besten sind ihm die Fastnachtsspiele gelungen. Auch diese haben wie das Schauspiel überhaupt ihren Ursprung in dem kirchlichen Leben, aber nicht so, daß sie wie das biblische Schauspiel heilige Geschichten darstellen, sondern daß sie in der tollen Fastnachtszeit der Welt Leidenschaften, soweit sie etwas Lächerliches bieten, vorführen. Sie schonen dabei keinen Stand, auch fehlen Schimpfreden und Prügel als Würze des Witzes nicht, und wenn es sehr arg gewesen ist, so entschuldigt das der Schluß, indem er die Freiheit der Fastnacht geltend macht. Hans Sachs schildert uns in ihnen mit scharfer Beobachtung, feinem Urteil und schalkhaftem Humor das Leben und die

Sitten seiner Zeit. Wir sehen da die Liebe, welche nur am Äußern hängt, den Eigennutz, die Hoffart, den Zorn, die Buhlerei, die üble Kinderzucht, die falsche Frömmigkeit, die verschiedenen Stände mit ihren Fehlern, himmlische und irdische Kreaturen, Geistliche und Laien, Fürsten, Adel, Bürger und Bauern, Ketzerrichter und Bettelmönche, Tyrannen, Juristen, Advokaten und Finanzer, Ärzte, den Teufel und Sankt Petrus, die Landsknechte, fahrende Schüler und Diebsgesindel, das Familienleben in seinen verschiedenen Gebrechen u. s. w., und alles ist so natürlich dargestellt, daß wir es mit Händen greifen können. Allerdings geht es oft recht derb zu, und der Mutwille ist groß, aber er hat nicht zur Lüsternheit gereizt, sondern in den Schwänken die Wahrheit sittlichen Lebens dem Volke vor Augen gestellt, und es ist ergötzlich, wie er den Ton gutmütiger Dummheit bei den Bauern trifft, wie er das eheliche Leben und besonders die Frauen schildert, wie er die Thorheiten aller lächerlich macht, so daß man es auch ohne die angefügte Lehre merkt, daß er auch im übermütigsten und tollsten Schwanke eigentlich niemand persönlich an den Pranger stellen, sondern allen das rechte Leben lieb machen will, und daß er, wenn er das ganze tolle Treiben gemeiner Menschen an uns vorüberführt, doch selbst hoch darüber steht und mit schlichtem Sinne die Wahrheit und Tugend in der ganzen liebenswürdigen Schönheit ihrer Erscheinung zeigt. Dieser Mann hat es darum verdient, daß die dankbare Nachwelt ihm ein Denkmal gesetzt hat und daß sie seine Gedichte zur Erquickung und Erbauung liest. Er selbst ruft uns zu:

„Ich hab zur Ruhe mich gesetzt
Und laß meine Gedicht zuletzt
Dem gutherzigen, gemeinen Mann;
Mit Gottes Hülf er sich beßre dran! —
Daß mein Gedicht grün, blüh und wachs
Und viel Frucht bring, das wünscht Hans Sachs."

Druckfehler.

S. 16 Zeile 18 lies Freiberg statt Freiburg.
S. 30 Zeile 4 von unten lies Des statt das.
S. 37 letzte Zeile lies Geleit statt Gebiet.
S. 53 Zeile 16 lies gerichteten statt gerichtete.

Louis Heuser's Buchdruckerei Neuwied.

Vögl

Schumann, G.

Hans Sachs, ein deutscher Handwerker und Dichter Nach seinen Leben und nach seinen Dichtungen für das deutsche Volk dargestellt

Neuwied 1890